



**INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY**

6. 4. 1904

Ruthenische Revue.

 Halbmonatsschrift. 

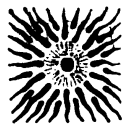
Im Auftrage des ruthenischen Nationalkomitees herausgegeben von

Reichsratsabgeordneten **Basil R. v. Jaworskyj**

Reichsratsabgeordneten **Dr. Andreas Kos**

Roman Sembratowycz.

 **II. Jahrgang.** 



Wien.

Verlag der »Ruthenischen Revue«.

1904.

DK 508
.A21344

v. 2

Alle Rechte vorbehalten.

1-27-61



Inhalt des zweiten Jahrganges.

	Seite
Bajer Fredrik: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland . . .	462
Björnson Björnstjerne: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	290
Browning, Universitäts-Professor Mr. Oscar: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland.	243
Bryk, Dr. Iwan: Die Bedeutung des Dichters Iwan Kotlarewskyj für die nationale Wiedergeburt der Ukraine	16
Büchertisch: 24, 48, 70, 167, 458, 507, 555, 628,	673
Buchholz, Universitäts-Professor Dr. G.: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland.	438
Charkiw, Dr. M.: Der polnische Macchiavellismus im galizischen Mittelschulwesen	4, 31
Das Ausland über die ruthenische Frage in Russland	467
Die ruthenisch-ukrainische Presse: 165, 188, 212, 237, 260, 287.	479
	506, 575, 674
D-j W.: Die ruthenische Bibelübersetzung	472
Doneckyj P.: Nationales Leben und nationales Bewusstsein in der Ukraine	559, 584
Eeden, F. van: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	266
Ein ausländischer Jurist: Die Rentengüter in Galizien	539
Fedorenko S.: Der Wert der offiziellen Statistik	6
Franco Iwan: Die Geschichte eines Pelzes	42
Die Steinbrecher	477
Frederiksen, Univ.-Professor Dr. N. C.: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	290
Gerlach, Reichstags-Abgeordneter H. von: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	486

	Seite
Gotthard August: Ruthenisch Volk	330
Ukraina-Rekrut	500
Gubernatis, Prof. A. de: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	291
Guyot Yves, ehem. Minister: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	265
H. A.: Ein panslavistisches Zirkular	146
Hasse, Univ.-Prof. Dr. E.: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	437
Hedin, Reichstags-Abgeordneter Dr. Adolf: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	241
Horbaczewskij, Univers.-Professor Dr. J.: An die ruthenische Intelligenz Bericht der von der Schewtschenko-Gesellschaft entsendeten Deputation	124 148
Horoschowschki Wilhelm: Borysław	495
Hrintschenko Borys: Hunger	547, 570
Hruschewskij, Universitäts-Professor Michael: Ein interessanter Jahrestag	11
J. L. N.: Zur Politik des offiziellen Russland	470
Jaworskij, Basil R. v.: Die österreichische Zentralregierung und die Aspirationen der polnischen Schlachta	97
Die Politik der Verhetzungen	130
Die Koketterie in der Politik	145
Politische Geschmacklosigkeit	198
Die Virtuosen des Macchiavellismus	223
Zwei Wahrheiten	247
Politische Flickarbeit	295
Wo bleiben die ehernen Tafeln?	439
Dr. Koerber und die Ruthenen	486
Eine Institution für gesetzliche Vergewaltigung	514
Unsere minimalste Forderung an Österreich	605
Unsere Privilegien	655
Karenko J.: Ein ukrainisches Fest in Kijew	3
Der japanisch-russische Konflikt und die Ukraine	52
Plehwe und die Ukraine	447
Die jüdische Frage und die Ruthenen	494
Ein Blättchen aus der Geschichte der nationalen Wiedergeburt d. Ukraine	523
K. J.: Die gr.-or. Ruthenen in der Bukowina	152
Die Landtagswahlen in der Bukowina	448
Die ruthenischen Vereine in der Bukowina	498, 525, 568
Die Polen in der Bukowina	517
K-j. A.: Panrussentum oder Panmongolismus	73
Kiczura-Meletius: Auf der Suche nach den neuen Mitteln	36
Die ruthenische pädagogische Gesellschaft	59
Kobylanska Olga: Valse melancolique	141, 160, 184, 205, 235, 252, 282
Rosen	457
Kocjubynskij Michael: Zwischen Fels und Meer	307, 330
Kreweckij Iwan: Iwan Kotlarowskij	599

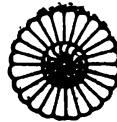
	Seite
Kullisch Pantefejmon: Saporoger Gericht. (Aus dem Roman „Tschorna Rada“)	608, 622
Kuschnir Wladimir: Die Lage der ruthenisch-ukrainischen Kolonisten in Amerika	225
Der ruthenisch-ukrainische Verein Proswita	273
Die österreichische Staatskunst und die Ruthenen	297
Die Ruthenen in Ungarn	320
Die Kunstgewerbeausstellung der ruthenischen Bauern	455
Martyrologium der galizischen Sitschvereine	520
Lepkyj-Bohdan: Die Mutter (Eine Erzählung)	62
Leroy-Beaulieu, Prof. Anatole: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	461
L' Européen: Das Forum der europäischen Öffentlichkeit	76
Lewickyj Wassyl: Der Hetman Iwan Mazepa in der deutschen Literatur 596, 611, 637	596, 611, 637
Makaruschka, Dr. Eustach: Ruthenen — Ruthenisch	41
Makowej, Dr. Ossip: Die Wiedergeburt der galizischen Ruthenen	277
Manastyrskij J.: Vor den Ersatzwahlen	56
Altpolnische Experimente der österreichischen Regierung	84
Das historische Polen und die Ruthenen	659
Mykylak Andreas: Die Ruthenen im Lichte der neuesten anthropologischen Forschungen	684, 662
Myrnyj Panas: Die Feldfee (Aus dem Roman „Chyba rewut woły“).	647, 668
N. A. W.: Panславistische Randbemerkungen	317
Notizbuch:	187, 211, 258, 311
Obuch Kl.: Sitsch	108
Onyschko J.: Zwei Lehrerkongresse in Lemberg	318
Oppenheimer, Dr. Franz: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	267
Pallsander Heb.: Das totgesagte Weissrussland	533
Pjatka Stefan: Der Rotsche Schacht	501
Puluj, Hochschul-Prof. Dr. J.: Ein Memorandum an das Hauptdepartement für Pressangelegenheiten in Petersburg	82
Russenfreunde und eine ukrainische Ode	102
An die ruthenische Intelligenz	124
Zur Frage der Errichtung der ruthenischen Universität	173
R. L. M. Das Verbot der ruthenischen Sprache	492
Die slavischen Brüder in Galizien	631
Raptsardi, Univers.-Prof. Dr. Mario: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	244
Romanow: Briefe aus und über Russland	629, 657
Rundschau:	45, 68, 118, 553, 627, 672
Rusticus: Ob das weiter geduldet werden könne!	270
Schéele, Bischof Dr. K. H. von: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	485
Schewtschenko Taras: An die Schwester	281
Stimme eines ukrainischen Dorfknädehens	304

	Seite
Aus dem politischen Gedicht „Der Traum“	305
Vermächtnis	456
Schlaf Johannes : Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	244
Semaniuk Iwan : Der Grossvater	20
Ein Gang der Alten	22
Sembratowycz Roman : Unsere Politik	1
Die Sprache der Zahlen. Ein Wort an den österreichischen Minister- präsidenten	25
Eine hohe Kultur in Liquidation	49
Die Knute als Freiheitsbanner. (Zum Kampfe um die ruthenische Universität)	121
Die ruthenisch-ukrainische Presse	134
Galizische und preussische Ausnahmsgesetze	169
Die geistige Wiedergeburt der Ukraine und der kaiserliche Ukas vom Jahre 1876	193
Des Zarenums grösstes Kulturwerk. (Zum Kampfe gegen das Ver- bot der ukrainischen Sprache).	217
Panslavismus und Panrussismus	245
Der neue Kurs	268
Eine politische Pilgerfahrt	292
Die Klippen im panrussischen Meer	318
Hannibal ante portas!	448
Die Liebesgabe des russischen Kronprinzen (Von Alexej Michajłowitsch zu Alexej Nikolajewitsch)	468
Die Kulturfeindlichkeit der galizischen Machthaber in Ziffern	489
Österreichs Kulturmission und die Politik der österreichischen Re- gierungen	509
Trinkgelder statt der Reformen	557
Der ukrainische Volksbildungsverein in Petersburg	565
Des Herrn Koerber Versöhnungspolitik	581
Ein Steinbrecher. Galizische Silhouette	616
Der ostasiatische Krieg und der russische Absolutismus	653
Sergi. Universitäts-Prof. Dr. Gluseppe : Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	289
Severus : Alma Mater Leopoldensis — als Stiefmutter	451
Stefanyk Wassyl : Katrussja	529
Stelmaschenko R. : Hryhoryj Kwitka	644
Swldomyj : Das galizische Volksschulwesen in Ziffern	589
Till, Universitäts-Professor Dr. Ernst : Ein Beitrag zur Lehre von der Teilpacht	327
Turjanskyj O. : Eugen Hrebinka	665
Tustanowskyj Roman : Petro Artemowskyj-Huľak	619
Verus : Politische Polen	57
Der demokratisch-nationale Bundestaat Österreich	99
Innsbruck und Lemberg	299
Die Wiener Zentralbehörden und die Ruthenen	607

	Seite
Wavrinsky, Reichstags-Abgeordneter Eduard: Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland	438
Wowtschok Marko: Ein Traum, Erzählung	93, 115
Zobkow, Univ.-Dozent Dr. M.: Aus der Universität in Lemberg 86, 108, 136, 155, 179, 200, 229, 248	

Illustrationen.

Kotlarewskyj-Denkmal in Połtawa S. 18; Der Bauernverein Sitsch in Zabołotiw S. 105; Iwan Kotlarewskyj S. 600; Michael Pawłyk S. 617; Petro Artemowskyj-Huľak S. 620; Hryhoryj Kwitka S. 645; Eugen Hrebinka S. 668.



Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 1.

Erstes Jännerheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet !)

Unsere Politik.

Wir befinden uns an der Grenze eines neuen Zeitabschnittes. Eine Strecke weiter haben wir zurückgelegt, einige Schritte mehr haben wir getan — es waren schwere und langsame Schritte, die dem mühsamen Schleppen einer vom chimärischen Schicksal aufgezwungenen Last glichen. Nicht das erstemal betritt unser Volk schweren Herzens die Schwelle des neuen Jahres — nur daß es früher vielleicht weniger bewußt geschah.

Doch schwer war unser Los nicht nur deshalb, weil uns vielleicht mehr Unrecht widerfahren als irgend einem anderen Volke, sondern auch deshalb, weil wir so geduldig dieses Unrecht ertrugen, weil wir oft zu sentimental waren, um uns zu verteidigen. Jene Wahrheit, daß die Lebensfähigkeit der Fähigkeit zum Kampfe ums Dasein gleiche, haben wir lange nicht anerkennen wollen. Jahrhunderte gingen an uns fast spurlos vorbei; wir lernten sehr wenig. Wir glaubten, nach allen Seiten hin hyperloyal sein zu müssen: Den verwandten Volksstämmen gegenüber — der problematischen Blutsverwandtschaft zuliebe; dem Staate gegenüber, der uns nichts anderes bot als organisierte Verhinderung unserer kulturellen und nationalen Entwicklung, waren wir loyal aus unbegreiflichen Gründen.

So wurden wir zu einem traditionellen Ausbeutungsobjekt und unser größter Dichter bemerkt mit Recht, er wisse nicht, ob es jemand gebe, der uns noch nicht exploitiert habe. Wir gaben Litauen die Kultur, auf unseren Schultern schwang sich das Polenreich zu einer europäischen Macht empor — wir wälzten es zwar später ab, nahmen aber an dessen Stelle Moskovien auf, um den Grundstein zur heutigen

Macht Rußlands zu legen. Wir bereiteten also selbst das Grab unserer Selbständigkeit vor, obzwar andererseits auch die ungünstige geographische Lage unseren Kampf ums Dasein äußerst schwierig gestaltete.

Unsere Führer waren oft gute Ethnographen, Paläo- und Archäologen — die einer slavischen Mumie zuliebe die vitalsten Interessen ihres Volkes zu opfern imstande waren, ohne zu wissen, daß sie ein Verbrechen begehen — sie waren aber keine Politiker! Für das wirkliche Leben hatten sie keine Augen und konnten deshalb nicht einsehen, daß die Interessengemeinschaft in der Geschichte der Menschheit eine viel größere Rolle spiele als die auf den Ausgrabungen basierte Blutsverwandtschaft. Es fehlte ihnen meistens das Verständnis dafür, daß — wie Thering treffend bemerkte — „das Leben der Völker eine Gemeinschaft, ein System der gegenseitigen Berührung und Einwirkung friedlicher und feindlicher Natur, ein Geben und Nehmen, Entleihen und Mitteilen, kurz — ein großartiges, alle Seiten des menschlichen Daseins umfassendes Austauschgeschäft“ sei. Wenn wir nun von der Verwandtschaft reden wollen, so hat uns die Geschichte zur Genüge gezeigt, daß ein „Austauschgeschäft“ unter Verwandten sehr unpraktisch und undankbar sei.

Unsere Vorfahren — es hat allerdings auch löbliche Ausnahmen gegeben — pendelten leider trotz alledem zwischen der „slavischen“ und der wahren Volkspolitik hin und her, schrakten vor jedem selbständigen Schritt zurück und blieben gewöhnlich in der Luft hängen, zwischen der Wirklichkeit und dem Unerreichbaren. Sie fürchteten jeden Sieg über die „slavischen Brüder“ und streckten oft ihre Waffen im entscheidenden Moment. Jedoch eine Kapitulation ist und bleibt doch immer nur eine Kapitulation und kein bedrücktes Volk gelangt ohne hartnäckigen Kampf zu seinem Recht! Deshalb hatte die erwähnte Taktik nur verderbliche Folgen.

Aber unsere Gegner haben den Bogen zu straff gespannt und uns aus langem Schlaf gerüttelt. Die breiteren Schichten des ruthenischen Volkes haben schließlich doch eingesehen, daß sie vor allem sich selber gegenüber die Loyalität schuldig seien, daß jede Loyalität reziprok sein müsse, wenn sie nicht zu einem widerlichen Servilismus herabsinken soll. Bei uns darf niemand mehr von dem Aufgeben des Kampfes um unser gutes Recht, von der slavischen Politik reden, der nicht den Namen eines Ephtaltes verdienen will. Das Volk verlangt heute eine volkstümliche, den kulturellen und nationalen Interessen entsprechende Politik, welche, wie angedeutet, bereits vor Jahrhunderten von unseren hervorragendsten Führern vorgezeichnet wurde und die uns von den slavischen Brüdern nichts erhoffen läßt.

So begegnen wir dem neuen Jahre im Zeichen des Kampfes um unsere kardinalsten Rechte, eines Kampfes, den unser Volk noch niemals so zielbewußt führte, wie gerade jetzt . . .

R. Sembratowicz.





Ein interessanter Jahrestag.

Ein geschichtlicher Rückblick.

Von Universitäts-Professor Michael Gruevskyj (Bemberg).

Wenn die Leser der „Ruthenischen Revue“ diese Zeilen überblicken, sind 250 Jahre verflossen, seit die Ukraine dem moskowitzischen Reiche angegliedert wurde: am 8. Jänner a. S. 1654 leistete das Oberhaupt des ukrainischen Volkes, der Hetman Bohdan Chmelnyzkyj, dem moskowitzischen Zaren den Eid der Treue.

Hat er damals vermutet, daß diese Beziehungen, die er mit seinem Eide bekräftigt hatte, solange andauern werden? Sicherlich nicht!

Für ihn war es nur eine diplomatische Kombination, nur eine Karte im politischen Glücksspiel, welches „dieser kleine und unansehnliche Mann“, wie er sich selbst nannte, mit dem Polenreiche gespielt hatte. Und wie aus seinem Konflikte mit der polnischen Administration ein hartnäckiger Kampf erwachsen ist, der das frühere politische System Osteuropas gänzlich umgestaltet hatte, so ist auch diese seine politische Kombination, das Bündnis mit Moskowien, zur Grundlage einer neuen politischen Gruppierung in der einen Hälfte Europas geworden.

Beim Beginn des Aufstandes gelang es Chmelnyzkyj, die Hilfe der Tataren zu gewinnen und diese sicherte ihm die ersten Erfolge — verhalf ihm das Dnieperland von dem polnischen Heere zu säubern, große Heeresmassen zu konzentrieren und dem Aufstande solche Dimensionen zu geben, wie keiner von den früheren Aufständen erreicht hatte. Aber die Tataren waren keine zuverlässigen Helfer und deshalb sah sich Chmelnyzkyj genötigt, nach anderen Verbündeten sich umzuschauen. Insbesondere als der im Interesse einer sozialen Klasse, nämlich der kosakischen, erhobene Aufstand sich zu einem Kampfe um die Rechte des ganzen ukrainischen Volkes, um die Unabhängigkeit der Ukraine umgestaltet hatte und Chmelnyzkyj nicht mehr gesonnen war, minderwertige Kompromisse mit der polnischen Regierung abzuschließen, da suchte er einen neuen Stützpunkt für seine politischen Operationen gegen das Polenreich — für seinen Kampf auf Leben und Tod.

Er verhandelte mit der Pforte, Moskowien, mit der Walachei, Siebenbürgen und mit Schweden. Er trachtete, alle diese Mächte in den von ihm inaugurierten Krieg hineinziehen und auf diese Weise das Polenreich mit einem eisernen Ringe zu umgürten, dasselbe zu vernichten. Dieses Ziel schwebte momentan vor seinen Augen, und

*) Es ist hervorzuheben, daß die ruthenische Intelligenz in Ungarn — im Gegensatz zu den russischen, galizischen und Bukowinaer Ruthenen — größtenteils russophil ist. Anmerkung des Verfassers.

er überließ es dem morgigen Tag, für die morgigen Angelegenheiten zu sorgen. Als ein gewandter Diplomat, erzogen in der besten diplomatischen Schule, der orientalischen, machte er sich kein Gewissen, sowohl aus seinen Versprechungen, als auch aus der Art und Weise, wie er sich neue Verbündete gewann. Durch den schändlichen Verrat der Tataren zu den Friedensverhandlungen mit dem Polenreiche gezwungen, gab er sich im Laufe dieser Verhandlungen für einen Untertanen der polnischen Republik aus, gleichzeitig aber schloß er einen Vertrag mit der Türkei ab, wobei er, für die Zusicherung der Hilfe und der Protection den Tataren gegenüber, sich unter die Oberhoheit der Pforte stellte. Als es ihm wieder klar wurde, daß der moskowitzische Herrscher das Bündnis mit der Ukraine nur nach dem Prinzip der Untertänigkeit schließen will, da bedachte er sich nicht lange, die Oberherrschaft Moskoviens anzuerkennen.

Die Moskoviten hatten überhaupt mit ihrer Teilnahme an dem ukrainisch-polnischen Kriege gezögert. Sie hatten ihre unlängst überstandene Schmach und die Triumphe Polens noch nicht vergessen und entschlossen sich nicht so leicht, den „ewigen Frieden“, den sie mit Polen geschlossen hatten, zu brechen. Umsonst hatte Chmelnyzkyj der moskowitzischen Regierung Komplimente gemacht, umsonst waren auch seine Drohungen, umsonst seine Versprechungen, die Krim und sogar Jerusalem für den Zaren zu erobern. Die moskowitzische Regierung beantwortete die Komplimente mit Komplimenten, verstand sich aber nicht dazu, in dem Kriege, den Chmelnyzkyj mit der polnischen Regierung führte, irgend eine Rolle zu spielen. Jedoch fürchtete die moskowitzische Regierung nicht nur die Polen, sondern auch die Kosaken. Die Vorgänger Chmelnyzkyjs hatten ebenfalls bei der moskowitzischen Regierung um Hilfe gegen Polen angefragt, aber nichtsdestoweniger verwüsteten sie ohne irgend welche Bedenken moskowitzische Ländereien, falls es der polnischen Regierung gelang, dieselben gegen Moskovien aufzuheben, um auf diese Weise der angesammelten kosakischen Energie ein Ventil zu verschaffen. Zur Zeit, als Chmelnyzkyj sich stark genug fühlte, um auf eigene Faust eine Politik zu führen, da war es für Moskovien etwas Leichtes, auf seine Affekte zu achten, aber nachdem der Verrat des Chans denselben zu Verhandlungen mit Polen gezwungen hatte, gerade in dem Momente, wo er den Höhepunkt seiner Macht erreicht hatte (1649) und der neue Verrat der Tataren die Katastrophe bei Bereszteko (1651) herbeiführte, da war die moskowitzische Regierung in großer Verlegenheit. Noch eine solche Katastrophe und Chmelnyzkyj müßte sich ganz der polnischen Regierung ergeben und in den polnischen diplomatischen Kreisen plante man, die Kosaken und die Krimtataren gegen Moskau zu gewinnen.

Die moskowitzische Regierung erkannte, daß es in ihrem Interesse läge, ein Bündnis mit den Kosaken zu schließen, um sie gegebenenfalls nicht als Gegner zu haben. Die Versammlung der Delegierten aller Stände des moskowitzischen Reiches, einberufen von der Regierung im Jahre 1653, gab der Meinung Ausdruck, daß die „Regierung den Hetman Chmelnyzkyj und das ganze saporoger Heer mit allen Städten und Ländereien“ unter seinen Schutz nehmen solle. Als formelle Rechtfertigung sollte folgende Motivierung dieser Handlungsweise dienen:

der polnische König habe die Rechte der gr.-or. Konfession beeinträchtigt, somit habe er auch die *pacta conventa* seinen Untertanen gegenüber nicht gehalten, weshalb die Ukrainer ihres Eides entbunden seien. Auf Grund dessen konnte die moskowitzische Regierung dieselben in ihren Schutz nehmen, ohne dadurch den Frieden mit Polen zu brechen.

Die Nachricht von dieser Wendung der moskowitzischen Politik erreichte Chmelnyzkyj gerade zu jener Zeit, als ein Bündnis mit Moskovien für ihn nur allzusehr erwünscht war. Er befand sich nämlich damals in einer sehr kritischen Lage. Die Stütze, die ihm beim Beginn des Aufstandes die Volksmassen angedeihen ließen, hatte er sich schon längst verschert. Der große Politiker, der geniale Organisator verstand es jedoch nicht, die sozialen Bestrebungen der Massen zu würdigen und opferte dieselben schon bei dem ersten Mißlingen, bei seinen ersten Verhandlungen mit der polnischen Regierung, indem er darauf einging, den *status quo* der Untertänigkeit, der Leibeigenschaft und der schlachzizischen Wirtschaft zu erneuern. Seit dieser Zeit hatten die Volksmassen kein Vertrauen mehr zu Chmelnyzkyj. Er suchte eine Stütze in den Bündnissen mit den ausländischen Mächten, hatte aber dabei kein rechtes Glück. Sein Bündnis mit der Türkei hatte seine Beziehungen zu den Krimtataren statt zu kräftigen, noch mehr gelockert. Im Kriege, den Chmelnyzkyj mit Polen seit dem Jahre 1652 wieder führte, wurde er abermals von den Tataren verraten. Die Verhandlungen mit der Moldau führten zu keinem Ziele und Schweden vermochte er noch immer nicht zu einem Kriege mit Polen zu bewegen. Desto erwünschter erschien ihm das Bündnis mit Moskovien und er beeilte sich so rasch als möglich, dasselbe in einen Krieg mit Polen zu verwickeln. Im Herbst 1653, als die moskowitzische Regierung die Angelegenheit betreffs der Insubordination der Ukraine entschied, ersuchte Chmelnyzkyj den Zaren, er möge nach Kijew und in andere ukrainische Städte seine Bojevoden mit einem Truppenkörper schicken — „wenigstens Dreitausend“. Er wollte natürlich nur, daß das moskowitzische Heer das streitige ukrainische Territorium betrete, aber zur Anspornung der moskowitzischen Regierung kleidete er die ganze Angelegenheit in die Form einer Entsendung moskowitzischer Besatzung zum Zwecke der Okkupation der Ukraine. Denselben Charakter trägt auch der von ihm dem Zaren erteilte Rat und die demselben gemachten Hoffnungen, daß er von nun an große Einkünfte von der Ukraine beziehen werde, indem er von den Städten und Dörfern die Steuern, die bis dahin die polnische Regierung eingeheimst hatte, eintreiben werde. Alle diese Erklärungen hatten sehr verhängnisvolle Folgen für die späteren Beziehungen der Ukraine zu Moskau, aber Chmelnyzkyj hatte, als er sie machte, auf ein ständiges Bündnis mit dem Zaren gar nicht gerechnet, und wollte damit nur das nächstliegende Ziel, nämlich einen Krieg zwischen Polen und Moskovien heraufbeschwören. Deshalb versicherte er auch den Sultan, trotzdem er die Oberherrschaft des moskowitzischen Zaren anerkannt hatte, daß in seinen Beziehungen zur Türkei gar keine Änderung eingetreten sei und nebenbei verhandelte er mit Schweden und Siebenbürgen, wobei er sich nicht im geringsten um die moskowitzische Oberherrschaft und Politik bekümmerte.

Allein Chmelnyzkyj hatte sich verrechnet, indem er seine Beziehungen zu Moskovien mit demselben Maßstabe, wie die zum anarchistischen Polenreiche, messen wollte. Nachdem Moskau sich entschloß, überhaupt eine Rolle in ukrainischer Angelegenheit zu spielen und nachdem es einmal die Ukraine unter seine Protektion bekam, hielt es daran fest und wollte dieselbe nicht mehr aus den Händen lassen; seine Bestrebungen gingen nun dahin, aus der Ukraine eine moskovitische Provinz zu machen. Der Zar klammerte sich nun gerne an das Wort Chmelnyzkyjs und schickte zugleich mit der Gesandtschaft — die von Chmelnyzkyj selbst und von den Ukrainern den Untertaneneid empfangen sollte — Wojewoden mit einem Heere, das in Kijew eine moskovitische Festung erbauen und dieselbe besetzen sollte. Diese Festung samt Besatzung wurde eine Operationsbasis für die moskovitische Regierung in der Ukraine. Nachher suchte Moskovien bei jeder Gelegenheit seine Einflusnahme in dieser Hinsicht zu erhöhen und zu stärken.

Eine solche Perspektive des Bündnisses der Ukraine mit Moskovien war in der Ukraine niemandem verlockend. Wenn auch schon früher die Ukrainer gegen die polnische Regierung eine Stütze in Moskau gesucht hatten, waren dennoch die Moskoviter den Ukrainern nicht sympathisch, sie wurden von denselben für unzivilisierte, grobe Leute angesehen. Die moskovitische Autokratie mit den strengen rohen Formen der körperlichen Strafen, der Tortur und mit der Deportation nach Sibirien erregte bei den Ukrainern Abscheu und Furcht. Die moskovitische Lebensweise war den Ukrainern fremd und nichts weniger als beliebt. Schon bei dem Akte der Gidleistung für den moskovitischen Zaren kam es zwischen den kosakischen Oberen und den moskovitischen Gesandten zu einer Streitigkeit, welche einen tiefen Antagonismus zwischen den konstitutionellen Anschauungen der Kosaken und dem moskovitischen Absolutismus enthüllte. Die kosakischen Oberen stellten die Forderung: die moskovitischen Gesandten mögen im Namen des Zaren einen Eid leisten, daß auch er seine Versprechungen halten werde. Die Gesandten gingen darauf nicht ein, indem sie behaupteten, daß der absolute Herrscher sich nicht durch einen Eid seinen Untertanen gegenüber binden könne. Eine solche Theorie wollte den kosakischen Oberen nicht einleuchten und wenn sie auch dem Starrsinn der moskovitischen Gesandten nachgaben, hatte dennoch dieser Vorfall die gute Stimmung verdorben. Der Bau der Kijewer Festung und die Besetzung derselben mit dem moskovitischen Heere hatte auch eine Reihe sehr empfindlicher Konflikte nach sich gezogen. Als hierauf im März 1654 die kosakische Regierung eine Gesandtschaft nach Moskau schickte, um den weiteren *modus vivendi* zu bestimmen und dieselbe die „Ingenenz“ der moskovitischen Regierung in die inneren Angelegenheiten der Ukraine *ad minimum* zu reduzieren trachtete, zeigte es sich, daß die moskovitische Regierung mit der ganzen Zähigkeit an den Erklärungen Chmelnyzkyjs, die dieser in seiner Unvorsichtigkeit gegeben hatte, festhalte und in keiner Hinsicht nachgeben wolle. Zwar wagte die moskovitische Regierung noch nicht, ihre administrative Ordnung in der Ukraina einzuführen, da sie nicht in einen offenen Gegensatz zu Chmelnyzkyj und zu den kosakischen Oberen treten wollte; sie vermied aber auch sorgfältig alles, was eine Garantie

für die Autonomie der Ukraine geben konnte. In den Beziehungen der Ukraine zu Moskovien bekämpften sich stets die beiden Elemente; die ukrainische staatliche Sonderstellung und der moskovitische Zentralismus. Einer der bedeutenderen gegenwärtigen russischen Rechtshistoriker, Sergejevič (Professor an der Petersburger Universität), charakterisiert die Beziehungen der Ukraine zu Moskovien als Personalunion; andererseits aber wollte die moskovitische Regierung für die Zukunft nicht einmal eine provinzielle Autonomie garantieren. Als nun die Kosaken eine vollständige Autonomie der Ukraine anstrebten und in diesem Sinne die vorläufigen Beziehungen zu Moskovien ändern wollten, bemühte sich dieses, aus der Ukraine eine moskovitische Provinz zu machen. Unter solchen Umständen konnte von irgendwelchen freundschaftlichen Beziehungen keine Rede sein.

Chmelnyzkyj erkannte sehr rasch seinen Fehler. Er verschob seinen Kampf mit dem Polenreiche und wollte nicht einmal auf die Aufforderung seitens der moskovitischen Regierung hin einen Feldzug gegen Polen unternehmen. Statt dessen suchte er nach neuen Verbündeten, nach einer neuen Basis für seine weitgehenden politischen Pläne, um auf dieselbe gestützt, das Bündnis mit Moskau zu lösen. Als diese neue Basis erschien ihm das Bündnis mit Schweden und Siebenbürgen. Chmelnyzkyj plante mit ihnen einen gemeinsamen Feldzug gegen Polen, verhandelte betreffs der Teilung des Polenreiches und bereitete sich zu einem entschiedenen Bruche mit Moskovien vor. Das Verlangen der moskovitischen Regierung (die inzwischen ein Bündnis mit Polen gegen Schweden geschlossen hatte), mit den Schweden zu brechen, beantwortete er mit einem entschiedenen Nein — und ebenso entschieden begegnete er den moskovitischen Bestrebungen, die Jurgerenz der moskovitischen administrativen Behörden in der Ukraine zu erweitern. Ein Bruch schwebte in der Luft. Aber in diesem kritischen Momente starb Chmelnyzkyj (27. Juli 1657); der Knoten, den er geknüpft hatte, blieb unentwirrt.

Seine Freunde und Nachfolger, treu der Idee der Autonomie der Ukraine, suchten auch weiter nach einer Stütze gegen den moskovitischen Zentralismus. Der Hetman Byhovskyj suchte dieselbe bei den Polen, Dorosenko bei den Türken, Mazepa und Orlyk bei den Schweden. Aber die Spaltung zwischen den politischen Bestrebungen der kosakischen Oberen und den sozialen Forderungen der Volksmassen, untergrub die Kräfte der Nation. Die moskovitische Regierung suchte einen Nutzen aus dieser Spaltung zu ziehen, wie überhaupt aus allen Schwankungen, Wirrnissen und Gegensätzen, um weiter ihre zentralistische Politik zu führen und die Autonomie der Ukraine immer mehr und mehr einzuschränken. Sie verstand es, die Aspirationen und den Ehrgeiz der Streber sich zunutze zu machen; sie demoralisierte Schritt für Schritt die kosakischen Oberen, indem sie für Beförderungen und für zugewiesene Ländereien den Verzicht auf die politischen Vorrechte erhandelte, nicht minder durch die Zugeständnisse für die ständischen Interessen derselben, jedoch zu Ungunsten der breiteren Volksmassen, die sie stets in den Schutz vor den kosakischen Oberen zu nehmen vorgab.

Hundert Jahre nach dem Tode Chmelnyzkyjs verblieb nunmehr kaum ein Schatten der früheren Autonomie und die Artikel (die soge-

nannten „Punkte“) Schmelnyzkyj, zusammengestellt von der moskovitischen Regierung und seinen Delegierten im März 1654, waren nur leerer Schall. Der letzte Schlag, den sogar diese formellen Überreste der ukrainischen Autonomie von Katharina II. erhielten, rief nur eine schwache Reaktion hervor. Im Jahre 1791 erschien bei dem preussischen Minister Herzberg in Berlin der Kijewer Adelsmarschall Kapnist; in einer geheimen Audienz ersuchte er denselben um die Hilfe Preußens (das damals vor der Möglichkeit eines Krieges mit Rußland stand) für seine Konnationalen, die durch die Rechtsverletzungen seitens der russischen Regierung aufs äußerste gereizt waren. Herzberg antwortete sehr zurückhaltend; und wirklich, die Mission des Kapnist war ein Schritt einer Gruppe der ukrainischen Patrioten, welche jedoch weder Kraft noch Mittel besaßen, in einen offenen Konflikt mit der moskovitischen Regierung zu geraten. Die ukrainischen Autonomisten, wenn auch ungehalten und grollend, wählten dennoch den Weg, den ihnen die moskovitische Regierung vorgezeichnet hatte.

Die Möglichkeit, eine großzügige Politik zu führen, wurde der ukrainischen Gesellschaft entzogen. Die Wiedergeburt des ukrainischen Volkes, die zu jener Zeit beginnt, als die Kombattanten des Kapnist die letzten Pläne einer diplomatischen Aktion erlassen, verlegte ihren Schwerpunkt in eine andere Sphäre — der kulturellen Arbeit, der Erweckung des Selbstbewußtseins und der Emanzipation der Volksmassen. Ein Verein, gegründet — zweihundert Jahre nach Schmelnyzkyj — von den besten Patrioten der Ukraine (die sogenannte „Brüderchaft des Cyrill-Method“), hatte in seinem Programme, dem ersten ernstlichen und zielbewußten Programme der wiedergeborenen Ukraine, mit Entschiedenheit das meiste Gewicht auf die kulturelle Entwicklung der Volksmassen gelegt, ohne dabei auf die politischen, autonomistischen Postulate zu verzichten. Mit vollem Bewußtsein begegnete derselbe den sozialen Bestrebungen der breiten Volksmassen, die die großen Anführer der ukrainischen Revolution im XVII. Jahrhundert außeracht gelassen oder übersehen hatten und legte somit ein neues und dauerhaftes Fundament für den Bau der Wiedergeburt der Ukraine.



Die Bedeutung des Dichters Iwan Kotlarewskyj für die nationale Wiederbelebung Ukrainas.

Von Dr. Iwan Bryk (Lemberg.)

Je mehr die Ruthenen vorwärts schreiten, je mehr sie sich kulturell und politisch entwickeln, je mehr sie sich von jener Zeit entfernen, wo man sie schon als eine abgestorbene Nation betrachtet und sich dem westeuropäischen Kulturkreise anschließen, desto mehr müssen sie in dankbarer Erinnerung aller derjenigen gedenken, die auf dem Altare der Nation ihre willigen Opfer dargebracht haben, die ihre eigenen Bedürfnisse vergebend, erhaben über das alltägliche Leben und auf die

vorübergehenden, wenn auch glänzenden Erfolge verzichtend, ihr ganzes Leben der großen Idee als Opfer dargebracht haben. Aber nicht nur derjenigen, die mit vollem Bewußsein und mit dem unerschütterlichen Glauben an die Zukunft der Nation als Verkünder einer neuen, kommenden Zeit auftreten und die lieber einen qualvollen Tod erleiden möchten, als ihren Idealen untreu zu werden, sondern auch derjenigen, die, auf welche Art immer, ihr Schärfelein zum großen Werke beigetragen haben, muß man, da die Werke nach ihrem Erfolge geschätzt werden, in Ehren gedenken.

Es braucht nicht des Näheren erörtert zu werden, in welchem Zustande des Verfalles sich noch vor hundert Jahren die ruthenische Nation befunden; auch die Ursachen dieses Verfalles dürften wir sogar bei den fremdländischen Lesern unserer Zeitschrift als bekannt voraussetzen, denn wer kennt nicht den Kampf, den das ruthenische Volk mit der polnischen Republik Jahrhunderte lang kämpfen mußte und der endlich für beide Nationen verhängnisvoll wurde? Dies alles sind ja allgemein bekannte Tatsachen, umsomehr, da dieser Kampf noch bis auf den heutigen Tag mit derselben Hartnäckigkeit fortbauert. Ebenso bekannt ist der langwierige Kampf Ukrainas mit Moskowien. Kurz und gut, es kam so weit, daß man vor hundert Jahren über die ruthenische Nation bereits den Stab gebrochen hatte; man hatte sie schon aus der Reihe der europäischen Nationen auszumerzen gesucht — jedoch mit nichten! Das schlummernde nationale Bewußtsein wurde bald zum Erwachen gebracht — fast unverhofft, zur allgemeinen Verblüffung der panrussischen Politiker (Panslavisten), nach deren Theorie alle slavischen Flüsse in das russische Meer sich ergießen sollen. Und so kommen wir abermals auf denjenigen zu sprechen, der den ersten Anstoß dazu gegeben, der die Lawine zum Rollen brachte. Der Name Iwan Kotlarewskyj ist mit der Geschichte der nationalen Wiederbelebung Ukrainas enge verbunden und wurde bereits in unserer Zeitschrift erwähnt. Wir wollen nun dem Manne, der durch seine Werke eine dreißig Millionen zählende Nation zu neuem Leben erweckte, nochmals einige Zeilen widmen.

Wenn wir auch annehmen müssen, daß auch ohne Kotlarewskyj Auftreten die ruthenische Nation aus ihrem tiefen Schlaf endlich erwacht wäre, so vermag diese Annahme keineswegs die Bedeutung desjenigen zu mindern, der durch sein Auftreten dieses Erwachen beschleunigt hatte. Stets muß er uns, gleich jenen mythischen Helden der Vergangenheit, die für Millionen gedacht, gewirkt und gelitten haben, erscheinen.

Geboren am 29. August 1769, in der Stadt Pottawa, wo sein Vater Magistratsbeamter war, offenbarte er schon in seiner frühen Jugend ein großes dichterisches Talent. Schon auf der Schulbank verfaßte er zahlreiche Gedichte, weshalb ihm auch von seinen Kollegen das Epithet „Der Dichterling“ beigelegt wurde. Nach Beendigung der Studien ging er als Hofmeister auf's Land, wo er, wenn auch im Kreise der reichen Großgrundbesitzer verkehrend, Gelegenheit genug gefunden hatte, das Volk, dessen Sitten und Gebräuche genau kennen zu lernen. Hier sah er auch, wie dieses bis vor kurzem unabhängige Volk jetzt im harten Joche der Leibeigenschaft verkümmere,

wie es der Willkür des ersten besten Höflings preisgegeben werde. Dieses tragische Schicksal einer so großen Nation mußte ihn, der von Natur aus sehr empfindlich war, auf's schmerzlichste berühren. Aber auf dem Lande länger zu verweilen, war er nicht imstande; länger



Kotlarewskyj-Denkmal in Boltawa.

die Misere des armen Volkes anzuschauen, das war eine zu große Anforderung für seine Nerven. Er kehrte zurück in die Stadt und trat in den Staatsdienst ein. Auch in dieser neuen Beschäftigung behagte es ihm nicht lange und im Jahre 1796 verließ er den Zivildienst und

wurde Soldat. In diesem Berufe zeichnete er sich durch große Umsicht und Tapferkeit aus und durch sein diplomatisches und organisatorisches Talent hatte er dem Staate während seiner Dienstzeit große Dienste geleistet, wofür er auch mit dem St. Anna-Orden III. Klasse ausgezeichnet wurde. Im Jahre 1808 trat er aus dem Militärdienste aus und verbrachte den Rest seines Lebens als Direktor in einem Pensionate (Töchterchule).

Wie schon oben angedeutet wurde, war für seine dichterische Tätigkeit der Aufenthalt auf dem Lande — wo ihm das tragische Schicksal seines heißgeliebten Volkes und das grausame Mißverhältnis zwischen den oberen und den unteren Schichten des Volkes recht drastisch vor Augen trat, wodurch seine rein demokratische Gesinnungsart und die ausgesprochene Freiheitsliebe nur befestigt wurde — von größter Bedeutung. Sein Hauptwerk ist die „Aeneis“, deren erste drei Bücher im Jahre 1798 erschienen sind. Kotlarewskij hat die Form einer komischen Travestie der klassischen „Aeneis“ erwählt, um die Lage des ruthenischen Volkes, die Fehler und Charakterlosigkeit der höheren Gesellschaftsklassen einerseits, die unerträgliche Lage und unmenschliche Bedrückung des Volkes andererseits, besser illustrieren zu können. Wer zu jener Zeit, unter den damaligen Umständen, die Hartherzigkeit bekämpfen, wer auf die Besserung der Charaktere Einfluß üben wollte, der mußte einen komischen Ton einschlagen; denn im ernstesten Tone zu den Herren zu reden, denselben mit einer Strafpredigt entgegenzutreten, dies hieße so viel, wie sich nutzlos dem Gespötte aussetzen. Die einzige mögliche Waffe war der Spott über die zu Bekämpfenden. Und so haben die Herren gelacht, ohne es zu merken, daß sie über sich selber lachen, ohne in den niederen Charakteren, die sie dort dargestellt sahen, sich selber zu erkennen. Aber die Zeit der Unterhaltung war bald vorüber — hinter den komischen Skoulißen erkannte man nur allzu bald die grausame Wirklichkeit, die unerbittliche Wahrheit. Die prächtigen Bilder der Vergangenheit und der süße Klang der Sprache hat nicht nur den Mut der bedrückten treuen Söhne der ruthenischen nationalen Idee gehoben, sondern auch die Rückkehr der Untreuen auf den Mutterchoß veranlaßt. Im Jahre 1819 erschien in Charlow das zweite Hauptwerk Kotlarewskij's, das Melodrama „Nataška Poltawka.“ Hier wurde zum erstenmale der ukrainische Bauer und das bäuerliche Leben mit seinen Freuden und Leiden, mit seiner Poesie und der bitteren Not im wahren Lichte gezeigt. Gleich nach seinem Erscheinen hatte das Drama großes Aufsehen erregt und dessen herrliche Sprache sowie die auf den volkstümlichen Motiven basierende Musik bewirkten, daß das Drama noch heutzutage zu den Lieblingsstücken im Repertoire der ruthenischen Bühnen gehört. Das zweite dramatische Werk Kotlarewskij's „Moskal Tschariwnyk“ ist in jedweder Beziehung zu den schwächeren Erzeugnissen der ruthenischen Literatur zu zählen.

Das ruthenische Volk hat sich seines großen Dichters nicht unwürdig gezeigt. Bereits Schewitschenko verherrlichte Kotlarewskij in einem prachtvollen Gedichte, in welchem er ihn als unsterblichen Vater der Nation bezeichnet.

Das Erscheinen der „Aeneis“ von Kotlarewskij im Jahre 1798 ist epochemachend. Die meisten Schriftsteller vor Kotlarewskij haben an der Sache ihres Volkes gezweifelt und arbeiteten auf dem Gebiete der russischen Literatur (das taten manche noch eine Zeit lang nach Kotlarewskij; zu diesen gehören solche Talente, wie Gogol u. a.) Das mutige Auftreten Kotlarewskijs ermunterte viele, die nun seinem Beispiele zu folgen nicht mehr zögerten. Er gewann immer mehr Jünger, bis solche Talente, wie Schewtschenko, der ruthenischen Literatur einen entsprechenden Platz unter den slavischen Literaturen sicherten. Der Verfasser der „Aeneis“ (1798) wird nun mit Recht als Stifter der neuen Periode der ruthenischen Literatur bezeichnet und im Jahre 1898 wurde das hundertjährige Jubiläum der Wiederbelebung der ruthenischen Literatur in allen ruthenischen Ländern - Ukraina, Galizien, Bukowina, ja sogar in Amerika — feierlich begangen. Seine Vaterstadt Bortawa*) errichtete im letzten Sommer Kotlarewskij ein stattliche Denkmal, dessen Enthüllung sich zu einer großartigen National-Feier — besetzt von allen ruthenischen Gauen — gestaltete. Der Stadtrat von Bortawa umgibt das literarische Erbe Kotlarewskijs mit besonderem Pietismus und besorgt die illustrierte Brachtausgabe seiner sämtlichen Werke. Dieser Stadtrat war es auch, der die Errichtung des Kotlarewskij-Denkmals in die Hand nahm und energisch durchführte.

*) Die Hauptstadt des Gouvernements dieses Namens.



Büchertisch.

Zur Lage der jüdischen Bevölkerung in Galizien. Von Bertha Pappenheim und Dr. Sara Rabinowitsch. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M., 1904. Preis M. 1.—. (1 K 20 h.) Man muß dem für die Aufklärungsliteratur so verdienstvollen Neuen Frankfurter Verlag für diese Publikation sehr dankbar sein. Sie bringt Licht in manches bisher unbeluchtete Winkelchen des österreichischen „Bärenlandes“ und ist geeignet, großes Interesse nicht nur unter den fremdländischen Lesern, sondern auch in Galizien selbst, hervorzurufen. Man war bis jetzt gewöhnt, entweder sich der galizischen Juden — ohne jedes Verständnis für deren Bedürfnisse, deren Sitten, Unsitten und Gebrechen — in einer fürwahr platonischen Weise anzunehmen, oder über den „polnischen Juden“ nach Herzenslust zu schimpfen. (Zu den Schimpfenden gehören oft auch die ausländischen Juden.) Daß der galizische Israels Sohn zum Typus eines „polnischen Juden“ durch die in diesem Lande herrschenden Zustände gemacht wurde; daß diese Zustände nach Tunlichkeit abgeschafft werden müssen — da sonst weder Liebe noch Schimpfen helfen können — darum haben sich sowohl die Ersteren wie auch die Letzteren blutwenig gekümmert. Das vorliegende Büchlein bietet nun eine Neuerung in dieser Hinsicht. Es werden in demselben nicht nur die Symptome des Uebels, sondern auch dessen Ursachen ganz sachlich, ohne jedwede Voreingenommenheit, besprochen. Die galizischen Juden gehören dem Chassidismus an, sind also mit einer chinesischen Mauer umgeben, die keines Fremdlings Auge zu durchdringen vermag. Gerade in dieser Richtung bietet die genannte Schrift sehr viel Interessantes. Die Verfasserinnen haben für die moralische Gefahr des Chassidismus offene Augen, sie geißeln ebenso die Kunderrabbiner wie auch die orthodoxe Erziehung in den Chedern. Wir lesen daselbst: „Die Baron Hirsch-Schulen sind es, die, wo sie bestehen, langsam den Einfluß der Cheder für einzelne Gemeinden oder Familien wenigstens abschwächen, oder verdrängen. Was das bedeutet, vermag nur derjenige ganz zu würdigen, der solche Cheder in Betrieb gesehen hat. Die galizische Orthodoxie verlangt nämlich, daß Knaben vom dritten Lebensjahre an sich mit dem Studium der hebräischen Sprache, der Thora und des Talmuds beschäftigen. Jede andere Kenntniss ist verpönt, den es heißt: „Was dem Menschen nötig und dienlich ist, findet er im Talmud und was nicht im Talmud steht, braucht und soll er nicht wissen...“ An anderer Stelle heißt es: „Cheder und Schulen, in denen in zwei bis vier Abteilungen mit den Kindern ein furchtbarer, einseitig geistiger Drill vorgenommen wird... Die Knaben müssen nach der Ansicht der Väter und Rabbiner, im Gegensatz zu den Mädchen, besonders vor dem Gifte profanen Wissens behütet werden... Es ist mir auch von maßgebender pädagogischer Seite bestätigt worden, daß in den Chedern vielfach der Stein zu sittlicher Verwahrlosung und Verrohung gelegt werde, dort wo die Jugend heranwächst, nicht nur ohne Aufsicht und Erziehung, sondern wo sie unter schlechten Einflüssen die Zeit der ersten Bildungszeit verbringt. Was für Zustände in diesen Unterrichtshöhlen in hygienischer Beziehung herrschen, ist unbeschreiblich und es kann hier nur die Gewöhnung an Schmutz in allen Aggregationszuständen eine gewisse Immunität gegen manche Erkrankungen bringen.“ Die Erziehung, die Sitten sowie der Lebens-Modus der galizischen Juden werden — bei aller Sympathie für deren kulturelle und wirtschaftliche Hebung — in der Broschüre einer eingehenden und scharfen Kritik unterzogen. Wir glauben, daß nun auf diesem Wege eine Besserung zu erzielen sei, denn man darf sich über das Vorhandensein einer Wunde nicht täuschen, wenn man deren Heilung wünscht. Gerade deshalb möchten wir die oben genannte Schrift den wohlmeinenden, für die Sache sich interessierenden Kreisen empfehlen.

R. S.



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz. — Druck von Gustav Röttig in Ledenburg.
Eigentümer: Das ruthenische National-Komitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 2.

Zweites Jännerheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Die Sprache der Zahlen.

Ein Wort an den österreichischen Ministerpräsidenten.

Motto: Ich beobachte auch seit langem mit voller Anerkennung und Befriedigung, wie ernst, verständig und sachlich der galizische Landtag von den Rechten, die ich ihm verliehen, Gebrauch macht. Möge seine Tätigkeit vom besten Erfolge gekrönt sein. (Aus der Antwort des Kaisers auf die Ansprache des Landmarschall von Galizien — im September 1903.)

Die oben angeführten Worte sprach unser Monarch während seiner jüngsten Anwesenheit in Lemberg. Der gerade damals zusammentretende galizische Landtag stand vor der Entscheidung, ob es denn — angesichts des Umstandes, daß die galizischen Polen nun im neuen Schuljahre 43 Mittelschulen*) haben werden, während die Ruthenen, die ebensogut Steuern zahlen und Rekruten beistellen müssen, nur 4 Mittelschulen**) besitzen — nicht zweckmäßig wäre, letzteren eine Konzession in Form einer neuen Mittelschule zu machen. Angesichts der angeführten kaiserlichen Rede glaubte man in ruthenischen Kreisen, die Angelegenheit der Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Stanislaw unter's Dach gebracht zu haben. Denn die Ratgeber der Krone, zu welchen vor allem der Ministerpräsident gehört, müssen über die Sachlage sehr gut unterrichtet gewesen sein, als sie dem Monarchen — vor dessen Reise nach

*) Lobend hebt dieses Zahlenverhältnis Abg. Dr. Glabinski im Lemberger „Słowo Polskie“ vom 26. November 1903 hervor.

**) 3 selbständige und ein Filialgymnasium in Tarnopol.

Galizien — den Bericht erstatteten. Dr. Koerber betonte übrigens wiederholt im Abgeordnetenhaufe, er sei über alles, was in Galizien vorgeht, sehr gut informiert. Er wußte also, was er zu raten habe. Anders darf es auch nicht sein! Denn wir können wohl von unserem Kaiser nicht verlangen, daß er über alle Details der chaotischen Verhältnisse in den beiden Hälften seiner Monarchie genaue Kenntniß habe, das können und müssen wir aber vom konstitutionellen Minister begehren.

Daß der Ministerpräsident über den Gang der Dinge, sowie über das Vorhaben der leitenden polnischen Politiker in der Sache des ruth. Gymnasiums sehr gut unterrichtet war, können wir auf Grund konkreter Tatsachen nachweisen. Er hat ja seinerzeit den ruthenischen Abgeordneten die günstige Erledigung der Stanislawer-Gymnasiumfrage zugesagt und die Einstellung der diesbezüglichen Position in das Reichsbudget verfügt, dann aber auf Wunsch der polnischen Chauvinisten diese Position ausgeschaltet, dadurch also zu verstehen gegeben, daß von der Errichtung eines neuen ruthenischen Gymnasiums keine Rede sei. Als dann Dr. Koerber die Gerechtigkeit des galizischen Landtages im Abgeordnetenhaufe pries und die Ruthenen mit ihren Klagen und mit ihren Postulaten an diesen Landtag verwies (welch seltsame Logik des Chefs der Zentralregierung, der im Zentralparlament den Landtag und die Landesregierung als höchste Instanz in allen Sachen bezeichnet!), bemerkte ein polnisches Blatt, der Ministerpräsident habe seine Rede gemeinsam mit den Führern des Polenklubs zurecht gelegt. Mag diese Behauptung auch gewissermaßen übertrieben sein, charakteristisch ist sie für die Politik des Herrn Koerber auf jeden Fall — sie besagt das, was ohnedies allgemein bekannt ist, daß nämlich der nunmehrige Ministerpräsident von den Wünschen und Absichten der polnischen Politiker immer in Kenntniß gesetzt wird und daß er diesen Wünschen Rechnung tragen will. Als guter Kenner der galizischen Verhältnisse und der Taktik des polnischen Adels mußte er also wissen, daß der Antrag auf Errichtung des ruthenischen Gymnasiums in Stanislaw einige Tage nach der Abreise des Kaisers aus Lemberg von allen polnischen Parteien im Landtage abgelehnt werden wird, was auch tatsächlich geschah.

So zeigte uns nicht nur der Landtag, sondern auch Dr. Koerber, was sie unter dem Worte „Gerechtigkeit“ verstehen.

Da wir nun einmal bei unserer landesüblichen Gerechtigkeit sind, sei uns eine kleine Abschweifung vom Gegenstande erlaubt. Die Politik fassen heute viele so auf, sie sei die Kunst, die Wahrheit geschickt zu verhüllen. Dr. Koerber scheint dieser Auffassung nicht sehr ferne zu stehen. Er bekommt ja aus Galizien Denkschriften, Telegramme zc. über die krassesten Wahlwindheulen, Mißbrauch der Amtsgewalt u. s. w. Alles das verschwindet in dem großen Papierkorb und wird dann im Parlament als legal bezeichnet. Freilich holte sich Dr. Koerber dabei so manche unangenehme Schlappe. So wurde beispielsweise die Wichtigkeit der Behauptungen der ruthenischen Abgeordneten, die Dr. Koerber als unwahr bezeichnete, während der Streikprozesse nachgewiesen. Vor dem Tarnopoler Schwurgerichte sagte sogar ein Gendarm — unter Eid — das Gegenteil davon aus, was Dr. Koerber behauptete. Nun,

wie gesagt, Gusto sind verschieden und so mancher könnte das als ein Gebot der Politik betrachten. Da handelt es sich aber nur um das Recht und die Gerechtigkeit, die Dr. Koerber als Leiter des Justizministeriums zu wahren verpflichtet ist. Wie sind nun seine Äußerungen mit dieser Stellung vereinbar? Oder hat er vielleicht zwei Wahrheiten im Portefeuille, die eine, bestimmt für den Ministerpräsidenten Koerber, die andere für den Justizminister? . . .

Wir jedoch werden gleich sehen, daß auch der Ministerpräsident Koerber — so „politisch“ er auch sein mag — die heutigen Zustände in Galizien auf keinen Fall als verfassungsmäßig bezeichnen darf. Es ist übrigens nicht lange her, da Dr. Koerber das Gesetz als eine „unverwüßliche ehernen Tafel“ bezeichnete, neben welcher jede Verordnung nur als „ein wertloses Stück Papier“ erscheinen müsse. Um also das Gedächtnis des Herrn Ministerpräsidenten und Justizministers in einer Person aufzufrischen, führen wir hier einige Sätze an. Auf der ehernen Tafel — genannt Artikel 19 der österr. Staatsgrund-Gesetze — heißt es wörtlich:

„Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache.

Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt.

In den Ländern, in welchen mehrere Volksstämme wohnen, sollen die öffentlichen Unterrichtsanstalten derart eingerichtet werden, daß ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache jeder Volksstamm die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache erhält.“

Es existiert überdies noch eine Bestimmung speziell für Galizien. Dieselbe lautet:

„Der k. k. Unterrichtsminister ist im Sinne der galizischen Landes- und Reichsgesetze berechtigt und verpflichtet, den Verfügungen auch des im allgemeinen autonomen galizischen Landesschulrates in Unterrichtsangelegenheiten und namentlich in Betreff der Unterrichtssprache in galizischen Volks- und Mittelschulen inhibierend und reformierend entgegenzutreten, insofern dieselben den bestehenden gesetzlichen Vorschriften und nun gar den Staatsgrundgesetzen widersprechen.“ (Erl. vom 12. Juli 1880, S. 121.)

Wie diese „ehernen Tafeln“ — um bei der beliebten Bezeichnung Seiner Exzellenz zu bleiben — in Galizien beachtet werden, zeigt am besten der Umstand, daß in allen galizischen Ämtern ausschließlich die polnische Sprache herrscht. Und wenn man vom Gerichte durch Proteste schließlich ein ruthenisches Schriftstück erkämpft, so erscheint daselbst die ruthenische Sprache derart verstümmelt und lächerlich gemacht, daß viele auf diese Ehre lieber verzichten. Die Universität in Krakau, die technische Hochschule in Lemberg, die Handelsakademie, die Tierarzneischule zc. sind rein polnisch und nur einige ruthen. Lehrkanzeln bestehen an der Lemberger Universität, welche de nomine utraquistisch, in der Tat aber auch polnisch ist. Im neuen Schuljahr wird Galizien 49 Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) haben und zwar 43 polnische, 4 ruthenische und 2 deutsche. Alle Fachschulen sind in Galizien

zien rein polnisch — es besteht auch keine einzige öffentliche ruthenische Bürgerschule. Es gibt ferner nur rein polnische, oder aber utraqwisttsche Lehrerbildungsanstalten mit polnischem Charakter, so daß die Ruthenen gezwungen waren, eine Privatlehrerinnenbildungsanstalt in Lemberg zu errichten (sie tragen also im Wege der Steuerleistung zur Erhaltung polnischer Schulen bei, müssen aber eigene Schulen aus Privatmitteln erhalten). Es existieren wohl in Galizien rein polnische, aber keine einzige rein ruthenische Volksschule mehr. Wo bleibt also die garantierte Gleichberechtigung, wo „die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in der eigenen Sprache, ohne Anwendung eines Zwanges zur Erlernung einer zweiten Landessprache“!?! . . .

Ja, wir werden sehen, daß uns diese Mittel nicht nur nicht geboten, sondern einfach geraubt wurden. Wir wollen hier in aller Kürze das resumieren, was wir ausführlich im I. Jahrgange unserer Zeitschrift berichtet haben. Der Obmann des reichsrätlichen Ruthenenklubs, Prof. Romanczuk, schrieb in unserer Revue: „Wiewohl es bis zum Jahre 1873 keinen Schulzwang und keine Pflicht zur Errichtung von Schulen gab, haben doch die ruthenischen Gemeinenden bis zum Jahre 1868 aus ihren eigenen, gewöhnlich sehr kargen Mitteln 1360 Volksschulen (54·9%) gegründet, während die Polen, obwohl etwas zahlreicher und viel wohlhabender als die Ruthenen, zumal fast der ganze Großgrundbesitz in ihren Händen war, um dieselbe Zeit nur 1055 Volksschulen (42·6%), also um 305 weniger besaßen. Dieser Zustand hat sich seitdem freilich geändert. Am 24. Jänner 1868 trat der k. k. Landesschulrat ins Leben, eine fast rein polnische Behörde, welche an die Stelle der bischöflichen Konsistorien die oberste Verwaltung der Volksschulen übernahm. Der Erfolg seiner 35jährigen Wirksamkeit ist der, daß seitdem 1028 neue polnische und 634 neue ruthenische Schulen errichtet worden sind, daß es also jetzt in Galizien, unter sämtlichen 4106 öffentlichen Volksschulen 2083 polnische (50·7%) mit etwa 5440 Klassen (62·7%) und 1994 ruthenische (48·5%) mit höchstens 3200 Klassen (36·7%) gibt und daß die ruthenischen Schulen auch keine rein ruthenischen Anstalten sind, sondern einen mehr utraqwistischen Charakter haben, indem an ihnen der Unterricht in der polnischen Sprache den sechsten bis vierten Teil des Gesamtunterrichtes einnimmt. Und dies ist bei allen ruthenischen Volksschulen der Fall, selbst bei solchen, an welchen es keinen einzigen polnischen Schüler gibt, wiewohl dies im direkten Widerspruch zum Artikel XIX des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 steht, nach welchem kein Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache angewendet werden darf . . .“

Die polnischen Volksschulen sind heute fast durchwegs Schulen höheren Typus, 5—6klassig, während die s. g. ruthenischen (in der Tat utraqwistischen) meistens 1—2klassige Schulen sind. Vor der Errichtung des Landesschulrates war gerade das Gegenteil davon der Fall. Die ruthenische Bevölkerung sorgte viel mehr für die Schulen und beschaickte dieselben viel lieber als die polnische — was der Landesschulrat wiederholt in seinen Berichten zugibt. Doch diesem Übel wurde, wie gesagt, bald abgeholfen. Als Lehrpersonen werden heute oft in den rein ruthenischen Ortschaften polnische Agitatoren angestellt,

die mit der Bevölkerung im Unfrieden leben und dieselbe von der Schule nur abschrecken. Es besteht kein einziges Lehrerseminar, das für die quasiruthenischen Volksschulen entsprechende Lehrkräfte produzieren würde, denn die vorhandenen Lehrerbildungsanstalten sind entweder rein polnisch oder sie führen den Titel „Utraquistische Lehrerbildungsanstalt mit polnischem Charakter,“ sind aber in der Tat eigentlich nur polnisch. Alle Bemühungen der Ruthenen, eine utraquistische Lehrerbildungsanstalt mit ruthenischem Charakter (also nicht rein ruthenische) zu gründen, scheiterten an der von Dr. Koerber gepriesenen Gerechtigkeit des galizischen Landtages.

Das findet nun nicht einmal in der polnischen Statistik eine Begründung. Denn nach den offiziellen Angaben waren im Jahre 1900 unter den galizischen Einwohnern: 3,988.702 Polen, 3,074.449 Ruthenen, 211.752 Deutsche und 9.800 andere Nationalitäten. Die Ruthenen bilden also auch „offiziell“ einen großen Teil der galizischen Bevölkerung. Diese Ziffern entsprechen nun auf keinen Fall den tatsächlichen Verhältnissen. Die galizischen Polen sind bekanntlich römisch-katholischer Konfession. Es gibt aber auch viele deutsche Kolonisten, die römisch-katholisch sind, ebenfalls eine ganze Reihe von ruthenischen Dörfern, die sogar in letzterer Zeit zur römisch-katholischen Kirche übergetreten sind, in denen man aber kein polnisches Wort hört. Griechisch-katholisch sind in Galizien nur die Ruthenen. Nun weist aber die offizielle Statistik merkwürdigerweise 3,352.000 römische Katholiken und 3,988.702 Polen, andererseits aber 3,104.103 griechische Katholiken und nur 3,074.449 Ruthenen auf. Dieses Wunder erklärt uns auch der Umstand, daß in Galizien 811.371 Juden wohnen. Das sind nationale Pflückeremplare, die dem Polentum zugeführt werden, um die fingierte Majorität zu veranschaulichen. Natürlich sprechen sie fast ausschließlich den jüdisch-deutschen Jargon und verlangen mit Recht, als eine speziell jüdische Nation betrachtet zu werden (die technische Hochschule in Lemberg hat ihnen dieses Recht zuerkannt, die Universität dagegen verweigert) — weshalb man sie sogar hie und da von den galizischen Mittelschulen ausschließt. Auf diese Weise bilden die Polen auch in den meisten Mittelschulen die „Mehrheit“. Früher oder später wird sich das ändern und es steht nicht in der Macht der galizischen Machthaber, den Gang der Dinge aufzuhalten. Alle Bemühungen, den status quo zu erhalten, schaden somit sowohl den Galizien bewohnenden Völkern, wie auch dem Staate selbst.

Doch wir wollen hier noch einige Zahlen anführen, die die Gerechtigkeit des galizischen Landtages illustrieren. Wir bedienen uns dabei des Berichtes über das jüngste Landesbudget. In der Rubrik „Wohltätigkeiten“, für welche der Landtag 61.523 Kronen bestimmte, werden die ruthenischen Institutionen mit 1200, die polnischen mit 60.323 Kronen bedacht. In der Rubrik „Volkshildung“ ist eine halbe Million Kronen für Unterstützungen verschiedener Institutionen bestimmt, wovon die Ruthenen 40.000 Kronen, also 8%, die Polen dagegen 92% erhalten. (Für die öffentlichen — meistens polnischen — Unterrichtsanstalten sind 9,091.446 Kronen bestimmt.) Das wiederholt sich jedes Jahr. Ebenso verfährt man bei der Herstellung der Wege und Meliorationen aller Art, sowohl auf Staats-, wie auch auf Landes-

kosten.*) Von den im letzten Landesbudget für den „Wasserbau und Meliorationen“ bestimmten 1,850.199 Kronen bekommt der ruthenische Landesteil nur 527.855 Kronen. Polnische landwirtschaftliche Vereine erhalten aus den Landesfonds 40.000, — ruthenische nur 1000 Kronen u. s. w.

Es muß nun das Rechtsgefühl unserer leitenden Staatsmänner, deren Verfassungstreue, sehr tief gesunken sein, wenn der Leiter unseres Justizministeriums all' die geschilderten Zustände als gesetzmäßig betrachtet. Es ist sowohl für den Staat, wie auch für den Herrn Ministerpräsidenten nur beschämend, daß der Posten für das ruthenische Gymnasium in Stanislaw auf Wunsch des Polenklubs aus dem Budget beiseitigt wurde, denn es gibt kein Gesetz, keine „eherne Tafel“, laut deren das ruthenische Volk nur dann „die erforderlichen Mittel zur Ausbildung in seiner Sprache“ erhalten darf, wenn das der Polenklub erlaubt! Dr. Koverber hat sich übrigens bei der Verstaatlichung des polnischen Gymnasiums in Teschen und bei der Einstellung der diesbezüglichen Position in das Budget weder um den Willen des schlesischen Landtages, noch um den des Landes-schulrates gekümmert.

Wenn nun diese Wirtschaft uns zweifellos schädigt und deren Geschichte mit blutigen Buchstaben auf unseren Schultern verzeichnet wird — so vermag sie doch unseren Fortschritt und unsere Entwicklung für die Dauer nicht zu unterbinden. Das gestehen auch unsere Gegner. Im Organ des polnischen Adels „Kraj“ (vom 30. Oktober 1903) schreibt ein polnischer Abgeordneter aus Galizien:

„Das Wachstum des nationalen Lebens unter den Ruthenen übersteigt alles, was man noch vor 40 Jahren für möglich halten konnte. Das galizische Ruthenentum wächst und nimmt sichtlich an Kraft zu — und zwar so rapid, so kontinuierlich, daß da Spöttelei und skeptische Ironie nicht am Platze sind. Es vermehren sich ruthenische Zeitungen und Bücher, vermehrt sich die Anzahl der Genossenschaften, der Spar- und Vorschußvereine, der Geschäfte, Lesehallen, Gesangsvereine, vermehrt sich die Anzahl der Ärzte, der Advokaten und Beamten . . .“

In einer Hinsicht hat aber diese Politik der österreichischen Zentralregierung besonders große Bedeutung, nämlich in agitatorischer. Noch niemals war das organisatorische Leben unter den Ruthenen so rege, so intensiv, wie nach den blutigen Wahlen und jetzt, nach den Reden des Dr. Koverber. Die galizischen Reden des nunmehrigen Ministerpräsidenten werden von den ruthenischen Blättern fleißig abgedruckt, ja man plant sogar die Gesamtausgabe dieser Reden. Sie öffnen unseren Landsleuten die Augen und zeigen ihnen, was sie von der österreichischen Regierung zu erhoffen haben. Bis vor kurzem hat nämlich das ruthenische Volk immer auf die „Wiener Gerechtigkeit“ gerechnet. Unter den russischen Ruthenen, in der Ukraine, bestand sogar eine größere, österreichfreundliche Partei, die sich von der österreichischen Verfassung sehr viel versprach. Man glaubte, angesichts der Unter-

*) Vergl. „Ruth. Revue“, I. Jahrgang, S. 63—66.

brückung in Rußland, den Schwerpunkt des nationalen Lebens nach Galizien verlegen und hier eine Heimstätte der nationalen Kultur bald gründen zu können. Die Sympathien waren entschieden auf Österreichs Seite. Die galizischen Ruthenen suchten in Wien ihr gutes Recht. Es lag etwas Patriarchalisches darin, was uns vom selbständigen Tun abhielt und uns stets auf jemand hoffen ließ. Dank dem Grafen Badeni, insbesondere aber der Politik des Dr. Koerber, sind die Ruthenen in dieser Hinsicht zum größten Teil geheilt worden. Während man früher durch kleine kulturelle Konzessionen, durch Versprechung eines Gymnasiums, einen Teil unserer Streitkräfte vom Kampfplatze ferne halten, in unsere Einigkeit eine Bresche legen konnte — sind heute selbst so gemäßigte Elemente, wie Abgeordneter Barwinskij, durch den Gang der Dinge zur Opposition gezwungen worden. Gemeinsamer Kampf hat uns stark und einig gemacht. Und ein Volk, das in einen hartnäckigen Kampf getrieben, diesen Kampf aufgenommen hat, wird dadurch zu einer bewußten, volljährigen Nation, die wohl ihr gebührende Rechte, aber keine Konzessionen verlangt. Das ist nun endlich bei uns eingetreten.

Das ist auch das einzige positive Ergebnis dieser Politik.

R. S e m b r a t o w y c z.



„Ruthenen“ — „Ruthenisch“.

Ein etymologischer Exkurs.

Von Professor Gustav Matarnáta (Kolomea).

In einem kleinen Aufsatz der „Ruthenischen Revue“ vom Jahre 1903 wurde die Entstehungsgeschichte der Völkernamen Russen, Kleinrussen (Meussen, Ruthenen) ziemlich erschöpfend, doch nicht genügenderweise dargestellt. Es bleibt noch immer die Frage nach der Entstehung des Wortes „Ruthenen“ — „Ruthenisch“ offen. In seiner Muttersprache nennt sich der Ruthene Ukrainecj oder Ružyn, Ruthenen Ukrainci oder Ružnyj (y wird hier tiefer als im deutschen ausgesprochen, etwa wie das griechische υ.) Die deutsche Benennung „Ruthene“ — „ruthenisch“ ist in Westeuropa populärer, als der Name „Ukrainer“ — „ukrainisch“; die erstere Benennung ist auch sicher historisch und mindestens so alt, wie die ältesten ruthenischen Schriftdenkmäler. In einem ruthenisch-byzantinischen Vertrag vom Jahre 911. n. Chr. heißt es wörtlich: „Wenn irgend ein Ružyn einen Christen (Griechen) tötet oder ein Christ einen Ružyn, so sterbe er dort, wo er den Mord begangen.“ Dasselbe geschieht noch einigemal sowohl in dem genannten, wie auch in dem folgenden Vertrage vom Jahre 945. Dagegen die bei den Byzantinern so gut bekannte Benennung Ružj (οί Ρωζ) wird hier nur als Kollektivum behufs Bezeichnung des gesamten Volkes gebraucht. In Jaroslaws Gesetzbuch (Prawda ruskaja) vom Jahre 1054 ist auch von einem Ružyn, als einem nicht bewaffneten, friedlichen Einwohner, die Rede. Ein Nationaldichter vom XII. Jahrhundert, der seinem Namen nach unbekannt, Autor des ruthenischen Heldengedichtes „Słowo o polku Ihorewim“ (Das Lied vom Heereszuge Igor's), gebraucht noch einen anderen, nur ein wenig vom obgenannten abweichenden Termin: Ružytschj (Ružyčy).

Wie wurde nun von den Byzantinern das Wort Ružnyj transkribiert? Indem die byzantinischen Schriftsteller das genannte Wort phonetisch möglichst treu wiederzugeben suchten, schrieben sie Ρουθηνιοι und lasen es Ružini. Bekannterweise wurde wahrscheinlich schon damals ein griechisches ϑ wie ein dem englischen th (=st) nahe liegender Laut, η und οι dagegen wie i gelesen. Die Form (Rutheni), nicht aber die richtige Aussprache, ging dann zu den westlichen Völkern über und fand dort desto leichter Aufnahme, nachdem sie ein Analogon in Cäsars De bello Gallico fand. Wie bekannt, hieß auch eine zeltische Völkerschaft in Gallien Rutheni oder Ruteni. Wie volkstümlich und weitverbreitet diese Benennung war, das bezeugt auch die Titulatur der lithauischen Großfürsten im XIII. und XIV. Jahrhundert, die sich als „princeps“ ja sogar „rex Lethiviorum et multorum Ruthenorum“ bezeichneten.

Andererseits ergab das Kollektivum Ružj die Benennungen: Russe, Meusse. Die Benennung Ružyn, Ružnyj (in Ungarn auch Ružnák) erhält sich noch bis nun namentlich im südwestlichen Teile des ethnographischen Gebietes des großen ukrainischen Volkes, das heißt in Ostgalizien, in der Bukowina und in Ungarn. Da aber das Adjectivum vom Ružyn im ruthenischen ružkyj lautet, gleichwie im russischen vom Worte Ružj, fühlen sich die Ruthenen behufs

Vermeidung von Mißverständnissen gezwungen, ihr Volk als Ukrainer (von Ukraina, einem großen Teil Südrußlands, der ebenfalls von den Ruthenen bewohnt wird), ihre Sprache aber als ukrainisch zu bezeichnen. Nichtsdestoweniger sind jedoch alle beide Benennungen: Ruthenen—Ukrainer, ruthenisch—ukrainisch ganz und gar identisch.





Rundschau.

Der Pietismus der Ukrainer für Iwan Kottlarewskyj. Die Ukrainer umgeben den Schöpfer der neuen Periode ihrer Nationalliteratur mit einem besonderen Pietismus, was sich bereits bei der Enthüllung des Kottlarewskyj-Denkmales in der Vaterstadt des Dichters zeigte. Nun gibt der Stadtrat von Pottawa ein Gedenkbuch über die diesbezüglichen Festlichkeiten heraus. Mit der Zusammenstellung des Buches wurde eine spezielle Kommission — bestehend aus den Stadträten S.

Markeuycz, L. Babakka, N. Dmytriv und Rudtschenko — betraut. In dem Buche werden u. a. auch die zur Kotlarewskyj-Feier eingelangten Telegramme und Adressen veröffentlicht. Der Stadtrat hat auch ein „Neues Album“ herausgegeben, bestehend aus den Illustrationen zur Kotlarewskyjs „Neueis“ vom ukrainischen Maler P. Marthunowycz. Zu Ehren Kotlarewskyjs wurde auch eine Kunstausstellung veranstaltet, die sich alljährlich wiederholen soll. Der Dichter wurde in letzterer Zeit in allen Teilen der Ukraine gefeiert.

Der ukrainische „Wohltätigkeitsverein zum Zwecke der Herausgabe gemeinnütziger und billiger Bücher“ in Petersburg. Da den russischen Ruthenen jede organisatorische Arbeit in der Ukraine verboten ist und die russischen Behörden jedes Lebenszeichen der Nation zu unterdrücken bemüht sind, sehen sich die Ukrainer gezwungen, in der Metropole des Zarenreiches — wo man ihre Arbeit als weniger schädlich betrachtet und wo die Zensur nicht so gestrenge ist wie in der Ukraine — ihre Kräfte nach Tunlichkeit zu organisieren. So entstand leztthin die Schewtschenko-Gesellschaft in Petersburg, sowie der oben genannte Verein. Dieser Verein befaßt sich mit der Herausgabe und Verbreitung populärer Broschüren in ruthenischer Sprache. Seine Publikationen werden in 16–30.000 Exemplaren in der Ukraine verbreitet und kosten 2–4 Kopeten (5–10 Heller) pro Exemplar. Bis Ende des Jahres 1902 (der Bericht pro 1903 ist noch nicht versandt worden) veröffentlichte der Verein 22 Broschüren. Wenn wir bedenken, wie man sich da dem faulosen Ukas vom Jahre 1876 anpassen muß, welche Schwierigkeiten man von Seite der Preisbehörden zu bekämpfen hat, so müssen wir die Tätigkeit des genannten Vereines sehr hoch schätzen.

Die Furcht der russischen Regierung vor dem Namen des ukrainischen Hetman Mazepa. Die russische Revue „Rußkaja Starina“ veröffentlicht Abhandlungen über die Preß-Verhältnisse zur Zeit Nikolaus I. Unter anderem finden wir daselbst eine recht interessante Erzählung über die Unannehmlichkeiten der russischen Bureaucratie, die der Tanz „Mazepka“ verursacht hat. Im Jänner 1852 veröffentlichte nämlich die Zeitung „S. Petersburkskija Wjedomosti“ im Feuilleton eine Zuschrift aus Paris, in welcher über einen neuen Pariser Tanz berichtet wurde, dem die Franzosen den Namen „Mazepka“ gegeben haben. Daran wurde die Bemerkung geknüpft, der Tanz präsentiere sich recht hübsch. Dieses Lob auf den Tanz „Mazepka“ hat die russische Bureaucratie in große Aufregung versetzt. Man fand es unverantwortlich, daß der Zensor eine derart keiserliche Äußerung nicht unterdrückt habe. Der Unterrichtsminister Fürst Schirinskij ordnete -- mit dem Erlaß vom 27. Jänner 1852 — eine strenge Mäße für den Zensor Peifer, sowie für den Redakteur der „S. Petersburkskija Wjedomosti“, Herrn Dtschkin, an.

Die heilige Schrift in der ukrainischen Sprache. Durch den Ukas vom Jahre 1876*) sind bekanntlich sowohl alle theologischen Schriften wie auch die Übersetzung der heiligen Schrift in der ruthenischen Sprache im Zarenreiche verboten und dürfen nur außerhalb Rußlands das Tageslicht erblicken. Das nämliche Schicksal ereilte nun auch die von der britischen Bibelgesellschaft herausgegebene ruthenische Übersetzung — dieselbe wird von den Grenzen des slavischen Nijeenreiches ferne gehalten. Zum besseren Verständnis sei erwähnt, daß von der genannten Gesellschaft die heilige Schrift in 420 Sprachen und Mundarten herausgegeben wurde, von all diesen Übersetzungen ist aber nur die ukrainische auf ein Verbot gestoßen. Im Jahre 1901 wurden in Rußland allein 592 627 Exemplare der heiligen Schrift in 36 Sprachen verkauft. Im Zarenreiche sind solche Übersetzungen gestattet: die russische, die polnische, tschechische, bulgarische, slowenische, englische, deutsche, französische,

*) Vergl. „Ruthenische Revue“ I. Jahrgang, S. 345–348.

fische, griechische, lateinische, italienische, rumänische, dänische, schwedische, finnische, armenische, arabische, hebräische, im jüdisch-deutschen Sargon, estonische, lettische, chinesische, japanische, persische, türkische, tatarische, jakutische, georgische u. a. Also die Übersetzungen in allen möglichen Sprachen sind in Rußland zugelassen, nur die in der Muttersprache des größten nicht russischen Volkes in diesem Staate ist verboten! Schon dieser Umstand allein wirft ein schönes Licht auf die Zustände im Reiche des Friedens-Zaren.

Neue Verfolgungen in der Ukraine. Ende Dezember und Anfang Jänner erschien das russische Polizei-System wieder in vollem Glanze. Die Hausdurchsuchungen und Verhaftungen hervorragender Ruthenen standen wieder auf der Tagesordnung. In einer Nacht wurden 22 Hausdurchsuchungen und 12 Verhaftungen vorgenommen. Mit besonderer Strenge wurde gegen den Ingenieur Chotkewycz und gegen den Advokaten Michnowskij — den man für einen der Führer der ukrainischen Bewegung hält — in Charlow vorgegangen. Die Wohnung des letzteren wurde versiegelt. Ebenfalls strenge Revision wurde beim Professor Snatawycz in Pottawa vorgenommen und ein ruthenisches populär-wissenschaftliches Buch mit Beschlagnahme belegt. Die Maßnahmen der Polizeikehrten sich aber in einer besonders unmenschlichen Weise gegen die Jugend. Ein Gymnasialschüler namens Percowycz — Sohn eines angesehenen Advokaten in Pottawa — nahm sich infolge der barbarischen Verfolgungen das Leben. Die Jugend veranstaltete aus diesem Anlaß eine Demonstration und errichtete dem Percowycz ein Grabmal mit der entsprechenden Aufschrift, welche letztere von der Polizei entfernt wurde.

Der neue General-Gouverneur von Kijew. Die Kijewer General-Gouverneur-Stelle, bezw. deren Besetzung, ist für die Ukraine von großer Bedeutung. Dem General-Gouverneur unterstehen bekanntlich mehrere Gouverneure und er ist dem Minister gleichgestellt. Wenn nun ein Generalgouverneur das im Zarenreich herrschende panrussische Polizeisystem gewiß nicht abändern kann, so ist es viel, wenn ein so einflußreicher Beamter den panславistischen Polizeieifer nicht noch potenziert, wenn er durch seine Interpretation der bestehenden Gesetze und durch seine Anordnungen die ohnehin unerträglichen Zustände nicht verschlimmert. Der frühere Generalgouverneur von Kijew, General Dragomirow, war ein strenger, aber gewissenhafter Mann von europäischer Bildung, der in den panrussischen Strömungen nicht recht paßte. Er war es, der vor einigen Jahren dem gegen die Studenten gerichteten Militärverbot, von der Waffe Gebrauch zu machen, was in den Kreisen der russischen Bürokratie Aufsehen erregte. Die Ernennung des General Kleigels zu seinem Nachfolger muß man als ein Produkt des reaktionären Systems Plehwe betrachten. General Kleigels wurde als Stadthauptmann von Petersburg berühmt, wo er während der letzten Unruhen förmliche Mezeleien veranstaltete und die Stadt mit einem Netz von Geheimpolizisten und Gendarmen umspannen hat.

Über eine zufällige Zusammenkunft des General Dragomirow mit Kleigels wird folgendes erzählt: Dragomirow sollte vom Zaren in einer besonderen Audienz empfangen werden. In der Vorhalle traf er den Kleigels, dessen Brust mit verschiedenen Orden und Verdienstmedaillen bedeckt war. Dragomirow sagte barsch: „So wollen Sie vor Seiner Majestät erscheinen!“ Verlegen betrachtete General Kleigels seine Hoje und die ganze Uniform, ohne etwas Unpassendes zu entdecken. Dragomirow fuhr aber fort: „Das ist doch nicht vorchriftsmäßig! Sie haben die Krute vergessen . . .“

21 Ein Kolleg über die Geschichte der ukrainischen Literatur an der Universität in Upsala (Schweden). Der bekannte Philologe, Professor an der Universität zu Upsala, Sunel, liest heuer daselbst ein Kolleg über die ruthenische

Literatur, wobei er auch die ruthenische Sprachlehre berücksichtigt. Es sei bemerkt, daß der schwedische Gelehrte die ruthenische Sprache und Literatur in der Ukraine studierte und zu diesem Zwecke eine Reise im Jahre 1885 unternommen hat.

Le Baron de Baye. En Petite Russie. Souvenirs d'une Mission. Paris. Libraire Nilsson. Unter diesem Titel erschien vor kurzem in Paris ein Büchlein, dessen Verfasser, Baron de Baye, die Ukraine, vor allem die Städte Kijew, Charkow, Koftawa, Tschernigow, Ekaterinoslaw besuchte und die Verhältnisse persönlich kennen lernte. Mit begeisterten Worten schildert er die Geschichte der Ukraine und deren poetisch veranlagte Bevölkerung, die ukrainischen Varden und ihre Lieder.

Das ukrainische Theater in Lemberg. Theater hat mit der Politik gar nichts Gemeinsames, am allerwenigsten aber ein ruthenisches Theater in Galizien, wo die polnische Zensur alles fleißig streicht, was den polnischen Patriotismus verletzen könnte, wo jede abfällige Äußerung über einen polnischen König als „Majestätsbeleidigung“ behandelt wird. (Vor kurzem wurde das Wochenblatt „woboda“, wegen „Majestätsbeleidigung“ des polnischen Königs Jagello konfisziert). Man könnte nun glauben, daß die Errichtung eines ukrainischen Theaters in Lemberg, als eine rein kulturelle Angelegenheit, auf keinerlei Schwierigkeiten stoßen werde. Die Polen, die sich so gerne als Kulturträger bezeichnen, sollten ja solche Kulturbestrebungen nur fördern. Der galizische Landtag und der Lemberger Gemeinderat haben doch vor ein paar Jahren für die Errichtung des polnischen Nationaltheaters bei 3,400.000 Kronen gespendet. Ähnlich war es mit der Errichtung des polnischen Theaters in Krakau. Abgesehen davon, daß der Landtag jedes Jahr ansehnliche Summen zur Erhaltung der polnischen Theater beiträgt — und der Landtag verfügt doch nur über Steuergelder, die ebenso aus den polnischen, wie auch aus den ruthenischen Taschen fließen. Trotzdem nun in letzterer Zeit zwei prächtige polnische Theater — ohne Inanspruchnahme der Privatchatulen einzelner Polen — zustande kamen, ist das ruthenische Theater in Lemberg auf Privatpenden angewiesen. Die zum größten Teile sehr arme ruthenische Bevölkerung Galiziens brachte bis jetzt zirka 80.000 Kronen zusammen. Es wurde auch bereits ein entsprechender Platz angekauft. Um den Plan in die Tat umzusetzen, wurde nun eine Nationalsteuer (3% vom Einkommen jeder Art) auferlegt. Dank den polnischen Kulturträgern muß die ukrainische Bevölkerung zweierlei Steuern zahlen, die eine für die Polen, die andere für sich.

Die ukrainische Lehrerinnenbildungsanstalt in Lemberg. Der galizische Landes Schulrat, der sich bekanntlich in polnischen Händen befindet, hat das ruthenische Lehrerseminar (b. j. g. Präparande) kassiert. Nun existiert in Galizien weder eine Lehrer- noch eine Lehrerinnen-Bildungsanstalt. Nach Ostgalizien werden somit oft Lehrkräfte geschickt, die nicht einmal ukrainisch lesen können. Deshalb sah sich die ruthenische „Pädagogische Gesellschaft“ gezwungen, eine ruthenische Privat-Lehrer-Bildungsanstalt ins Leben zu rufen. H. S.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 3.

Erstes Februarheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet !)

Eine „hohe Kultur“ in Liquidation.

Der Kampf, den die Ruthenen in Galizien mit den polnischen Machthabern zu führen haben, ist kein leichter. Wir haben bereits wiederholt mit grellen Farben der Ziffern diese Idylle der polnischen Freiheitsliebe illustriert, wir haben gezeigt, wie wir von der polnischen Schlachta mit Hilfe des ihr zu Gebote stehenden bureaukratischen Apparates geknebelt werden. Wir werden da nämlich nicht nur national bedrückt, wirtschaftlich ausgebeutet, sondern — und das ist die Hauptsache — man will uns vor allem kulturell vernichten. Es zeigt sich da jenes Paradoxon, das in keinem zivilisierten Staate möglich ist: wir prosperieren, wir haben bedeutende Fortschritte nur auf jenem Gebiete zu verzeichnen, auf welchem der Staat noch keine Organisation geschaffen, die Landesregierung (die in Galizien mit der Schlachta identisch ist) noch keine Ingerenz hat. Bevor noch die allgemeine Schulpflicht eingeführt wurde, hauptsächlich aber vor der Errichtung des galizischen Landesschulrates, hatten die Ruthenen in Galizien bedeutend mehr, besser organisierte und viel stärker besuchte Volksschulen als die Polen. Heute ist es gerade umgekehrt. Unsere Volksschulen wurden einfach vernichtet, deren Bedeutung ad Null reduziert. Viele Schulgebäude sind gesperrt und figurieren bloß in den Berichten des Landesschulrates, um die Anzahl der angeblich ruthenischen Volksschulen zu vergrößern und die schwarze Wirklichkeit zu verhüllen. Der Zutritt zu den Mittelschulen wird unseren Kindern erschwert — wie das Prof. Dr. Charkiw in seinen Aufsätzen nachgewiesen.*) Ja, es fehlt nur noch, daß man die Ruthenen

*) Vergl. „Ruth. Revue“, I. Jahrg. S. 848, II. Jahrg. S. 4 u. 81.

von den Mittelschulen — ähnlich wie von der Wahlurne — mit Hilfe der Bajonette ferne halte.

Und wie human, wie hoch kulturell klingen die Manifeste der Herren Polen, wie demonstrativ heben sie sich von der schändlichen galizischen Wirklichkeit ab! Wir brauchen nicht weit zu gehen. Vor kurzem publizierten die Polen in Kijew ein Manifest, in welchem es heißt: „Das nicht zahlreiche, aber kulturell höher stehende polnische Element in der Ukraine hat eine große historische Mission zu erfüllen, der polnischen Kultur den Triumph zu sichern, in unseren Händen diese, so weit exponierte polnische Festung zu erhalten . . .“ Daß die Polen selbst dort, wo sie 1% der Bevölkerung bilden, herrschen möchten, ist nichts Neues, daß sie aber diese Herrschaft niemals vermöge der „höheren Kultur“, sondern durch die Vernichtung jeder vorhandenen Kultur zu etablieren und zu erhalten suchten, ist eine geschichtliche Tatsache. Und doch tragen die Herren ihre „hohe Kultur“, ihre „historischen Aufgaben“ so prozenhaft zur Schau . . . sie brüsten sich damit vor aller Welt, so daß man glauben könnte, sie hätten das halbe Europa zivilisiert.

Wie haben nun diese Herrschaften ihre „historische Mission“ in Ostgalizien erfüllt, in jenem unglückseligen Lande, welches seit fünfhundert Jahren die Segnungen der „hohen polnischen Kultur“ genießt? In keinem anderen Lande haben die Polen so lange Gelegenheit gehabt, „der polnischen Kultur den Triumph zu sichern“. Was für Resultate der fünfhundertjährigen Kulturarbeit hat nun das Polentum in diesem Teile Rutheniens aufzuweisen? Nichts weiter als eine erdrückende Anzahl von Analphabeten! Ja, auch im polnischen Teile Galiziens ist es nicht viel besser. Denn obwohl die österreichischen Polen viel weniger Analphabeten aufzuweisen haben als die Ruthenen, so ist das diesem Umstande zuzuschreiben, daß von den 811.371 galizischen Juden beinahe alle als Polen verzeichnet werden. Diese im jüdisch-deutschen Jargon sprechenden „Polen“ lernen in ihren Kulturschulen — den Chedern — hebräisch lesen und schreiben und erhöhen auf diese Weise die Zahl des lesekundigen „polnischen“ Publikums.

Kein Kulturvolk der Welt hat jemals seine historische Kultur-Mission so verstanden, wie die polnischen Machthaber — wenn wir nicht etwa an das Beispiel der Hunnen und Tataren erinnern wollen. Denn die kulturelle und wirtschaftliche Unterdrückung ist viel schrecklicher, viel verheerender als die nationale allein. Das haben die polnischen Diplomaten sehr gut verstanden.

Die Polen vergleichen sehr gerne Galizien mit Preußen, beziehungsweise die Lage der galizischen Ruthenen mit der der preußischen Polen. Dieser Vergleich ist keinesfalls berechtigt. Denn Galizien ist nur ein gemischtsprachiges Kronland Oesterreichs, in welchem die beiden Landessprachen, die polnische und die ruthenische, „in Amt, Schule und im öffentlichen Leben gleichberechtigt sind“ — während Preußen ein nationaler deutscher Staat ist, der kein solches Sprachengesetz besitzt. Die Lage der Ruthenen in Galizien wäre somit nominell viel günstiger als die der Polen in Preußen, in Wirklichkeit ist es aber ganz anders. Politisch werden die Ruthenen gänzlich geknebelt und wirtschaftlich

ausgebeutet. Während im polnischen Landesteile die Herstellung der Straßen, die Wasserbauten und allerlei Meliorationen auf Kosten des ganzen Landes unternommen werden, wird Ostgalizien auch in dieser Hinsicht gänzlich vernachlässigt. Auf diese Weise wird nicht nur der Wert der Produkte der Landwirtschaft in Westgalizien gesteigert und deren Absatz erleichtert, sondern auch ein neuer Arbeitsmarkt geschaffen — wovon in Ostgalizien fast keine Rede sein kann. Ostgalizien bekommt nicht einmal annähernd so viel polnische (von den ruthenischen reden wir nicht) Schulen, als Westgalizien, denn man fürchtet die Ueberproduktion der ruthenischen Intelligenz. In seiner rührenden Aufrichtigkeit schrieb vor kurzem das Lemberger „Słowo Polskie“, das größte Unglück Galiziens sei die ruthenische Intelligenz. Diese ist eben „überflüssig“. Deshalb müssen die Pflichtanalphabeten gezüchtet werden.

Wie anders stehen aber die Dinge in den polnischen Provinzen Preußens! In politischer Hinsicht haben dort die Polen eine viel größere Bedeutung als die Ruthenen in Galizien. Die deutsche Wirtschaft hat einen hochgebildeten polnischen Bürgerstand geschaffen, den das Polenreich niemals kannte und den Galizien schmerzlich vermisst. Wirtschaftlich und kulturell wurden die polnischen Provinzen bedeutend gehoben, mit Schulen besät, die Errungenschaften des menschlichen Geistes wurden den Polen vom Staate zugänglich gemacht — wobei das obligate Studium der deutschen Sprache große Bedeutung hat. Die Volksbildung steigt rapid, die Wohlhabenheit nimmt beständig zu. Während die zahlreichen galizischen Polen ihren Tageszeitungen 600 bis höchstens 8000 Abonnenten geben, haben die polnischen Blätter in Preußen 10.000—60.000 Abnehmer. Was soll man nun erst von Ostgalizien reden, welches im Vergleiche mit den polnischen Provinzen Preußens den jämmerlichen und beschämenden Eindruck einer wirtschaftlichen und kulturellen Ruine bietet? . . . Soll das vielleicht der im eingangs zitierten Manifest angedeutete „Triumph der hohen polnischen Kultur“ sein? . . .

Ist es nun ein Wunder, daß die breiteren Schichten des ruthenischen Volkes den Wert der deutschen Kultur höher schätzen und die polnische Kultur für bankrott halten, daß sie die Einführung des Unterrichtes der deutschen Sprache in den galizischen Volksschulen verlangen und diesbezügliche Resolutionen in den Versammlungen proklamieren? Denn abgesehen von den traurigen Erfahrungen, die sie mit der polnischen Kultur machten, hat doch für jeden Slaven die Erlernung einer europäischen Sprache viel höheren Wert als die einer anderen slavischen Sprache. Wenn uns ein Pole fragen würde, in welcher Sprache er seine Kinder unterrichten lassen solle, in der ruthenischen oder in der deutschen — ohne zu überlegen, würden wir ihm entschieden die letztere empfehlen.

Da uns nun manche tschechische Blätter anlässlich der genannten Bewegung zu Gunsten des deutschen Sprachunterrichtes eine Lektion des slavischen Patriotismus erteilen wollen, so erlauben wir uns, an sie eine Frage zu stellen: was wäre heute mit dem tschechischen Volke, wenn es anstatt deutsch — polnisch gelernt hätte, wenn in Böhmen und Mähren die Stelle der Deutschen die Polen eingenommen hätten? Die Antwort liegt auf der flachen Hand: die Tschechen

wären heute das politisch unbedeutendste, das wirtschaftlich schwächste, das in kultureller Hinsicht am niedrigsten stehende Volk Oesterreichs, statt 18^o%, würden sie zumindest 70% der Analphabeten aufweisen. Die Polen haben jedoch nicht so weit ihre Macht ausgebreitet — und die Tschechen sind heute das in kultureller Hinsicht am höchsten stehende slavische Volk.

Die Wirtschaft der Polen dort, wo sie die Zügel in der Hand halten, wo sie ihre hochkulturellen Ideale unbehindert betätigen können, hat zur Genüge gezeigt, daß der Ruhm der „historischen Mission“ des Polentumes unberechtigt sei. Die Polen sorgten mit großem Geschick und Verständnis für eine ausgiebige Reklame in Westeuropa, sie nützten die Unvertrautheit mit den obwaltenden Verhältnissen aus und eroberten bald die öffentliche Meinung. Nun bringen aber die Informationen über die tatsächlichen Zustände immer öfter in die Oeffentlichkeit. Die schöne phantastische Hülle wurde jählings zerissen und vor Europa erschien die schaurige Wahrheit über die historische Kulturmission der polnischen Schlachta auf deren Stirne zu lesen ist: „Analphabetismus — Devastation“. Dieses Mene-tek-el-uphâr-sin, das so deutlich auf dem polnischen „Kulturbau“ prangt, prophezeit die herannahende Liquidation der schlachzizischen Kultur und ihrer historischen Mission. Die Herren Missionäre haben ohnedies bereits zum größten Teil den Kredit verloren.

A. S e m b r a t o w y c z.





Rundschau.

Lysenko-Feler in Charkow. In Lemberg, Czernowitz und Kijew wurde vor kurzem das 85jährige Jubiläum des größten ukrainischen Dondichters der Gegenwart, Nikolaus Lysenko, feierlich begangen. Über die diesbezüglichen Festlichkeiten haben wir seinerzeit berichtet. Nun kam die Reihe auch an Charkow, welches dem Jubilar ebenfalls große Ovationen bereitetete.

Der Utraquismus in den galizischen Schulen. Der Macchiavellismus der polnischen Machthaber ist bekannt; in voller Blüte zeigt sich derselbe besonders auf zwei Gebieten: in der berühmten polnischen Wahlgeometrie und im galizischen Schulwesen. Als eine Akademie des polnischen Macchiavellismus ist der galizische Landes Schulrat, das sogenannte polnische Unterrichtsministerium, zu betrachten. Bekanntlich ist nach den österreichischen Staatsgrundgesetzen der Utraquismus in den Schulen, daß heißt „der Zwang zur Erlernung einer zweiten Landessprache“ verpönt. Wenn man aber die Verfassung respektieren wollte, wäre die Polonisierung des galizischen Schulwesens einfach unmöglich. Unbekümmert um die österreichischen Staatsgrundgesetze machte es der Landes Schulrat zu seiner Devise, daß jedem Schulfinde in Galizien die polnische Sprache eingepreßelt werden müsse. Und so gibt es heute in Westgalizien nur rein polnische, in Ostgalizien aber rein polnische und utraquistische (polnisch-ruthenische) Unterrichtsanstalten. Ruthenisch sind in Galizien nur drei Gymnasien und sechs Parallelklassen am polnischen Gymnasium in Tarnopol. Nein ruthenische Volksschulen existieren in Galizien nicht mehr. Was nun im polnischen Lexikon „utraquistisch“ bedeutet, das zeigt am besten die Lemberger Universität, die auch in eine utraquistische Hochschule verwandelt, in der Tat aber gänzlich polonisiert wurde. Abgesehen aber vom nationalen Standpunkt, ist der Utraquismus auch in pädagogischer Hinsicht zu verwerfen. Als die ruthenischen Landtagsabgeordneten die Errichtung eines ruthenischen Gymnasiums in Stanislau verlangten, tauchte in den polnischen Kreisen das Projekt der Gründung utraquistischer Gymnasien auf. Manche polnische Politiker, insbesondere die Lehrerschaft, befürchteten, daß man auch die rein polnischen Mittelschulen im ruthenischen Landesteile utraquistieren könne. Deshalb befaßten sich die Generalversammlungen der polnischen „Vereine der Mittelschullehrer“ in Krakau und in Lemberg auch mit der Frage der Utraquistierung der Schulen. Die Referenten traten einhellig gegen die Utraquistierung auf, sie behaupteten, daß der Utraquismus die Fortschritte der Schüler hemme. Der Lehrer an der utraquistischen Lehrerbildungsanstalt in Lemberg, Prof. Jaremba, wies auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen nach, der Utraquismus sei äußerst schädlich, verderbe die Muttersprache, sammle in einer Unterrichtsanstalt Schüler verschiedener Nationalitäten, schüre nur das gegenseitige Mißtrauen und die nationalen Zwistigkeiten. Ein anderer polnischer Professor

an der Lehrerbildungsanstalt schreibt aus diesem Anlaß in dem bekannten ruthenenfeindlichen Organ „*Slowo Polskie*“ vom 7. Februar 1904, wie folgt:

„Ich war als Lehrer sowohl an den polnischen, wie auch an den utraquistischen Unterrichtsanstalten angestellt und bin zu der Überzeugung gekommen, daß, wenn man nur in einer Sprache unterrichtet, der Unterricht doppelt so erfolgreich und gründlich ist (als an utraquistischen Schulen). Ich erlaube mir zu behaupten, daß aus den ostgalizischen utraquistischen Lehrerbildungsanstalten nunmehr schwächere Lehrkräfte hervorgehen als früher und daß man diese Verschlimmerung zum Teil dem Utraquismus zuschreiben muß. Der Utraquismus hat einen schädlichen Einfluß auf die Muttersprache. In einer utraquistischen Schule kann man von der Reinheit der polnischen Sprache nicht einmal reden. . . .“

Die Herren haben ganz Recht, sie verlangen aber nicht, daß man rein ruthenische Schulen gründet, sondern daß man die vorhandenen utraquistischen Unterrichtsanstalten im ruthenischen Landesteile in rein polnische verwandeln solle.

Der Kampf um die deutsche Sprache. Wir sind gewiß auch gegen den Utraquismus, welcher bekanntlich darin besteht, daß einige Gegenstände in der ruthenischen, die übrigen in der polnischen Sprache unterrichtet werden. Etwas anderes ist aber der Unterricht fremder, insbesondere der Weltsprachen. Der moderne Verkehr bringt es mit sich, daß heute nicht nur dem Gelehrten, dem Publizisten und Politiker sondern auch oft dem schlichten Arbeiter die Kenntnis einer Weltsprache nötig ist. Von den drei am meisten verbreiteten Weltsprachen — deutsch, englisch, französisch, — hat für uns die erstere entschieden die größte Bedeutung, und zwar sowohl in kultureller, wie auch in politischer Hinsicht. Denn die Vermittlungssprache kann in Oesterreich nur die deutsche sein. Sie ist es auch in der Tat, ohne Rücksicht darauf, ob es einzelne chauvinistische Schreier zugeben wollen oder nicht. Ebenso ist die deutsche Sprache als Vermittlerin zwischen der westeuropäischen Kultur und dem slavischen Osten zu betrachten. Es ist somit kein Wunder, daß nun auch die breiteren Schichten des ruthenischen Volkes für die Einführung des deutschen Sprachunterrichtes an allen Schulen des ruthenischen Landesteiles eintreten. Wir besprechen diese Angelegenheit auch an leitender Stelle, wollen hier aber nur noch ein Moment, u. zw. ein für den polnischen Chauvinismus äußerst charakteristisches Moment, berühren. Die gesamte polnische Presse — ohne Unterschied der Partei — tritt dagegen auf, u. zw. aus Besorgnis, der Unterricht in der deutschen Sprache würde die ruthenischen Kinder zu stark überbürden. Die Utraquistierung, oder teilweise Kolonisierung der einst rein ruthenischen Volksschulen in Ostgalizien bedeutet aber keine Überbürdung ruthenischer Kinder. Die polnischen „Kulturträger“ fürchten nämlich, die deutsche Kultur könnte zur Ausrottung des Analphabetismus in Ostgalizien beitragen. Sie treten deshalb mit ganzer Wucht gegen diese „fremden Anmachungen der politisierenden Bauern“ auf. Die Ruthenen verlangen jedoch nicht, daß die polnischen Kinder deutsch lernen — sie haben aber doch das Recht, über die von ihren Steuergeldern erhaltenen, für ihre Kinder bestimmten Schulen zu verfügen. Dies alles aber nur in der Theorie, — in der Praxis ist es ganz anders! Denn der galizische Landesschulrat ist dazu da, um ihnen dieses Recht streitig zu machen.

Was alles in Galizien konfisziert wird. Die Lemberger k. k. Staatsanwaltschaft ist zugleich zu einer hochkulturellen Institution geworden. Sie ist von derselben Fürsorge für die Volksaufklärung in Ostgalizien erfüllt, wie der galizische Landesschulrat und hat eine ebenso pädagogische Bedeutung wie der letztere. So darf z. B. kein ruthenisches Blatt das von den Polen schreiben, was die Polen von den Ruthenen

— kein ruthenisches Bauernblatt darf aber wieder das bringen, was bereits in einem hauptsächlich für die Intelligenz bestimmten Organ veröffentlicht wurde. Ruthenische Bauernblätter werden auf jede mögliche Weise chikanert und durch häufige Beschlagnahmen materiell ruiniert. Das Blatt „Hromadskyj Holos“ wurde z. B. konfisziert, die ganze Auflage vernichtet und einen Tag später die Konfiskation widerrufen. Die Redaktion mußte sich damit zufrieden stellen, daß sie denselben betreffenden Artikel zum zweitenmale abdrucken durfte. — Das ruthenische Nationalkomitee hat zwei Organe: das Tagblatt „Dilo“ und das Bauernblatt „Swoboda“. Das letztere darf sich aber nicht einmal das erlauben, was selbst das oft konfiszierte „Dilo“ bringt. Vor kurzem hat der eifrige Herr Staatsanwalt von der ganzen Nummer nur das Titelblatt und die Inserate freigegeben. Wegen der verspäteten Zeit ist das Blatt ganz leer erschienen. In jeder Rubrik prangte nur der von den polnischen Kulturträgern so beliebte Terminus: „Konfisziert“. Die Herren glauben wahrscheinlich nicht, daß dieses Vorgehen größere Empörung gegen die polnische Wirtschaft hervorruft, als zwanzig der schärfsten Aufjäge. Bald darauf machte der wichtige Staatsanwalt einen noch besseren Spaß. Die vom bekannten Publizisten Budzynowski trefflich geleitete „Swoboda“ brachte zur selben Zeit als in Grodel ein Jagello-Denkmal enthüllt und von der ganzen polnischen Hez-Presse ein neuer Tannenberg-Sieg phrophezeit wurde, einen Artikel über den König Jagello, in welchem derselbe scharf kritisiert wurde. Das Blatt wurde wegen der polnischen Majestätsbeleidigung konfisziert. In der letzten Nummer dieses Blattes wurde sogar der Artikel konfisziert, in welchem ein ruthenisches Dorf mit 418 schulpflichtigen Kindern die Gründung einer vierklassigen Volksschule verlangt, für welchen Zweck die Gemeinde ein Schulgebäude zu errichten beschlossen — der polnische Schulrat diesen Beschluß aber nicht bestätigen will. So erfüllen eben die polnischen Machthaber ihre „Kulturmission im Osten“.

R. S.



Büchertisch.

Ein Weihnachtsbuch für die Jugend nennt sich ein vom Vereine Südmark in Graz herausgegebenes Büchlein, das auch Belehrendes bieten möchte. Schade, daß durch die beigelegte Sprachenkarte „aller Völker der Erde“ von Prof. A. L. Hickmann die Jugend über die tatsächlichen Sprachenverhältnisse nicht nur nicht aufgeklärt, sondern einfach im Unklaren gehalten wird — wenn wir uns nicht prägnanter ausdrücken wollen. Bei der Herstellung von Jugendschriften wäre die vorsichtige Wahl des „bearbeiteten“ statistischen Materials besonders geboten. So hat beispielsweise Professor Hickmann in einen Topf 84 Millionen geworfen und denselben die Bezeichnung „Russisch und Ruthenisch“ gegeben. Er könnte aber aus der Geschichte erfahren, daß die Russen und Ruthenen höchstens als ein seit Jahrhunderten einander in den Haaren liegendes „Eins“ betrachtet werden dürfen. Vom philologischen Standpunkt aus ist der Unterschied zwischen den beiden Sprachen so groß, daß man auf keinen Fall von einer Sprache reden darf. Die russische Sprache ist der polnischen ähnlicher als der ruthenischen, obwohl sie mit der letzteren zweifellos verwandt ist.

Darüber könnte sich Professor Hickmann in den Werken von solchen Philologen, wie Miklošich, Schleicher, Friedrich Müller, A. Hovelague, Falvi, Hinz, Jagić u. a. nähere Informationen verschaffen. Ein Anthropolog, der sich mit den slavischen Typen befaßt, findet zwischen einem Russen und einem Ruthenen größere Unterschiede als z. B. zwischen einem Ruthenen und Deutschen (besonders was den Schädelbau anbelangt). Es besteht allerdings eine Theorie, nach welcher „alle slavischen Flüsse im panrussischen Meer aufgehen sollen“, ohne Rücksicht auf den sprachlichen und anthropologischen Unterschied — ein ernster Statistiker darf sich aber davon nicht betören lassen.

Wertwürdigerweise wird in derselben Tafel die vlämische und die holländische Sprache — die doch der deutschen Sprache ohne Vergleich näher stehen als die ruthenische der russischen — als ganz selbständige Sprachen behandelt und auf eine Stufe mit den skandinavischen Sprachen gestellt. Das Ruthenische und das Russische wird da aber wie Sauerkraut und Rüben vermischt und in einen Topf geworfen. Vor solchem Futter sollte man mindestens die jugendlichen Mägen verschonen.

* * *

Zum 70. Geburtstage Felix Dah'n's veröffentlichen die „Neuen Bahnen“ in ihrem eben erschienenen (3.) Hefte des IV. Jahrganges einen eingehenden Artikel von Stauf v. d. March über das poetische Schaffen des Jubilars, sowie eine Anzahl von ausgewählten Gedichten, wovon eines Meister Johann Gehrts mit einer prächtigen Originalzeichnung geschmückt hat. Die schöne Ehrung des greisen Dichters wird durch ein vorzügliches Bildnis mit faktimiliertem Leitspruch vervollständigt. Allen Freunden Dah'n'scher Dichtung sei dieses Heft, das außerdem noch zahlreiche aktuelle litterarische und sozial-politische Artikel enthält, wärmstens empfohlen.

* * *

„Die Wage.“ Die Wiener Wochenschrift „Wage“ verschiebt soeben die sechste Nummer ihres siebenten Jahrganges und zeigt damit, daß sie ihrem Programm, auf politischem und sozialem Gebiet in radikaler Weise die Wahrheit zu sagen und auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst informierend zu wirken, auch weiterhin treu zu bleiben gedenkt. Die uns vorliegende Nummer 6 bringt folgende Aufsätze: Magyariſche Katastrophenfurcht — von Verag; Das Wiederaufleben der „Affaire“ — von Georg Brandes; Ueber Herkunft und Zukunft des Parlamentarismus — von Feldmarschall-Leutnant Gustav Ragenhofer; Der industrielle Sauerstoff — von Professor Dr. Raoul Pictet; Der Krach des Requisits — von Rudolf Lothar; Der schönste Tag — von Camille Lemonnier; Eine Voltaire-Biographie — von Josef Popper; Glossen; Volkswirtschaftliches; — Belletristischer Teil: Ein Stück Brot — von Charlotte Leffler. — Wir bemerken, daß die Administration der „Wage“ (Wien, II., Floggasse 12) bereit ist, auf Verlangen Probenummern zu verschicken.



Einlauf.

Patriotisme Colonisation — avec une préface d'Elisee Reclus, Paris. (Bibliothèque Documentaire. Tome II.)

Zur Lage der jüdischen Bevölkerung in Galizien. Von Bertha Wappenheim und Dr. Sara Rabinowitsch. Frankfurt a. M. 1904. Neuer Frankfurter Verlag.

Czołowik czesty — ein Drama in 3 Akten von A. Wołodyślawycz. KoloMEA 1904.

Projekt na zniszczenie Rusi, von Hryś Szczypawka. Czernowiz 1904.

Nowomodni Kolady, von Hryś Szczypawka. Czernowiz 1904.

Towarysz, Illustrierter Kalender des Vereines Proświta. Lemberg 1904.

Pryjatel. Kalender. Czernowiz 1904.

Kalender des „Roma r“. Lemberg 1904.

*

Das freie Wort. N. 21.

Das literarische Echo. N. 9.

Deutsche Literatur und Kunstzeitung. N. 1.

Deutsche Worte. N. 1.

Deutsches Land. N. 2.

Die Feder. N. 111.

Die Wage. N. 6.

Die Woche. N. 61.

Ökonomist. N. 6.

Die Hilfe. N. 6.

Hochschulnachrichten. N. 4.

Kijewskaja Starina. N. 83.

La Revue (Revue des Revues). N. 3

La Justice Internationale. N. 7.

L'Europeen. N. 114.

Les Temps Nouveaux. N. 41.

L'Humanite Nouvelle. N. 54.

Mołodiż. N. 1.

Monitor. N. 6.

Neue Bahnen. N. 3.

Postup. N. 4.

Slawisches Echo. N. 2.

Zoria. N. 2.



Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc. sind nur an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, Gersthoferstrasse Nr. 32 zu senden.



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Köttig in Oedenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 4.

Zweites Februarheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

An das Hauptdepartement für Pressangelegenheiten in Petersburg.

Im russischen Reiche ist die Verbreitung der Heiligen Schrift in mehr als 36 Sprachen gestattet. Es dürfen dort auch Mongolen und Tartaren das Wort Gottes, jeder in seiner Sprache, lesen und verkünden. Dasselbe ist den Polen und auch solchen slavischen Völkern, wie Serben, Bulgaren und Tschechen, die im Reiche zerstreut leben und nur ein kleines Perzent der russischen Bevölkerung bilden, gestattet; dies ist jedoch den 25 Millionen Ruthenen in der Ukraine verboten, obwohl sie mit dem Volke Moskowiens denselben Glauben bekennen.

Es sind bereits 21 Jahre seit der Zeit vergangen, als mein an das Hauptdepartement für Pressangelegenheiten im Jahre 1881 gerichtetes Ansuchen um Zulassung des neuen Testaments in ruthenisch-ukrainischer Sprache abschlägig beschieden wurde. Durch Nichtzulassung dieser Übersetzung der Heiligen Schrift in der Ukraine wurde und wird noch jetzt ein grosses Unrecht jenem Brudervolke zugefügt, das vor 250 Jahren, nach seiner Befreiung von der polnischen Knechtschaft, freiwillig und ohne Zwang mit dem Reiche Moskowiens sich vereinigte, obwohl dieses Zarenreich, das nur auf seine Sicherheit und seine Interessen bedacht war, sich vorsichtig seitwärts hielt und dem ruthenischen Volke in seiner schweren Stunde keine Hilfe leistete. Seit jener Zeit liess das ruthenische Volk weder den Zaren noch dem Reiche gegenüber

sich etwas zu Schulden kommen; und nicht das allein — seine Söhne opferten für die Zaren ihr Leben und vergossen ihr unschuldiges Blut. Hat denn das ruthenisch-ukrainische Volk nicht genug zur Macht und zum Ruhme des Zarenreiches beigetragen? Weshalb also das grosse Unrecht und die schwere Strafe, jenes kaiserliche Dekret vom 18. Mai 1876, mit welchem das geistige und kulturelle Leben der ganzen Nation in der Ukraine gehemmt und dafür die Sklaverei des Geistes und des Körpers dekretiert wurde?

Nur eine Wahrheit und nur ein Recht sollte es für alle Völker des Reiches geben; wie für das Volk Moskowiens, für Tartaren und Mongolen, ebenso für die Ruthenen — Ukrainer.

Möge daher auch in der Ukraine das Licht Gottes den armen Menschen in ihren Hütten leuchten und ihnen allen Segen des Himmels und der Erde bringen und damit auch dem Reiche, in welchem ihnen vom Schicksal beschieden wurde, zu leben. Möge auch dort die finstere und unheimliche Macht ohne Stürme und Donner vorübergehen; es möge heller Tag werden, beschienen und erwärmt von der Sonne der Wahrheit und der Nächstenliebe. Das ruthenische Volk möge nicht in Sklaverei und geistiger Finsternis zu Grunde gehen; hat es doch auch ein Recht zum kulturellen Leben.

Das wünscht mein Herz und muss es wünschen und deshalb überreiche ich dem Hauptdepartement für Pressangelegenheiten diesmal schon die ganze, von der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft in Wien herausgegebene Bibel des alten und neuen Testaments in ruthenisch-ukrainischer Sprache, in der Hoffnung, dass die jetzigen massgebenden Führer des russischen Reiches Verständnis und Herz für eine edle und gute Sache besitzen, und bitte um die Bewilligung, dass die besagte Ausgabe der Heiligen Schrift in der Ukraine verbreitet werden dürfe.

Dieses Ansuchen stelle ich noch in der Hoffnung, dass nach Ablauf von zwei Dezennien in Russland die Verhältnisse sowohl, als auch die Menschen sich geändert haben und dass jetzt mein Ansuchen, das auch das Ansuchen von Millionen des ukrainischen Volkes ist, nicht vergeblich sein werde. Ich tue es noch vom Gedanken beseelt, dass das ukrainische Volk nach erfolgter Aufhebung des kaiserlichen Dekretes vom Jahre 1876 und nach Erlangung der vollen Freiheit seiner nationalen Sprache — welche einzig und allein die allgemeine Volksbildung in der Ukraine heben und die geistigen Kräfte zum kulturellen Leben wecken, das Volk aus der geistigen und sozialen Knechtschaft befreien und demselben den Wohlstand und dem Staate selbst den erwünschten dauernden Frieden und die Macht sichern kann, — sein durch zwei und ein halbes Jahrhundert erlittenes schweres Unrecht und das Martyrium seiner patriotischen Männer vergessen und für die gute Tat den Zaren, den Friedensstifter der Völker des russischen Reiches, segnen werde.

Dieses Ansuchen stelle ich aus eigener Initiative, ohne

Anregung von Seite der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, und stelle es auch im Namen von Millionen des ruthenischen Volkes.

Prag, am 20. Jänner 1904.

Prof. Dr. J. Puluj.



Ein Traum.

Erzählung von Marko W o w t s c h o f.



I.

Wir waren drei Töchter und ich davon die älteste. Und unser Vater, der war streng! Du lieber Gott! Kaum daß er uns einmal im Jahre die Erlaubnis gab, mit den Mädchen auf der Straße zu verweilen. „Leichtfertig ist das Weibsvolk,“ sagt er, „immerfort möcht' es sich nur ergötzen, belustigen, tanzen und plappern wie die Elstern!“

„Und hast du dich in deiner Jugend nicht auch belustigt, Zwan?“ fragt die Mutter.

„Bin, Gott sei's gedankt, nie in meinem Leben dumm gewesen!“

Wenngleich der Vater streng war, liebte er uns dennoch innig. Mitunter wenn er nach Kiew fährt, bringt er uns die schönsten Geschenke: der Mutter eine Haube, gestickt mit Seide, einen roten Rock oder bunte Bänder; mir kostbare Perlen oder einen roten Gürtel, den aller schönsten, den er bekommt, und den jüngeren Schwestern auch Perlen oder Ohrgehänge. Kehrt er auch früh von seiner Reise zurück — die Geschenke verteilt er doch erst am zweiten oder am dritten Tage. Wir schauen ihm in die Augen, machen uns um ihn zu schaffen, er aber tut, als verstehe er uns nicht! Er erzählt, wie er sich mit der Tröblerin geantzt, oder sonst etwas Gleichgiltiges. Aber dann, wenn er die Geschenke auspackt und sie unter uns verteilt, welche Freude gibt's da, Herr Gott! „Väterchen, Täubchen, ach da unser teures Väterchen!“ nennen wir ihn dann. „Nun, nun, schon genug, schon genug! was seid Ihr so außer Euch wie die Bienen? Kaum zu händigen? Vielleicht seid Ihr der

^{*)} Dies ist ja noch heutzutage im römischen und gemeinen Rechte bestritten! Vgl. Teilpacht (S. 12 Anm. 14, S. 16 Anm. 23, S. 17 Anm. 24, 25, 26). Auch in österr. Rechte ist diese Frage nicht so unbestritten, wie Cif (S. 620) behauptet. Siehe Beweise in meiner Teilpacht, S. 88.

Meinung, daß ich alles das einkaufte? Das fehlte noch, Ihr klugen Köpfe! Als mir beim Verkaufe des Weizens ein Maß zurückblieb, hing sich an mich ein närrischer Krämer: „Machen wir einen Tausch, machen wir einen Tausch!“ sagte er. Ich ging drauf ein, um seiner los zu werden.“

So erfuhr er irgend etwas, um nur nicht einzugestehen, daß er unser gedacht, für uns die Geschenke eingekauft . . . nie in seinem Leben möchte er das tun! So war er, der Gottselige, mög' ihm die Erde leicht sein!

Unser Haus war schön, mit einem großen Obst- und Gemüsegarten; da wuchsen Weichseln, Kirscheln und Äpfel, welsche Nüsse, Birnen und Schneeballen. Der Hof war geräumig und das Tor neu. Auch im Hause selbst war wohlthuende Ordnung zu sehen. Die Bänke und Tische waren aus Lindenholz, die Bilder aus Kiew, schön gemalt und behängt mit gestickten Handtüchern, noch verziert mit Blumen; ringsherum steckten überall Blumen und duftende Kräuter.

II

Ich vollendete mein sechzehntes Jahr und begann das siebzehnte. Wir feierten gerade Pfingsten, als ich in der Nacht einen sonderbaren Traum hatte. Ich stehe im grünenden Korn, welches mir bis über den Gürtel reicht: rings um mich prangt der Weizen in reichlichen Ähren, rote Mohnblumen lugen daraus und mir gegenüber stehen zwei Vollmonde; der eine ist heller als der andere; beide schweben auf mich zu. Einer sucht dem anderen zuvorzukommen, bis mir einer, und zwar der hellere, in die Hände rollte, während der andere hinter den Wolken verschwand.

Ich erwachte und erzählte, was ich für einen Traum gehabt.

„Sehr sonderbar!“ sagte die Mutter; und dabei lächelte sie zu sich.

„Was dieje Mädchen nicht alles träumen!“ ließ sich der Vater vernehmen. „Sieh'! Schon hatte sie den Mond mit den Händen gepackt — just wie den Ochsen bei den Hörnern! was liegt denn am Traum!“

„Warum nicht?“ sagt die Mutter. „Traum ist Schaum, aber der Glaube ist Gott!“

III.

Einmal erbat ich mir vom Vater die Erlaubnis, tanzen gehen zu dürfen. Wir gingen aus dem Dorfe heraus auf eine Anhöhe, wo wir sangen und tanzten. Plötzlich vernahmen wir: „Hei, Hei!“ so laut, daß das Echo in den Bergen wiederhallt. Erschrocken fuhren wir zusammen und blickten dann forschend umher. Den Berg herab kamen Tschumaken*) gefahren. Ihre Ochsen waren grau und falb mit prächtigen gebogenen Hörnern und eingespannt in geschnitzte Soche; die Tschumaken selbst waren lauter junge, ansehnliche Männer.

„Ach, die bösen Landstreicher!“ sagten die Mädchen, „wie erschreckten sie uns doch!“

„Hört nur —“ begann die Martha Tschemerowna, ein flinkes, blauäugiges und witziges Mädchen — „begrüßen wir die Tschumaken!“ Und schon begann sie zu singen.

„Tschumak, Tschumak, du zweigiges Immergrün!“ Die übrigen Mädchen stimmten mit ein, während die Tschumaken sich immer mehr näherten, ohne uns aus den Augen zu lassen; dann aber kamen sie plötzlich auf uns zu! Wir stoben auseinander; die Tschumaken aber setzten uns nach, holten uns ein und umzingelten

*) „Tschumaken“ wurden die Leute aus der Ukraine genannt, welche mit ihren Ochsen nach der Krim oder an den Don fuhren, um sich von dort Fische und Salz zu holen. Anmerk. der Übersetzerin.

uns wie eine Wolke. „Gebt uns frei, Ihr Herren Tschumaken!“ bat Martha für sich, „seid so gnädig!“

„Ja freilich!“ ließ sich ein Tschumak vernehmen, der einem hohen Eichenbaum gleich, wie er da stand ohne sich zu rühren, die kurze Peife zwischen den Zähnen, und nur die Hände ausstreckte, um uns einzufangen. „Ja freilich! du kennst wohl nicht die Sitte der Tschumaken, mein Mädchen!“ — und verstummte.

Audere begannen mit den Mädchen zu scherzen.

Ich verbarg mich immerfort hinter Martha. Da trat ein Tschumak hervor, schön, wunderschön, dunkel, mit Augen wie ein Adler; er trat vor mich hin, stemmte die Arme in die Seiten und sprach: „Ihr Mädchen — Tänzchen! Was ist das für ein Mädchen unter Euch, das so hervorleuchtet wie ein Stern? Wenn es als Fischlein im blauen Meere umherschwimmen würde, finge ich es mit seidnem Netze ein; wenn es als Vöglein naherflüge, lockte ich es mit goldenen Hirsenkörnern; so aber muß ich fragen: wessen Vaters Tochter ist sie?“

Und alle Mädchen antworteten einstimmig: „Des Iwan Samus! des Iwan Samus!“

Daraufhin nahm er mich bei der Hand und fragte: „Du liebliches Zauber-mädchen! Erlaubst du, daß ich zu dir Brautwerber schicke?“

Mir dunkelte es vor den Augen; ich war nicht imstande etwas zu entgegnen.

IV.

Spät lehrten wir nach Hause heim; die Tschumaken waren wiederum ihres Begeß gegangen.

Mich flieht der Schlaf; in meinem Kopfe jaust es wie in einer Mühle und das Herz flüstert immer von neuem die lieben Tschumakenworte. Seit jener Zeit ist die Welt für mich gleichsam verändert; jeder Gedanke ist ein Weh . . . Auch die Mutter begann besorgt und aufmerksam zu werden: „Mein Töchterchen, mein Töchterchen! was ist dir widerfahren? Bist ja ganz abgehärmt, mein Kind!“ Der Vater sagt zwar nichts, betrachtet mich aber auch forschend.

Wenn ich unter den Mädchen erscheine, so umkreisen sie mich: „Warum bist du so traurig? Was hast du im Sinn? Nein, gerade als ob sie Wasser im Munde hätte! — Vielleicht hat dich jemand mit böjem Auge angesehen? Vielleicht umwehte dich irgend ein Wind? Weshalb bist du so, als ob du die Braut eines ungeliebten Mannes wärest? Sage uns die Wahrheit, Domasin-*Herzchen!*“ Ich schweige fortwährend, bin ängstlich, wenngleich mir mitunter ein inniges Wort unabsichtlich über die Lippen entschlüpft.

„Sieh, du ziehst dich von uns zurück!“ grollen manchmal die Mädchen.

„Was soll ich Euch sagen, Schwestern? Ich bin etwas leidend,“ antwortete ich ausweichend.

„Spielen wir doch (*Chrcschtschyl**) oder den „König“, bitten sie, und schon nehmen sie einander bei den Händen, reißen mich mit und jagen unter lautem, fröhlichen Gelächter fort, daß die Erde erdröhnt.

„Ach, Ihr Mädchen!“ jagt Martha, „Domasja hat unser Spiel gar nicht im Sinn; ich weiß ganz gut, von welcher Sehnsucht ihr Herz ergriffen wurde!“

Die Mädchen drängen sich dicht an sie: „Sage es, Martha, du liebes Schwesterchen!“

„Domasja gewann einen durchreisenden Tschumaken lieb!“

*) Frühlingspiel der Mädchen.

„So! Jenen dunklen? Hohen? Den, dessen Stiefel geknarrt? O! der ist aber auch ein schöner Mann! Und wie rebfelig er ist! Und wie er zu scherzen versteht! Sein Mund ist golden!“

Ich fühle mich gleichsam wie mit Kohlen überschüttet! „Du hast kein Schamgefühl, Martha“, sag' ich ihr.

„Da habt Ihr's! Ich rede die reinste Wahrheit; vielleicht nicht? Schwöre doch! Siehst du? Deine Rippen tun sich gar nicht auf! Merke nur, was ich dir jagen werde; und Ihr laßt mich Atem schöpfen — was habt Ihr Euch alle so zusammengedrängt? Setzt Euch rings um mich herum und passet auf!“

Wir setzen uns und hören zu, während mein Herz zum Zerpringen pocht.

„Ich erfuhr, woher jene Tschumaken stammen!“

Ich schrie fast auf: „Ach! . . . und woher sind sie denn?“

„Sie sind alle aus Masowitschtje.“

„Und woher hast du diese Nachricht?“

„Vom Meeresgrunde.“ Martha war in der Tat so, daß sie das, was ihr notwendig war, auch aus dem Grunde des Meeres erfuhr. „Jener, der sich an Domache angeschlossen“, jagte sie, „heißt Danylo Dontschuk — und der mir am besten gefiel, Kyrhlo Sawtyr.“

„Und was ist er für ein Mensch, jener Kyrhlo?“ fragt die Olena Fatowenkowa, „jener heitere Blonde?“

„Du meinst — woher er stamme? Ich fragte nicht nach deinem Blondem; so ist es dir von Gott beschieden, Schwesterchen und deswegen närrisch zu werden, steht es uns nicht an. Mein Kyrhlo — der ist „pures“ Gold und nicht ein „Tschumake“! Seine Augenbrauen sind schön geschweift und schwarz; fortwährend hatte er die Pfeife geraucht; düster ist er, als dächte er darüber nach, gegen die Türken zu ziehen, und unbeweglich, als wär' er tatsächlich aus Erz gegossen! Er hatte sich nur einmal hören lassen, suchte keines der Mädchen einzufangen und schaute mich nur zweimal an und auch das auf eine Art, als wär' es zufällig und ohne seinen Willen geschehen. Es ward mir schier ängstlich zumute; während alle scherzten und lachten, stand er allein ruhig da und zuckte bloß hie und da mit den Augenbrauen. Ein solcher Kranich gefällt mir! Aber da ist nichts dagegen zu tun, möchten sie nur bald wieder aus der Krim heimkehren!“

„So — was dann?“ frag' ich.

„Dann werden sie um uns freien“, sagt sie. „Gewiß, freien werden sie um uns! Und nun Mädchen, besingen wir Domache!“ Und sie begann ein Liedchen zu singen, das sich auf mich und Danylo bezog.

„Sag' doch Martha-Heerzchen, woher weißt du das alles? Wer sagte das alles?“

„Ich schickte die weißbeflügelte Elster aus und sie brachte mir zwei Nachrichten unter dem rechten Flügel verborgen: die eine über Kyrhlo, die andere über Danylo.“ So schnitt sie mit Witz und Scherzen eine weitere Erklärung ab und die Wahrheit erfuhr ich nicht. (Schluß folgt.)



RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 5.

Erstes Märzheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet !)



Sitsch.

Von R. I. D b u c h (Kolomea).

Das ruthenisch-ukrainische Volk, das in einer kompakten Masse die weiten Gebiete vom San bis zum Kaukasus bewohnt, hatte bekanntlich nicht in allen seinen Teilen eine und dieselbe geschichtliche Entwicklung durchgemacht. Schon im 14. Jahrhunderte kam ein großer Teil desselben (Galizien) unter die polnische Herrschaft und ein anderer (Bukowina) verblieb bis zum Jahre 1776, wo er an Österreich abgetreten wurde, den Türken untertan. Das Gros der Nation (Ukraina) vermochte noch bis ins 18. Jahrhundert hinein seine Unabhängigkeit

zu wahren, bis es zuletzt die Wente der russischen Zaren wurde. Diese Zerstückelung der Nation war auf deren weitere, sowohl politische wie auch kulturelle Entwicklung von den eingreifendsten und im großen und ganzen verhängnisvollen Folgen. Wenn auch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unangetastet blieb, hat dennoch das jahrhundertlange Leben unter verschiedenen politischen und kulturellen Verhältnissen Differenzen erzeugt, die weiter gepflegt, für die ukrainische Idee nichts weniger als erwünscht erscheinen müssen.

Die gebildeten Klassen des Volkes können sich ohne weiters über diese Unterschiede hinwegsetzen. Ihnen steht die Vergangenheit der Nation offen; nicht minder kann ihnen die Geschichte anderer Völker als Beispiel dienen. Ganz anders verhält es sich mit den breiten Massen. Wie alle Volksmassen an dem Hergebrachten, an dem Heimischen, ihrem Volkstum und ihrem Charakter Entsprechenden festhaltend, neuen politischen Ideen nicht leicht zugänglich sind, wurden die drei Gruppen des ruthenischen Volkes, die Ukrainer, die Galizianer und Bukowinaer zwar ihrem Volkstum nicht entfremdet, die gemeinsamen Traditionen ruhen zwar im Volksinstinkt, jedoch der äußerliche Kitt — welcher der Volkspsychologie die Elastizität einer Nation auch nach außen hin verleiht — ist beinahe verloren gegangen.

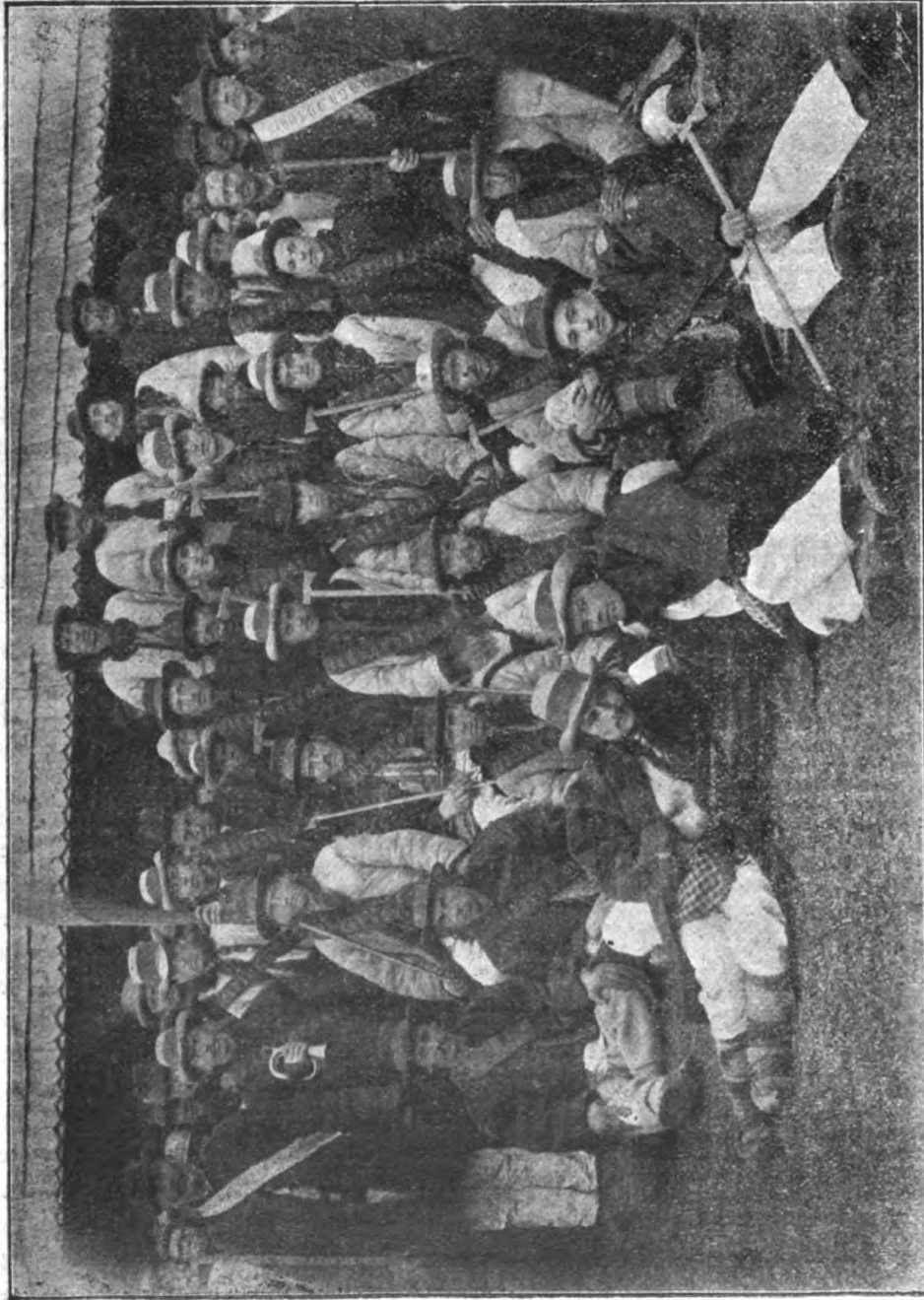
Diesen Kitt nun herzustellen, das fortschreitende Bewußtsein der breiteren Volksschichten zu beschleunigen, erscheint uns als die neben der allgemeinen kulturellen Hebung des Volkes bedeutendste Aufgabe eines ruthenischen Nationalpolitikers.

Einen sehr wichtigen Beihelf bei der Lösung dieser Aufgabe bilden die Turn- und Feuerwehrvereine „Sitsch“. Von welcher Bedeutung diese Vereine für die Ruthenen sind und noch mehr sein können, das haben ihre Gegner, die Polen, am besten eingesehen und sie deshalb sofort zu ihren Verfolgungsobjekten gemacht. Und kein Wunder! Schon in rein kultureller Hinsicht haben diese Turn- und Feuerwehrvereine eine große Bedeutung im Leben des ruthenisch-ukrainischen Volkes. Ihnen ist es vorbehalten, den dem ruthenischen Volke so sehr abgehenden Assoziationsfinn und den Sinn für Selbsthilfe zu wecken und auszubilden. Schon die Erfüllung dieser einzigen Aufgabe läßt die Vereine sehr sympathisch erscheinen. Jedoch die Organisation „Sitsch“ hat auch anderweitige Bedeutung, denn auch in nationalpolitischer Hinsicht haben sich diese Vereine aufs Beste bewährt.

Die Erfolge auf diesem Gebiete sind zum Teile der Benennung allein, sowie der inneren Organisation zuzuschreiben. „Sitsch“ ist bekanntlich der Name des berühmten ukrainischen Kriegslagers auf einer Insel des Flusses Dnipro in der Ukraine, das im politischen Leben des ruthenisch-ukrainischen Volkes eine sehr wichtige Rolle spielte. Sitsch war der Stern, aus dem unter günstigeren Umständen ein dauernder ukrainischer Staat sich hätte bilden können. Ende des 18. Jahrhunderts hörte die ukrainische Militärrepublik auf zu existieren, der Name jedoch und die damit verbundenen Traditionen blieben im Volke zu beiden Seiten des Dnipro lebendig. „Sitsch“ war und ist noch immer in den Augen eines Ruthenen mit dem hartnäckigen Freiheitskampfe identisch. Mit diesem Namen nun wurde eine ganz moderne Organisation getauft, die durchaus nicht kriegerische Zwecke verfolgt, aber doch für die Emanzipation des ruthenisch-ukrainischen Volkes große Bedeutung hat. Es ist interessant, festzustellen, daß die Idee einer solchen Organisation, speziell mit dieser Benennung, vom Volke selber ausging, ohne irgend ein Zutun der Intelligenzler, die die Idee, schon praktisch realisiert, aufgriffen und derselben zur weiteren Ausbildung und zur rascheren Verbreitung verhelfen.

Die innere Organisation der Vereine, so wie sie jetzt bestehen, ist ganz nach dem Muster der historischen „Sitsch“. Ein jeder Verein, wie früher jede Abteilung,

führt besondere Abzeichen und eine Fahne, auf deren himbeerrotem Felde das Bildnis eines ukrainischen Hetmans oder eines berühmten ukrainischen Feldherrn sich befindet. Diese Außerlichkeiten, die in der Vergangenheit ihre Erklärung und Bedeutung finden, werden dem Volke zu einem Geschichtsbuch, aus dem es mit Leichtigkeit, auf anschau-



Der ruthenisch-ukrainische Bauernverein Sittsch in Zabototiv (Ostgalizien).

liche Weise seine eigene Vergangenheit kennen und schätzen lernt. Mit dem Namen werden auch die großen Traditionen im Volke lebendig, welches die politischen Bestrebungen seiner Vorfahren auch für sein jetziges nationalpolitisches Leben sich zur Richtschnur nehmen kann. Daß diese Vereine eben in Galizien und in der Bukowina — wo die gemeinsamen nationalen Traditionen nicht in dem Maße leben

wie in der Ukraine — ihre Tätigkeit entwickeln, ist aus den oben angeführten Gründen somit von der größten Bedeutung. Denn dadurch werden auch in diesem Teile der ukrainischen Nation die schlummernden Volkstraditionen wieder lebendiger, was wieder die Konsolidierung dieser drei Gruppen zu einem einheitlichen Ganzen bedeutet.

* * *

Nun möchten wir noch einige Worte der jetzigen Organisation der Sitschvereine selbst widmen. Die Idee der Sitsch-Vereine, deren jetzt an zweihundert im Lande existieren, ist, wie oben erwähnt wurde, vom Volke selber ausgegangen. Um die weitere Verbreitung derselben aber hat sich insbesondere der bekannte Volksführer Dr. Trylowshy verdient gemacht. Von ihm rührt auch die ganze innere und äußere Organisation der Vereine her, die auch nicht wenig dazu beiträgt, dieselben beim Volke beliebt zu machen.

Nach den Vereinsstatuten kann dem Vereine jeder angehören, jung oder alt, der nur den guten Willen hat, das Ziel, das der Vereinsidee zugrunde liegt — sein und seines Mitmenschen Hab und Gut nach Kräften zu wahren — mithilft zu erreichen.

An der Spitze des Vereines steht gewöhnlich ein älterer, erfahrener, in der Gemeinde angesehener Mann, der mit dem historischen Namen „Koschowyj“ genannt wird und dem vier Kottenführer, ein Fahnenträger, ein Trompeter, ein Tambour und ein Instruktor zur Seite stehen. Jeder einzelne Verein führt eine Fahne, die einzelnen Mitglieder Kouleurbänder als äußere Abzeichen. In einigen Dörfern hat man auch angefangen, Uniformen zu tragen. Bei den Bösch- wie auch bei den Turnübungen bedienen sich die Mitglieder hölzerner, mit Eisen beschlagener Äxte mit kurzen Stielen, die auch als äußeres Abzeichen der Mitgliedschaft dienen. Von welcher großer Bedeutung all diese, sonst so gewöhnlichen Außerlichkeiten sind, wird derjenige erkennen, dem die Psychologie der großen Masse kein Geheimnis ist, insbesondere da jede dieser Außerlichkeiten und auch die einzelnen Benennungen eine dem Volke so teure Vergangenheit für sich haben.

Die Gründung eines jeden Vereines wird gewöhnlich mit großer Feierlichkeit begangen. In Anwesenheit einer großen, auch aus Nachbardörfern herbeieilenden Menschenmenge und in Anwesenheit der offiziellen Vertreter der nachbarlichen Vereine werden zuerst von den dazu speziell gewählten Personen, die auch ihre besonderen Namen führen, die Abzeichen zuerst an die Ausschußmitglieder und dann an die sonstigen Mitglieder mit der Anfrage überreicht: Versprichst du Kamerad, der berühmten Sitsch-Verbrüderung treu und offenherzig zu dienen? Worauf derselbe die korrespondierende Antwort erteilt: Ich verspreche es, so wie es bei den ukrainischen Kosaken Brauch gewesen. Den Höhepunkt der Feier bildet die Übergabe der Fahne, die von dem Obmann an den Fahnenträger nach einer längeren Ansprache mit folgender Wendung überreicht wird: Versprichst du Kamerad, um die Ehre der Fahne, die ich dir hier übergebe, besorgt zu sein? Und nachdem der Fahnenträger entsprechend geantwortet hat, wird die Festlichkeit mit dem Absingen nationaler Lieder und meistens auch mit zahlreichen Mörserdetonationen beschlossen. Bis jetzt existieren sowohl in Galizien als auch in der Bukowina diese Vereine, ein jeder für sich, ohne jedwede weitere Organisation, aber man ist an der Arbeit, eine solche, alle Vereine umfassende Organisation, einen Landes-Sitsch-Verband zu schaffen, der für die Weiterentwicklung der ganzen Institution von der größten Bedeutung sein dürfte. Der nächste und der ausschließliche Zweck der Vereine ist die Selbsthilfe in jedweder Gestalt, und da Galizien und die Bukowina Länder der Holzhäuser und Strohdächer, somit so rechte Stätten der Feuersbrünste sind, so äußert sich dieselbe in erster Linie

im Kampfe mit diesem furchtbaren Elemente. Dieses Moment ist so überwiegend, daß die Vereine eben unter der Parole „Feuerwehr“ begründet werden und ein dementprechendes Inventar besitzen.

Man könnte meinen, daß infolge dieser großen Bedeutung der Vereine „Sitsch“ für das ruthenische Volk, dieselben sich der größten Förderung seitens der galizischen Landesbehörden, denen doch sowohl das materielle wie auch das geistige Gut der Bevölkerung am Herzen liegen soll, zu erfreuen haben. Aber weit gefehlt! Man darf keineswegs vergessen, daß sich dies alles auf Galizien bezieht, daß hier das ruthenische Volk im Spiele ist; dasselbe auf seinen Entwicklungsbahnen zu fördern, wäre doch eine zu arge Zumutung für die schlachzizischen Landesbehörden.

Nichts anderes, als eben diese große, sowohl kulturelle wie auch nationale Bedeutung der Vereine „Sitsch“ für das ruthenische Volk ist die Ursache, weshalb dieselben sich einer echt schlachzizischen Fürsorge seitens der galizischen Landesbehörden erfreuen müssen. Und vielleicht keine der bestehenden ruthenischen Organisationen ist diesen „Kultur fördernden“ und um das „Wohl des Volkes“ besorgten Organen mehr mißliebig geworden als eben die Vereine „Sitsch“, jene Vereine, die den ruthenisch-ukrainischen Bauern zum Kampfe mit den sein Gut und Hab verheerenden Brandkatastrophen ausrüsteten, denselben an Selbständigkeit und Selbsthilfe gewöhnen.

Eine wahre Hexenjagd wird gegen die Vereine im allgemeinen und gegen die einzelnen Vereinsmitglieder im besonderen veranstaltet, — die nicht selten sehr traurige Folgen, natürlich für die Verfolgten, nach sich zieht. Um für diese Verfolgungen eine Legitimation zu haben, werden die Vereine, unbeachtet dessen, daß die Vereinsstatuten in jedem einzelnen Falle wie sonst von der Statthalterei bestätigt werden müssen, als geheime Verbindungen gegen die Schlachta und deren allpolnische Pläne hingestellt.

Diese fast lächerliche Zumutung hat dennoch etwas Wahres in sich, denn diese Vereine sind wirklich gefährlich, sogar sehr gefährlich, — — aber nur für die nationalpolitischen Aspirationen der Allpolen, was in Galizien mit „staatsgefährlich“ so ziemlich identisch ist.

Daß die Ruthenen noch ein in einem Verfassungsstaat lebendes Volk sind, daß sie mit anderen Nationen gleich berechtigt sind, hat man schon längst aufgehört, viel Kopfzerbrechens darüber sich zu machen; sie wurden doch schon längst auf Gnade und Ungnade den Schlachzizen ausgeliefert.

Unbejorgt, daß ihnen von „oben“ irgend welche Unannehmlichkeiten daraus erwachsen könnten, ergehen sich die galizischen Bezirkshauptleute und Kommissäre, diese Paschas des Westens, in echt „konstitutioneller“ Weise über die Mitglieder der Sitsch-Vereine.

Der Preis für die tatkräftige Verfolgung der Sitsch-Vereine gebührt unumstritten dem Bezirkskommissär von Sniatyn, Jaworczkowski. Dieser Herr hat sich schon in früheren Zeiten ausgezeichnet, indem er nämlich zur Zeit der berühmten Waden'schen Wahlen eine Charge auf das um die Kirche versammelte und sich ruhig verhaltende Volk durch die Uhlanen ausführen ließ, um auf diese Art und Weise dessen Standhaftigkeit zu brechen. Diese Heldentat, die sich im Dorfe Cholojiv abspielte, hatte viel unschuldiges Blut gekostet und einen langwierigen Prozeß nach sich gezogen. Zur Strafe für seine Untat wurde Herr Jaworczkowski mit einem Beförderungsbefehle nach Sniatyn versetzt, um auch die dortige Bevölkerung dem Willen der Herren Schlachzizen gefügiger zu machen. Dieser Herr nun läßt sich die Vereine „Sitsch“ besonders angelegen sein. Es wäre wenig interessant, die lange Reihe der Verfolgungen und Amtsgewaltmißbräuche, die sich dieser Herr

zu Schulden kommen ließ, hier aufzuzählen; es sei nur gesagt, daß diese Aufzählung kaum ihr Ende finden könnte. An zweiter Stelle in der Reihe dieser glorreichen Helden ist Herr Lewicki, der seinen Sitz und Amtskreis in Horodenka hat, zu nennen. Auch dieser Herr und mit ihm noch eine ganze Menge vieler anderer haben es sich zu ihrer Lebensaufgabe gemacht, dem ruthenischen Volke, insbesondere aber den Sitisch-Mitgliedern, die Hölle heiß zu machen. Aber nicht nur solche gewissenlose k. k. Staatsbeamten, denen es zu jeder Zeit freisteht, von ihrer Amtsgewalt einen Mißbrauch zu machen, zeichnen sich in dieser Hinsicht aus, sondern auch private Personen, die noch immer nicht vergessen können, daß sie nicht mehr in der polnischen Schlachzigenrepublik leben. In Galizien ist bekanntlich heutzutage den Schlachzigen alles gestattet, was nur den allpolnischen Aspirationen Vorschub leistet.

Alle diese unbegründeten, zumeist das geltende Recht aufs krassste verletzenden Verfolgungen, die in ihrem Raffinement alles Erdenkliche übersteigen, sind ganz darnach, auch das friedliebende, nur allzusehr sich fügende ruthenische Volk aus dem Gleichgewichte zu bringen, was den Herren mehr als erwünscht sein dürfte, da sie dann erst recht ihre Energie mit einem Schein der Rechtmäßigkeit anwenden könnten. Wenn ein solcher Ausgang der Dinge frommen würde, wollen wir nicht entscheiden.





Ein Traum.

Erzählung von Marko W o w t j o k.

(Schluß.)

V.

Der Herbst rückte heran; die Feldarbeit ging bereits zu Ende, das Schnitterfest war schon abgehalten. Auf der Straße wurden die Brautwerber sichtbar und schon hörte man das Brahlen der Mädchen: „Ich bin mit meinem Michel verlobt!“ und „mich segnete der Vater mit dem Paul!“ Mir ist traurig und wehmütig zu Mute, als wär' ich in eine schwarze Wolke getreten; meine ganze Freude besteht darin, mit Martha zusammenzutreffen und mich mit ihr auszusprechen.

Aus ganzem Herzen bat ich sie: „Sag' Liebchen, ist das wahr, was du gesprochen, oder sind es bloß Scherze? Wer sagte dir, daß man um uns freien werde?“

„Habe ich dir denn nicht gesagt, wen ich ausgesendet hatte? Die weißgeflügelte Elster.“ Und dabei brach sie in ein schallendes Gelächter aus. „Weißt, Herzchen, ich werde dir einen schönen Rat geben: Frage nicht nach etwas — wenn's nicht nötig ist. Denken wir lieber daran, wie das sein muß, wenn wir beide in fremde Gegenden heiraten werden und unter fremde Menschen! Wie sich unser Schicksal gestalten wird! Gebe doch Gott, daß wir Glück hätten! Dann kommen wir zu unseren Vätern und Müttern auf Besuch. Ich komme stolz und schön und du noch stolzer und noch schöner — mit einem grauen Ochsenpaar — denn in Masowischtsche sind immer graue Ochsen, im schönen Überwurf, mit dem geliebten Mann; unseren Feinden mög' es schwer werden, uns in unserem Glücke zu sehen!“

Solches sagt sie mitunter, behauptet das so ernsthaft, daß ich unter ihrer Erzählung auf alles übrige vergesse, ganz und gar vergesse!

Einmal arbeite ich in meinem Gärtchen, als plötzlich die jüngere Schwester gelaufen kommt: „Domache! Domache! Es kommen Brautwerber, sie sind schon ganz nahe!“

Wehe, weh' mir! Ich lief ins Haus und im Vorhaus blieb ich stehen. Ich höre — mit meinem Vater hat man eine Unterredung: „Man kommt zu Euer Gnaden vom Herrn Ignaz“, hörte ich jemanden sprechen.

Der Vater kam heraus, um die Tür zu öffnen und ich verneige mich vor ihm bis zu den Füßen und weine: „Teures Väterchen, macht Euer Kind nicht unglücklich!“

„Welcher Hundesohn will dich denn unglücklich machen? Still, beruhige dich doch, weine nicht!“

„Werden wir dich etwa zwingen, mein Töchterchen?“ sagt die Mutter, „wozu das Weinen?“

Ich bin so frohgemut und danke ihnen aus aufrichtigstem Herzen: „Gott lohne es Euch Mutter, daß Ihr mich einem ungeliebten Manne nicht gebet!“

Der Vater bewirtete diese Brautwerber, dankte für die Ehre: „Unser Kind —“ sagte er — „ist noch zu jung, wir müssen es noch selber lieben und es auch noch Vernunft lehren!“

„Das — mein Töchterchen —“ sagte die Mutter, als die Brautwerber hinausgeleitet waren — „das ist dein Mond, der hinter die Wolken verschwand.“

VI.

Als ich jenes Übel überstanden, ward mir gleichsam wohler zu Mute; nun erwarte ich ruhig Danylo aus der Krim . . . denke oft nach, wie es sein wird, wenn er kommen und ich ihn wiedersehen werde! Aber wenn ich andererseits daran denke, daß ihm auf der Reise ein Unglück zustößen könnte — so fühle ich mein Herz erstarren; ich gehe dann ins Freie, setze mich irgend wohin im Garten und sinne und denke und ein Gedanke überholt den andern . . . zu einer Arbeit zuzugreifen, empfinde ich keine Lust; so verändle ich den ganzen Tag.

Eines Morgens war mir so schwer um's Herz!

Mit einem Male ruft mich die Mutter: „Domasiu! komme doch ins Haus: Gott sandte ehrenwerte Gäste!“

„Was für Gäste?“ fragte ich und zitterte dabei am ganzen Körper.

„Vom Herrn Kornel Dontschuts; er wirbt um dich für seinen Sohn Danylo!“

Du mein lieber, lieber Gott! ich entsinne mich bloß noch, wie mich die Mutter ins Haus führte und dann segnete. Sie gab Handtücher (ich brachte die allerjüngsten, die gestickten) und man verlobte uns.

Die Alten berieten sich mit den Brautwerbern und Danylo neigte sich tief über mich:

„Mein Mädchen!“, sagt er, „liebst du mich so, wie ich dich liebe — so sehr?“

Ich schweige . . . aber ich bin schon zufrieden, wenn ich ihm nur zuhören kann!

. . . Jeden Abend kam er dann zu mir in den Garten und die Nacht verflog mir mit ihm, als wär' sie erst angebrochen.

„Siehst du meine Tochter,“ sagte die Mutter, „das ist jener Mond, der dir im Traume in die Hände gerollt ist!“

VII.

Auch Martha verlobte sich mit Kyrilo Savthr; an ein und demselben Tage war auch unjere Hochzeit. Da gestand sie mir auch die Wahrheit ein: „Ich habe,“ sagte sie, „die alte Bulbycha auf Forschungen nach Masowyschtsche ausgesandt; sie war diejenige, die alles ausgekundschaftet hatte; sie sah den Kyrilo selber und den Danylo und brachte mir jene Nachrichten.“

Nach der Hochzeit fragte der Vater des Danylo: „Wie, heiratetest du den Danylo? Als hättest du nichts mit eigenen Augen gesehen; wer hätt' auch im Leben gedacht, daß solch ein „Landstreicher“ heiraten werde.“

„Wie Ihr sehet, Herr Iwan, hab' ich doch geheiratet“, sagt Danylo. „Sie gefiel mir wie jener Singvogel und mag nun auch in meinem Hause zwitschern!“

Mein Schwiegervater ist so gut, liebt mich, als wär' er mein lieblicher Vater; und auch die Schwiegermutter scherzt und ist gnädig. Glückselig ist mein Schicksal und wohlgeraten, Gott sei's gedankt! Nur im Frühjahr erinnerte ich mich daran, daß keine Freude ewig währe, als nämlich mein Danylo sich zum Auszuge zurüsten begann.

Ein unjagbarer Schmerz bemächtigte sich meiner, als ich ihn weit bis außerhalb des Dorfes begleitete; ich blieb stehen und sah um mich ringsherum — aber es war nichts zu sehen als grüne Steppen . . . Die Schwiegermutter tröstet mich und selber weint sie: „So hat es Gott gefügt, meine liebe Tochter!“ sagt sie, „daß Leid und Freud aufeinander folgen. Ich lebte mein Leben im Wohlstand, heiratete aus Liebe, meine Söhne sind wie Falken, aber trotzdem vergoß ich auch bittere Tränen. Früher rüstete ich auch meinen Mann auf den Weg aus und jetzt trenne ich mich von meinem Kinde und ich weiß nicht einmal, ob ich seine Wiederkehr erleben werde! Ich habe ein schönes Stück Leben hinter mir und vielleicht nimmt mich Gott bald zu sich; du aber bist jung, wirst seine Heimkehr erleben; weshalb also trauern? Dadurch wird nur das Gesichtchen elend und blaß und du wirst durch schlechtes Aussehen nur seine Besorgnis erregen.“

Auch Martha kommt manchmal gelaufen: „Was ist denn mit dir, Domache? Mein Kyrylo ist doch auch in die Krim! Wie abgehärmt siehst du doch aus, heilige Mutter Gottes! — wenn dein Mann vernünftig ist, so wird er dich kaum ansehen, so verändert hast du dich, — der meinige wird mich küssen und umarmen, denn ich werde ihm wie eine volle Mohnblume entgegenkommen.“ So suchten sie mich alle zu trösten und anzuhheitern.

Qualvoll hatte ich den Sommer verlebt und der Herbst naht schon; alle Stunden laufe ich vor's Tor, um zu sehen, ob sie noch nicht kämen? Zu der Nacht schließe ich kaum die Augen; mir träumt, daß das Tor knarrt, daß die Stimme meines Mannes irgendwo hörbar sei — eilends raffe ich mich auf und laufe heraus, — umsonst, es ist niemand da. Oben ist es und das Tor ist und bleibt geschlossen.

Um den Beginn des Herbstes und juist gegen einen Sonntag zu, hatte ich einen sonderbaren Traum. Über unserem Hause ging der Vollmond auf, rot, ganz feuerrot; und drinnen im Monde befand sich ein weißer Hahn, der schlug mit den Flügeln und sang, sang so laut, daß es im Dorfe widerhallte. „Du hast einen guten Traum gehabt“, sagt die Schwiegermutter, als ich ihr das erzählte, „du wirst sehen, unjer Danylo kehrt bald heim. Wenn ein Mädchen vom Monde träumt, so bedeutet das einen Freier und wenn ein junges Weib von ihm träumt — so — kehrt ihr Mann bald heim, oder sie bekommt einen Sohn. Man muß nach Danylo ausschauen; wir werden es kaum merken, wie sie einrücken werden.“

Und wirklich, am nächsten Tage gegen Abend kehrte er hei . . . mein lieber, süßer Falke. Bald hatten wir uns auch schon zur Genüge ausgesprochen; jetzt erst erzähle ich ihm, was für einen sonderbaren Traum ich geträumt; einen Traum vom Vollmonde.

„Und mir,“ sagte er, mich innig an sich drückend, „mir träumte nur von einem Sternlein!“

Aus dem Ruthenisch-Ukrainischen übersezt von Olga Kobylanska.



Rundschau.

Aus dem literarischen Leben in der Ukraine. Die durch den famosen Ukas vom Jahre 1876 erzeugte Atmosphäre in der Ukraine wird immer drückender. Das in diesem Ukas ausgesprochene Verbot der ruthenisch-ukrainischen Literatur wird besonders jetzt, während des japanisch-russischen Krieges sehr streng gehandhabt. Wahrscheinlich will die russische Regierung auf diese Weise dem ruthenisch-ukrainischen Volke die Liebe zum Zarenreiche einimpfen. Es werden zwar ab und zu Werke aus dem Bereiche der schönen Literatur in der ruthenisch-ukrainischen Sprache freigegeben — alle wissenschaftlichen Abhandlungen, Broschüren und Bücher in dieser Sprache werden mit eiserner Konsequenz verboten. So muss z. B. die von den Ukrainern herausgegebene Zeitschrift „Kijewskaja Starina“ den Titel in russischer Sprache führen — darf zwar ruthenisch-ukrainische Gedichte und Novellen im Original publizieren, muss aber über deren Verfasser, über die ruthenisch-ukrainischen Dichter und Schriftsteller, ausschliesslich in russischer Sprache berichten. Selbst der redaktionelle Briefkasten sowie alle geschäftlichen Mitteilungen müssen in russischer Sprache verfasst sein.

Zur Zeit ist in Kijew mit dem Drucken eines Sammelwerkes, eines Almanach zu Ehren des Iwan Kotlarewskyj, begonnen worden. Leider konnte nicht das ganze geplante Material in dem Almanach Raum finden — und zwar aus Zensurrücksichten. Die wissenschaftlichen Abhandlungen und die literar-kritischen Studien wurden auf Grund der Verordnung aus dem Jahre 1876 ausgeschaltet. Das Sammelwerk wird immerhin interessant sein, denn darin sind alle hervorragenderen ruthenisch-ukrainischen Schriftsteller — sowohl aus Russland wie auch aus Österreich — vertreten. Ausserdem wird in Kijew ein Almanach anlässlich des 35jährigen Jubiläums der literarischen Tätigkeit des bekannten ruthenisch-ukrainischen Rommanciers Iwan Lewickij (Netschuj) vorbereitet. Ebenfalls aus Kijew wurde an die Petersburger Pressbehörde eine Gedichtensammlung von Samijlenko eingereicht.

In Odessa wurde ein umfangreicher Almanach, betitelt „**Bahatjtja**“, redigiert von J. L. Lypa, der Zensur behufs Bewilligung übergeben. Ebendasselbst wird ein anderes Sammelwerk, „**Promin**“, unter der Redaktion von S. Pawlenko vorbereitet.

Ein Kotlarewskyj-Museum. Die Pietät für den Schöpfer der neuen Periode der ruthenisch-ukrainischen Literatur, dem im letzten Sommer in Poltawa ein staatliches Denkmal errichtet wurde (vergl. Ruthenische Revue, II. Jahrg., Nr. 1., S. 16—20) nimmt besonders in der russischen Ukraine von Tag zu Tag zu. Die historisch-philosophische Gesellschaft in Charkow hat letzthin beschlossen, bei seinem ethnographischen Museum eine spezielle, dem Andenken Kotlarewskyj gewidmete Abteilung zu errichten — derselben wird alles einverleibt, was mit dem Namen und mit der Tätigkeit Kotlarewskyjs verbunden ist, wie Handschriften, Portraits, die Ausgaben seiner Werke, Zeichnungen und Illustrationen zu dessen Werken.

Ein Kolleg über die ruthenisch-ukrainische Literatur an der Universität in Kijew. Die Ukrainer können in Russland nicht einmal eine Lehrkanzel ihrer Literatur und Sprache erlangen. Ja, es wurde bisher den Professoren an der Kijewer Universität — nicht einmal als Nebengegenstand — Vorlesungen über

die ruthenisch-ukrainische Literatur gestattet. Heuer wurde zum erstenmal ein solches bescheidenes Kolleg bewilligt.

Lyssenko-Feier in Petersburg. Das 35-jährige Jubiläum der künstlerischen Tätigkeit des grössten ukrainischen Tondichters N. Lyssenko wurde auch von der ruthenisch-ukrainischen Kolonie in Petersburg und zwar am 2. März feierlich begangen.

Iwan Frankos Erfolg in Kijew. „Ukradene Schtschastje“ („Das gestohlene Glück“) ein Drama vom bekannten ruthenisch-ukrainischen Dichter Iwan Franko (Lemberg) wurde vor kurzem zum erstenmale in Kijew mit glänzendem Erfolg aufgeführt. Es ist das dies erste ruthenische Drama, das über den Kordon Einlass fand.

R. S.

* * *



Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe, Kreuzbänder, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc.** sind **nur** an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, **Gersthoferstrasse Nr. 32 zu senden.**



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — **Druck von Gustav Köttig** in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 6.

Zweites Märzheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Die Knute als Freiheitsbanner.

(Zum Kampfe um die ruthenische Universität).

Motto: Für unsere und euere Freiheit. . . .

Wenn es zur Gründung einer ruthenischen Hochschule in Lemberg kommt, so wird man mit Fug und Recht auf das Gebäude, das die Heimstätte der ruthenischen Wissenschaft beherbergen wird, schreiben können: „Nach langjährigen erbitterten Kämpfen errichtet“

Das grillenhafte Schicksal wollte es, dass der entscheidende Kampf in dieser Angelegenheit gerade mit jenen Elementen ausgefochten werden müsse, die sich rühmen, die europäische Zivilisation nach Osten zu tragen, sowie eine am meisten im Osten exponierte Festung dieser Zivilisation zu bilden. Es werden hier die polnischen Machthaber gemeint, die vor ganz Europa in demonstrativer Weise ihr Freiheitsbanner entfalten, auf welchem die Inschrift prangt: „za naszą i waszą wolność“ (für unsere und euere Freiheit). Das ist gewiss ein sehr schönes Prinzip, das von keinem anderen Volke in eine so verlockende und prägnante Form gekleidet, das nirgends so oft betont wird, wie bei den Polen. Dieser Umstand verleiht dem polnischen Freiheitsbanner einen geheimnisvollen Glanz. Nur ist leider nicht alles Gold, was glänzt. Auch die Knute kann man als Freiheitsbanner benützen und das kulturwidrigste Unternehmen als eine zivilisatorische Mission hinstellen.

Wie zutreffend diese Behauptung ist, zeigt sich am besten in dem erwähnten Kampfe um die ruthenische Universität in Galizien. Man würde ja annehmen, dass die Polen, die so schöne freiheitliche Phrasen führen und ihre zivilisatorische Mission auf Schritt und Tritt betonen, den Ruthenen gegenüber zumindest in kultureller Hinsicht freiheitlich vorgehen dürften. Man könnte glauben, dass die polnischen Machthaber den Ruthenen — die also wahrscheinlich nicht besonders kulturfreundlich sind, — die wirt-

schaftliche und politische Freiheit versagen, um auf diese Weise ihrer zivilisatorischen Mission gerecht zu werden. Mit anderen Worten, dass die Polen das ruthenische Land mit Volks-, Mittel- und Hochschulen besät, dass sie ein blühendes ruthenisches Schulwesen — vielleicht gar gegen den Willen der Ruthenen — geschaffen haben. Welch ungeheuere Enttäuschung würde ein Westeuropäer, der die polnischen Machthaber nach ihren Phrasen beurteilt, erleben, wenn er nach Ostgalizien käme! Das einst blühende, ruthenisch-galizische Fürstentum bietet den beschämenden Anblick einer gänzlichen Verheerung. Man bemüht sich, das Land zu einer offiziellen Brutanstalt von Analphabeten zu machen. Das nach der Teilung Polens in Galizien auflebende ruthenische Schulwesen wurde — seitdem die Polen hier wieder zur Macht gekommen — fast gänzlich vernichtet, was wir übrigens bereits wiederholt ziffermässig nachgewiesen. Die Lemberger-Universität wurde zu einer Agitationshochschule, die zur Verschärfung der nationalen Gegensätze sehr viel beiträgt. Die hervorragendsten polnischen Politiker, die bedeutendsten Agitatoren, wie Graf Dzieduszycki, Dr. Głabinski und andere, sind Professoren der Lemberger Universität. Die ruthenische Wissenschaft ist ausschliesslich in Privatkreise und ruthenische Vereine verbannt, die einzig und allein aus den Privatschatullen erhalten werden.

Es ist somit nur erklärlich, dass die Ruthenen immer energischer für die Errichtung einer eigenen Universität eintreten. Diese Bestrebungen haben bereits ihre Geschichte.

Dieses historische kulturelle Postulat des ruthenischen Volkes versuchte bereits der ruthenische Metropolit in Kijew, Petro Mohyla,*) im XVII. Jahrhundert zu realisieren. Während seiner Verhandlungen mit dem damaligen Polen verlangte der ukrainische Hetman Wyhowskyj die Gründung von ruthenischen Universitäten in der Ukraine u. s. w. Diese Bestrebungen sind bei den Ukrainern zur Tradition geworden, deshalb wird in der Ukraine den diesbezüglichen Postulaten der galizischen Stammesgenossen grosses Interesse entgegengebracht und jede, oft nur in Aussicht gestellte, kulturelle „Konzession“ über Mass idealisiert.

Wenn wir nun auf die ruthenische Universitätsfrage in Galizien zu sprechen kommen, so müssen wir vor allem betonen, dass auch hier die Idee der Errichtung einer ruthenischen Universität nicht so neu sei, wie es die polnischen Schriftsteller und Politiker behaupten.

Nach der Gründung der Universität in Lemberg verlangten die Ruthenen von der Regierung die Einführung der ruthenischen Vorlesungen an der theologischen und philosophischen Fakultät. Sie haben damals auch ihre Forderungen zum Teil durchgesetzt. An der Lemberger Universität bestanden anfangs nur deutsche und lateinische, seit dem Jahre 1787 auch ruthenische Lehrkanzeln. In den Jahren 1787—1797 sehen wir an dieser Hochschule eine Anzahl von Professoren, die ihre Vorlesungen auch in ruthenischer Sprache hielten. Es waren das: Dr. A. Anhelowycz, A. Pawłowycz, Dr. N. Skorodinskyj, Dr. N. Harasewycz, Dr. A. Biłeckyj, Dr. J. Dudkewycz, Dr. M. Szankowskyj, M. Hrynewskyj, A. Radkewicz, P. Lodij, Dr. J. Potockyj, J. Zemianczuk.

Ähnliche Verhältnisse sehen wir nach der Reaktivierung der Lemberger Universität, die indes aufgehoben wurde. Diese Hochschule erhielt denselben Charakter wie vorher, wurde aber speziell für die Ruthenen bestimmt. Sie bekam im Jahre 1848 zwei ruthenische Lehrkanzeln, im Jahre 1862 kamen zwei neue hinzu (analoge polnische Katheder bestanden

*) Vergl. „Ruth. Revue“, I. Jahrg., S. 143—146.

damals an dieser Universität noch nicht) und weitere ruthenische wurden in Aussicht gestellt.

Inzwischen hat sich die Lage in Galizien zu Gunsten Polens geändert. Im Jahre 1871 wurde die Lemberger Universität bereits in eine utraquistische Hochschule verwandelt, das heisst, für polnische und ruthenische Vorträge bestimmt — dies natürlich, wie alles „Ultraquistische“ in Galizien, nur nominell, denn in der Tat wurde sie ganz polonisiert. Freilich ging die Polonisierung nicht besonders leicht vor sich. Denn man hatte schon bei der Besetzung der Krakauer Universität allein nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Es waren ebensowenig entsprechende Lehrkräfte, wie akademische Handbücher in polnischer Sprache vorhanden, von der wissenschaftlichen Terminologie war keine Rede. Als akademische Lehrer wurden Leute ohne jede Qualifikation bestellt. Bis heute sind die tüchtigsten akademischen Lehrer an der Lemberger, sowie an der Krakauer Universität gerade die Ausländer, und zwar meistens solche aus Russland.

Um eine genügende Anzahl von entsprechenden Lehrkräften wären die Ruthenen gewiss nicht verlegen. Ruthenische Gelehrte nehmen hervorragende Stellen an den Hochschulen in Paris, Petersburg, Charkow, Kijew, Prag, Agram u. a. ein und wären imstande, mehr wie eine Hochschule zu besetzen. Ein sehr löbliches Beispiel bietet uns die Berufung des ruthenischen Gelehrten Hruschewskyj aus Kijew an die Lemberger Universität, wo er zweifellos zu den besten Kräften dieser Hochschule zählt. Dieser Gelehrte führte eine stramme Organisation der Schwetschenko-Gesellschaft der Wissenschaften durch und könnte mit Hilfe anderer Kollegen für die ruthenische Wissenschaft Hervorragendes leisten. Über 900 ruthenische Studenten, die an allen Universitäten Österreichs sowie des Auslandes studieren, würden gewiss die ruthenische Universität besuchen. (Im letzten Semester waren an der Lemberger Universität 797 Ruthenen inskribiert.) Die Konzentrierung der ruthenischen Gelehrtenwelt würde auch den polnischen Machthabern nur zur Ehre gereichen.

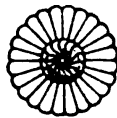
Es sei bemerkt, dass die Ruthenen die Errichtung einer neuen Universität, nicht aber die Ruthenisierung der bereits bestehenden, anstreben. Die Polen würden also dabei nur ein gutes Geschäft machen, denn die nunmehrige, dem Namen nach utraquistische Universität in Lemberg würde mit einem Schlage zu einer rein polnischen Hochschule, welche die Ruthenen nicht mehr für sich in Anspruch nehmen würden; ruthenische Lehrkanzeln würden im Nu verschwunden sein. Doch gerade die Polen sind es, die sich am meisten dagegen sträuben. Wenn die Ruthenen keine passenden Kräfte für ihre Universität hätten und sich mit der Errichtung einer neuen Hochschule also kompromittieren würden — dann hätten die Herren sicherlich nichts dagegen! Aber gerade hier liegt der Hase im Pfeffer. Die Polen wissen recht wohl, dass durch die Berufung ruthenischer Gelehrten nach Lemberg, durch Schaffung solch eines bedeutenden Kulturzentrums — wie es die ruthenische Universität zweifellos wäre — die ruthenische Wissenschaft einen grossen Aufschwung erfahren würde. Der Traum der galizischen Machthaber von der gänzlichen Vernichtung der ruthenischen Kultur und von der gänzlichen Polonisierung Ostgaliziens, er würde zu Schaum werden . . .

Freilich sind es nicht nur die polnischen Machthaber allein, die ihre freiheitliche Knute über den Köpfen der Ruthenen schwingen und dieselben mit Anstrengung aller Kräfte in ihrer Entwicklung zu hemmen versuchen — den Polen kommt auch die Zentralregierung pflichtschuldigst zu Hilfe. Über die Art und Weise, wie diese Kombattanten gegen die kulturellen Postulate eines Volkes kämpfen, gibt der in unserer Revue

publizierte Aufsatz vom ruthenischen Juristen, Universitätsdozenten Dr. M. Zobkow (Agram) Aufschluss.

In der ruthenischen Universitätsfrage ergreifen nun das Wort auch die bekannten ruthenischen Gelehrten Hofrat Dr. J. Horbaczewskyj, Professor an der tschechischen Universität und Dr. J. Puluž, Professor an der deutschen technischen Hochschule in Prag.*) Dieselben senden uns auch nachstehenden Aufruf und anderes Material zur Veröffentlichung.

R. Sembratowycz.



An die ruthenische Intelligenz!

Nachdem die Frage der Errichtung der ruthenischen Universität wieder auf die Tagesordnung gekommen ist und in den patriotischen Kreisen der ruthenischen Intelligenz lebhaft darüber diskutiert wird, welche Wege diesmal einzuschlagen wären, um das ersehnte Ziel der kulturellen Bestrebungen der ruthenischen Nation zu erreichen, schien es uns angezeigt zu sein, zunächst jene Schritte bekannt zu geben, welche in dieser allerwichtigsten nationalen Angelegenheit nach der ebenso berühmten, wie tief zu beklagenden Emigration der ruthenischen akademischen Jugend unternommen wurden und was damit erreicht wurde. Denn auf diese Weise dürfte es jedem klar werden, wie gegenwärtig die Angelegenheit der Errichtung der verlangten ruthenischen Alma Mater in Lemberg steht und welche Schritte zu diesem Zwecke noch unternommen werden müssen. In dieser Absicht übergeben wir der Öffentlichkeit eine Denkschrift, welche im Jänner 1902 von den Delegierten der Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg Sr. Exzellenz Herrn Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber und Sr. Exzellenz Herrn Unterrichtsminister Dr. v. Hartel überreicht wurde, und ausserdem einen der Gesellschaft erstatteten Bericht über die Audienzen. Als Delegierte wurden entsendet die beiden gefertigten Mitglieder der Gesellschaft, Hofrath Prof. Dr. J. Horbaczewskyj und Prof. Dr. Puluž aus Prag, Prof. Dr. Smal-Stockyj aus Czernowitz und die Reichsratsabgeordneten Romanczuk und Barwinskyj.

Im Einvernehmen mit den genannten Delegierten der Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaft veröffentlichen wir diese Schriftstücke und fühlen uns noch verpflichtet zu erwähnen, dass eine von der Gesellschaft den Delegierten eingesendete Denkschrift, die von dem Obmann-Stellvertreter Prof. Hromnickyj, ferner vom Prof. Dr. Dnistrianskyj für die historisch-philosophische Sektion, von Prof. Dr. Kollessa für die philologische Sektion und von Dr. Eugen

*) Dr. J. Puluž war im Jahre 1889 und Dr. Horbaczewskyj im Jahre 1902 Rektor der betreffenden Hochschule.

Ozarkewycz für die naturwissenschaftlich-mathematische Sektion unterschrieben war, als Substrat für die vorliegende umfassendere Denkschrift diente, die auf Grund von eingehenden Beratungen der Delegierten in Wien verfasst und von denselben einhellig genehmigt wurde.

Prag, am 15. März 1904.

Hofrat Dr. J. Horbaczewskyj,
Universitäts-Professor.

Dr. J. Puluj,
Professor an der deutschen
technischen Hochschule.

Euere Exzellenz!

Im vollen Bewusstsein, dass die Pflege der Wissenschaften zu den schönsten Aufgaben und Pflichten nicht bloss des Staates, sondern auch einer jeden Nation gehört, und dass die kulturellen Interessen des österreichischen Staates mit denen seiner Nationen identisch sind, erlaubt sich die ergebenst gefertigte Delegation der Schewtschenko-Gesellschaft zu Lemberg die vorliegende Denkschrift, betreffend die Errichtung einer ruthenischen Universität in Lemberg, Euer Exzellenz zu überreichen und die hochgeneigte Unterstützung zu erbitten. Dabei berufen wir uns auf geschichtliche, legislative, nationale und kulturelle Gründe:

Ursprünglich war die Universität zu Lemberg für die kulturellen Bedürfnisse des ruthenischen Volkes bestimmt. Ihre Errichtung erfolgte zur Zeit der Regierung Kaiser Joseph II. und fällt in das Jahr 1784. Nach der Gründungsurkunde sollte sie „eine wahre Universität und hohe Schule sein, bestehend aus einer theologischen, juristischen, medizinischen und philosophischen Fakultät und einem vollständigen Gymnasium“.

In Verbindung mit dieser Universität wurde mit dem Hofkanzleidekrete vom 9. März 1787 ein ruthenisches Lyceum für alle Lehrfächer der philosophischen und theologischen Fakultät kreiert. Dieses Lyceum hatte die Bestimmung, „dass die ruthenischen Kandidaten des geistlichen Standes durch den Unterricht in den wesentlichen Teilen des philosophischen Studiums — zum Studium der Theologie vorbereitet werden sollten“, was lediglich in einer ihnen verständlichen Vortragssprache, d. i. in der ruthenischen Sprache zu erreichen war. Auf die Lehrkanzeln dieses Lyceums wurden Männer ruthenischer Nationalität mit entsprechender akademischer Befähigung berufen, welche, indem sie die Lehrstühle sowohl an der Universität als auch am Lyceum gleichzeitig innehielten, auf diese Weise den Zusammenhang der Universität mit dem Lyceum persönlich darstellten.

Es steht nun zwar ausser Zweifel, dass die Bestimmung dieses Lyceums bloss eine provisorische war und dass diese Bildungsstätte vorzugsweise dem geistlichen Stande zugute kommen sollte, nichtsdestoweniger aber bietet die Errichtung dieser Lehranstalt, welche in dem Komplex ihrer Lehrfächer Parallelfakultäten der Lemberger Universität darstellte, den unwiderleglichen Beweis

dafür, dass die von Kaiser Joseph II. gegründete Lemberger Universität besonders dazu bestimmt war, den kulturellen Interessen der ruthenischen Nation zu dienen.

Den Wirren der Zeit, dem Mangel intensiver Obsorge seitens der Regierung und auch den anderweitigen, besonders staatsfinanziellen Rücksichten ist es zuzuschreiben, dass dieses Lyceum ohne bleibende Folgen für die kulturelle Entwicklung der Ruthenen geblieben ist und frühzeitig aufgelöst wurde. Dasselbe Schicksal teilte auch die Universität, nachdem im Jahre 1805 ihre Lehrstühle an die Akademie in Krakau übertragen wurden. Erst nach dem Wiener Kongresse im Jahre 1815 wurde mit dem Gründungsakte Kaiser Franz I. vom 7. August 1817 die Universität in Lemberg reaktiviert.

Die Stiftungsurkunde Franz I. ist analog jener Joseph II. Auch hier ist mit voller Sicherheit zu entnehmen, dass die Universität in Lemberg besonders mit Rücksicht auf die kulturellen Interessen des ruthenischen Volkes gegründet wurde. Wenn nämlich in der Stiftungsurkunde gesagt wird, dass an die Universität ein „Gymnasium erster Klasse“, also ein akademisches Gymnasium angereiht werden soll, so bietet diese letzte Bestimmung bei der Beurteilung des nationalen Rechtscharakters der Lemberger Universität einen Beweis ex posteriori, weil das gegenwärtige ruthenische Gymnasium dasjenige ist, welches die Traditionen und Rechte des akademischen Gymnasiums in ununterbrochenen Rechtskontinuität übt.

Aus dem Gesagten ergibt sich also, dass bereits bei der Gründung der Lemberger Universität die Regierung den Standpunkt vertrat, dass diese Hochschule der Kultursphäre des ruthenischen Volkes angehört.

Leider war jener Standpunkt bloss ein prinzipieller, weil tatsächlich bis zum J. 1848 die Vortragssprache an den weltlichen Fakultäten exklusiv deutsch, an der theologischen Fakultät lateinisch war. Erst im Jahre 1848 wurde mit dem Erlasse des Unterrichtsministeriums vom 4. Dezember 1848, Z. 7402, verkündet vom Landeschef mit der Kundmachung vom 27. Jänner 1849, L. G. Bl. Nr. 137, die ruthenische Sprache an allen Gymnasien Ost-Galiziens als obligater Gegenstand eingeführt.

Dieser Erlass bestimmt im Art. 1: An den Gymnasien in den ruthenischen Teilen Galiziens ist der Unterricht vorderhand und insolange, bis derselbe in ruthenischer Sprache durch taugliche Professoren, die mit der erforderlichen sprachlichen Vorbildung ausgerüstet sind, erteilt werden kann, in allen Lehrfächern in deutscher Sprache zu erteilen —“ und in Art. 6 heisst es: „Hinsichtlich der Universitätsstudien ist derselbe Grundsatz festzuhalten, dass insolange nicht taugliche Lehrer und gehörig vorbereitete Schüler für den Unterricht der Landessprache vorhanden und derselben nicht mächtige Professoren an ihrem Platze sind, der Vortrag in deutscher Sprache zu geschehen habe.“

In Ausführung dieses Grundsatzes wurde eine Lehrkanzel der ruthenischen Sprache und Literatur an der Lemberger

Universität gegründet und auf diese Professor Jakob Hołowackyj mit dem Ministerialdekret vom 19. Dezember 1848 berufen.

Auf der theologischen Fakultät war im Jahre 1848 die Lehrkanzel der Pastoraltheologie in ruthenischer Sprache kreiert. Im nächsten Jahre 1849 wurde sodann mit dem Vortrage der Dogmatik in ruthenischer Sprache begonnen, worauf dann auch die Kathchetik und Methodik in ruthenischer Sprache vorgetragen wurden.

Wenn nun erwogen wird, dass es zu jener Zeit an der Lemberger Universität, mit Ausnahme der Lehrkanzel für die polnische Sprache und Literatur, keine andere mit polnischer Vortragssprache bestand, so steht ausser Zweifel, dass die damalige Regierung die Universität zu Lemberg vorzugsweise für die Ruthenen vorbehalten hatte. Selbst der damalige Rektor der Lemberger Universität nannte sie in einer amtlichen Rede an den Statthalter eine ruthenische Universität.

In der Folge wurde zwar seit 1858 die Dogmatik statt in ruthenischer in lateinischer Sprache vorgetragen, dafür aber wurden 1862 auf Grund allerhöchster Entschliessung 4 neue Lehrkanzeln mit ruthenischer Vortragssprache an der juridischen Fakultät kreiert und 2 derselben sofort durch Supplenten besetzt. Erst mit der allerhöchsten Entschliessung vom 4. Juli 1871 (vergl. Erlass des k. k. Ministeriums für Kultus- und Unterricht vom 11. Juli 1871, Z. 523 Pr.) wurde die Universität zu Lemberg utraquisiert, d. h., sowohl den Ruthenen als auch den Polen zur Pflege der Wissenschaften in ihren Muttersprachen überlassen. Die Bestimmungen dieser allerhöchsten Entschliessung bestehen auch heute noch zurecht, trotz der Anordnungen der nachträglich erfolgten Ministerial-Erlässe des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht, welche zwar die Amtssprache, keineswegs die Vortragssprachen, tangierten. Trotz der klaren Bestimmungen jener grundlegenden allerhöchsten Entschliessung vom 4. Juli 1871 wurde nichtsdestoweniger eine, jener Entschliessung entsprechende Ausgestaltung der Lemberger Universität mit ruthenischen Lehrkanzeln im weiteren Laufe der Jahre verhindert, infolgedessen die Universität nach und nach einen rein polnischen Charakter angenommen hat. Die heutigen Verhältnisse an dieser Universität widersprechen der historischen Überlieferung sowohl wie der rechtlichen Grundlage.

Das Recht der Ruthenen auf den Besitz einer Universität ergibt sich ferner aus dem Art. 19 des Staatsgrundgesetzes über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, wonach alle Volksstämme des Staates gleichberechtigt sind und jeder Volksstamm ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache in Schule, Amt und öffentlichem Leben hat.

Wie illusorisch erscheint aber dieses Prinzip, wenn man erwägt, dass die Ruthenen, die in Österreich 3·5 Millionen Einwohner zählten und an der Zahl nicht weit hinter den Polen

stehen, keine selbständige Universität besitzen, während die Polen im Besitze von 2 Universitäten sich befinden.

Das Bedürfnis der Errichtung einer ruthenischen Universität ist gegenwärtig um so dringender, als in Ost-Galizien bereits 4 Gymnasien mit ruthenischer Unterrichtssprache existieren und daher das Kontingent solcher Abiturienten wächst, welche die polnische Sprache nicht beherrschen und genötigt sind, an der Universität zu Lemberg die Vorlesungen in polnischer Sprache zu hören und sich den Prüfungen in dieser Sprache zu unterziehen.

Besonders hart trifft dies die ruthenischen Lehramts-Kandidaten, welche nach Absolvierung ihrer Studien dem Lehrfache sich widmen und gewöhnlich an ruthenischen Gymnasien angestellt werden, ohne die entsprechende Vorbildung in ruthenischer Sprache an der Universität erlangt zu haben.

Nicht besser ist es bestellt mit dem Studium an der juridischen Fakultät, an welcher gegenwärtig bloss 2 Lehrkanzeln mit ruthenischer Vortragssprache bestehen (1. österreichisches Zivilrecht, und 2. österreichisches Strafrecht und Strafprozessrecht), infolgedessen die erste und dritte Staatsprüfung in polnischer Sprache abgelegt werden muss, während die zweite sogenannte judizielle Staatsprüfung, und zum Teil auch die dritte, auch in ruthenischer Sprache abgelegt werden können. Daraus ergibt sich nun, dass die absolvierten Juristen der Lemberger Universität nicht die entsprechende Eignung besitzen, um nach Antritt des Dienstes in öffentlichen Ämtern (Gerichten, politischen Behörden, Finanzprokuratoren, Finanzlandesdirektionen und dgl.) im Verkehr mit den Parteien sich der ruthenischen Sprache bedienen zu können, obwohl den Parteien durch die Staatsgrundgesetze das allgemeine Recht, mit den Behörden in ihrer Muttersprache zu verkehren, gewährleistet wird. Die Folge davon ist die Anomalie, dass bei den landesfürstlichen Behörden Galiziens der ruthenischen Sprache nicht im geringsten jene Stellung eingeräumt ist, wie sie sich aus dem Staatsgrundgesetze und den bezüglichen Verordnungen ergibt.

Eine Nation, welche im ganzen 30 Millionen zählt, der die Entwicklung und Förderung ihrer Kultur zum nationalen Heiligtum geworden, strebt dem Selbsterhaltungstrieb folgend, nach Verwirklichung ihrer Ideale und kann sohin mit Fug und Recht verlangen, dass ein konstitutioneller Staat, der die Gleichberechtigung aller Nationen und Sprachen zum Staatsprinzip erhoben, ihr das Recht gewähre, die höhere Bildung an eigener Universität in der Muttersprache zu erlangen.

Für die Notwendigkeit der Errichtung einer selbständigen ruthenischen Universität spricht ferner der Umstand, dass die Zahl der an den österreichischen Universitäten studierenden Ruthenen über 800 beträgt, von denen anfang des Wintersemesters 1901/02 über 600 an der Lemberger Universität inskribiert waren. Die Anzahl der Studierenden ist in stetiger Zunahme begriffen, somit wächst auch jenes Unrecht, welches der ruthenischen studierenden Jugend durch die Vorenthaltung einer entsprechenden

Ausbildung in eigener Muttersprache zugefügt und von derselben tief empfunden wird.

Für die dringende Notwendigkeit der Errichtung einer selbständigen Universität für die Ruthenen sprechen schliesslich auch die tief zu beklagenden Vorgänge an der Lemberger Universität, in Folge deren mehr als 600 ruthenische Studenten auswandern mussten, um an den Universitäten in Wien, Prag und Krakau Zuflucht zu suchen. Diese Vorgänge sind ein ebenso beredtes wie trauriges Zeugnis dafür, dass die Zustände an der Lemberger Universität unhaltbar geworden sind, weil der ruthenischen Nation jene Stätte fehlt, an welcher ihre akademische Jugend mit Ruhe wissenschaftlich arbeiten kann.

Wenn zur Erklärung dieser traurigen Vorgänge von gewisser Seite versucht wurde, die Massenauswanderung der ruthenischen Studenten auf eine Agitation zurückzuführen, welcher Versuch bei der hohen Regierung möglicherweise Glauben finden könnte, so sei es gestattet, an dieser Stelle der hochgeneigten Erwägung Eurer Exzellenz zu überlassen, ob es möglich sei, durch Agitation mehr als 600 meist gänzlich mittellose Studenten, welche darauf angewiesen sind, ihren Unterhalt durch Stundengeben zu verdienen, dazu zu bestimmen, dass sie in die Fremde ziehen, mit dem sicheren Bewusstsein, dass sie dort ohne jeglichen Verdienst der Not und dem Elend preisgegeben sein werden.

Eine solche Massenauswanderung der akademischen Jugend, die an anderen Universitäten des Kontinentes einfach nicht denkbar ist, muss andere Gründe, als die vermeintliche Agitation, haben. Die Gründe sind vielmehr in den eigentümlichen Zuständen an der sogenannten utraquistischen Universität in Lemberg zu suchen, an welcher der ruthenischen Nation von den hohen Regierungen gewisse Rechte zwar zuerkannt wurden, welche Rechte jedoch von den gegenwärtigen Machthabern der Universität missachtet werden. In dieser Missachtung der den Ruthenen zuerkannten Rechte und insbesondere in der Missachtung der ruthenischen Sprache ist der Grund für die traurigen Ereignisse an der Universität zu suchen, wie nicht minder in dem Vorgehen des akademischen Senates, der zur kritischen Zeit, statt auf die aufgeregten Gemüter der Studentenschaft beruhigend einzuwirken, es für nötig erachtete, an die polnischen Studenten einen Appell zu richten und dieselben aufzufordern, nicht näher bezeichnete „Privilegien“ der Lemberger Alma Mater „mit aller Entschiedenheit zu schützen“ und gegen die „wilden Ausbrüche“ der ruthenischen Jugend das Ansehen und die Würde der Hochschule zu wahren.

Es muss ferner der geneigten Erwägung Eurer Exzellenz überlassen werden, ob in Anbetracht solcher Zustände und der Bereitschaft der polnischen Studenten dem Appell des akademischen Senates Folge zu leisten, die Massenauswanderung der ruthenischen Studenten nicht eine Notwendigkeit war und ob nicht deshalb ein solcher Schritt der akademischen Jugend, den die ruthenische Nation am meisten zu beklagen Grund hat, zu entschuldigen ist.

In Anbetracht dieser traurigen Sachlage erübrigt es der

ruthenischen Nation nur die Errichtung einer selbständigen ruthenischen Universität anzustreben, um auf diese Weise jede Reibungsfläche zwischen beiden nationalen Lagern zu vermeiden und der ruthenischen Jugend ein ruhiges wissenschaftliches Arbeiten zu ermöglichen.

Während durch die vorstehenden Ausführungen nicht bloss die Berechtigung, sondern auch die Notwendigkeit der Errichtung einer ruthenischen Universität nachgewiesen erscheint, sind andererseits bei den Ruthenen auch sämtliche Bedingungen vorhanden, welche für die Errichtung einer Hochschule erforderlich sind. Es fehlt nicht an Kandidaten zum akademischen Lehrfache, weil nicht nur an der jetzigen Universität zu Lemberg, sondern auch an anderen österreichischen und auch russischen Universitäten ruthenische Professoren und Dozenten wirken, welche ihre Eignung zum akademischen Lehrfache bereits nachgewiesen haben. Überdies besteht schon jetzt eine genügende Anzahl junger, wissenschaftlich vorgebildeter Männer, die entweder sofort oder doch nach kurzfristiger Ausbildung imstande wären, akademische Lehrkanzeln zu bekleiden.

Es kann den Ruthenen auch nicht mehr der Vorwurf gemacht werden, dass sie keine hinreichend ausgebildete Sprache und wissenschaftliche Literatur besitzen. Diesbezüglich sei hier auf die zahlreichen, fast alle Wissensgebiete umfassenden Publikationen der Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaften hingewiesen, welche Pulikationen eine allgemeine Anerkennung gefunden haben.

Wien, am 26. Jänner 1902.

Als Delegierte der Schewtschenko-Gesellschaft zu Lemberg die Mitglieder der Gesellschaft:

Hofrat Prof. Dr. J. Horbaczewskyj, Prof. Dr. J. Pulujs,
Prof. Dr. Smal-Stockyj, Reichsratsabgeordneter J. Romanczuk,
Reichsratsabgeordneter A. Barwinskyj.





Die ruthenisch-ukrainische Presse.

Um den fremdländischen Lesern unserer Revue ein Vollbild des kulturellen und politischen Lebens des ruthenisch-ukrainischen Volkes zu geben, werden wir nun systematisch die Stimmen unserer Presse — sowohl die Angelegenheiten und die Lebensfragen unseres Volkes, wie auch die wichtigeren, charakteristischen Fragen der europäischen Politik betreffend — verzeichnen. Alle hervorragenden Zeitungen und Revuen sollen in dieser Rubrik Raum finden. Freilich werden wir unsere Aufmerksamkeit zum grössten Teil den in Österreich erscheinenden ruthenisch-ukrainischen Pressorganen zuwenden, denn in Russland, woselbst sich das Gros unseres Volkes befindet, darf keine einzige periodische Druckschrift in ruthenisch-ukrainischer Sprache das Tageslicht erblicken.

Bevor wir zur Sache übergehen, sei uns noch eine kleine Vorbemerkung gestattet. Wir haben bereits des öfteren das in den Benennungen unseres Volkes entstandene Tohuwabohu erörtert.*) Das Gros der Ruthenen bezeichnet sich als Ukrainer, ihre Sprache als ukrainisch. Diese Bezeichnung wird auch in der Literatursprache als allein richtig betrachtet. Die — nach der Aufhebung der Autonomie der Ukraine und nach deren Einverleibung dem Zarenreiche — in Russland eingeführte offizielle Benennung: Kleinrussland, kleinrussisch ist keinesfalls richtig. Viel berechtigter ist der in den ältesten Annalen vorkommende Name: Ruthenia-Ruthenus**) Diese Namenwirrnis ist allerdings nicht allzutragisch zu nehmen. Es gibt auch andere Völker, die unrichtige (Bulgaren) oder auch gleichzeitig mehrere Bezeichnungen haben. Die Deutschen heissen so nur in ihrer Muttersprache; von den Engländern werden sie als Germanen, von den Franzosen als Alemanen, von den Slaven als Nimci oder Njemci bezeichnet. An der Themse lässt man sich keine grauen Haare darüber wachsen, dass die Bewohner des mächtigen Inselreiches oft nicht nur in demselben Buche oder Zeitungsartikel, sondern auch in demselben Satz, als Engländer, Briten und Anglo-Sachsen bezeichnet werden. Die Geschichte hat auch solche Fälle zu verzeichnen, wo ein Volk, beziehungsweise dessen Repräsentanten, aus rein politischen

*) Vergl. „Ruth. Revue“ I. Jahrg., Nr. 1, S. 3—9; II. Jahrg., Nr. 2, S. 41.

**) Vergleiche: „Vetera monumenta Poloniae et Lithuaniae, gentiumque finitimarum“. Ab Augustino Theimer. Typis Vaticanis. Romae 1860, I. B. 23. — „Monumenta Poloniae historica“. Lemberg 1864, I. B. 402. — „Codex diplomaticus Hungariae“, Studio G. Fejer, Budae III. B. 2. Teil 90. —

Gründen den althergebrachten Namen änderten. So nannten sich die moskovitischen Herrscher „Zaren aller Reussen“ und das moskovitische Zarenreich — Russland. Die Wallachen änderten ihren Namen jüngst in „Rumänen“ um, etc. Trotzdem wir nun unserer Polyonymie keine grosse Bedeutung beimessen, wollen wir — um dem weiteren Chaos zu steuern — nun endlich zwischen dem in Westeuropa am meisten gebräuchlichen und populären Namen „Ruthene, ruthenisch“ einerseits und dem bei den Ruthenen selbst am meisten gebräuchlichen und populären „Ukrainer, ukrainisch“ anderseits ein Kompromiss schliessen. Wir wählen also den nicht mehr unbekannteren Termin „ruthenisch-ukrainisch“. Dieser Termin wird von der Presse, mit der wir unsere ausländischen Leser bekannt machen wollen, gebraucht, dürfte sich bald auch in Westeuropa einbürgern und ist am passendsten, da er im gewissen Sinne eine Brücke zwischen der historischen Nomenklatur: Ruthenia-Ruthenus und der volkstümlichen Bezeichnung: Ukraina-ukrainisch bildet.

Nun übergehen wir nach diesem kleinen, unseres Erachtens aber unentbehrlichen Präludium zum eigentlichen Gegenstand unserer Betrachtung. Wir teilen denselben in zwei Teile ein: a) Revuen, b) Tagblätter und andere Zeitungen.

I. Revuen. Hier ist vor allem die in Kijew herausgegebene „Kijewskaja Starina“ zu nennen. Dank dem kaiserlichen Ukas vom Jahre 1876 muss selbst der Titel des Blattes in russischer Sprache verfasst sein, ebenso alle wissenschaftlichen und literarhistorischen Abhandlungen, ja selbst die Fussnoten. Die ruthenisch-ukrainische Sprache ist daselbst ausschliesslich auf die belletristische Ecke beschränkt. Denn nur ruthenisch-ukrainische Original-Gedichte (Übersetzungen aus fremden Sprachen, wie Homer, Shakespeare, Goethe, sind ebenfalls verpönt), Novellen und Romane dürfen in Russland vermittelst der Kunst Gultenbergs vervielfältigt werden. Trotzdem hat die „Kijewskaja Starina“, als ein literarisches Zentralorgan aller Teile der Ukraine grosse Bedeutung. Sie bringt literarhistorische, ethnographische und geschichtliche Abhandlungen von grossem Wert. — Was der „Kijewskaja Starina“ infolge des genannten Ukas versagt wird, ersetzt der in Lemberg erscheinende „Literaturno-Naukowyj Wistnyk“ (Literarisch-wissenschaftlicher Bote), der sowohl literarhistorische und wissenschaftliche Abhandlungen in ruthenisch-ukrainischer Sprache bringt, wie auch belletristische Originalbeiträge und Übersetzungen aus fremden Sprachen. — Die periodisch erscheinenden Mitteilungen verschiedener Sektionen der Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg bringen streng-wissenschaftliche Abhandlungen, die besonders in der slavischen Gelehrtenwelt sehr geschätzt werden. Es ist bezeichnend, dass diese Mitteilungen von allen wissenschaftlichen Institutionen Russlands — insbesondere von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg — bezogen werden, wegen der Sprache aber für das breitere Publikum verboten sind.

„Utschytel“, eine von der Pädagogischen Gesellschaft in Lemberg herausgegebene Zeitschrift, befasst sich mit den pädagogischen Fragen und bringt entsprechende Aufsätze; „Promin“ ein analoges Organ in der Bukowina, vertritt nebstbei auch die Interessen der ruthenisch-ukrainischen Lehrerschaft; „Ekonomist“ (Lemberg), eine volkswirtschaftliche Revue; „Hospodar“ (Przemysl), eine landwirtschaftliche Fachzeitschrift; „Postup“ (Kolomea), bringt literarhistorische, geschichtliche, volkswirtschaftliche sowie politische Beiträge; „Zoria“ (Kolomea), populär-wissenschaftliche Zeitschrift für die Landbevölkerung; „Komar“ (Lemberg), eine illustrierte satirische Zeitschrift; „Mołodiz“ (Tarnopol), eine Jugendzeitschrift u. a.

II. Zeitungen. „Diło“ Lemberg, das grösste ruthenisch-ukrainische Tagblatt, Organ des ruthen. Nationalkomitees; „Ruslan“, Lemberg, Organ der Barwinskyj-Gruppe; „Bukowyna“ Czernowitz, Organ der Bukowinaer National-Partei; „Swoboda“, Lemberg, das meistverbreitete ruthenisch-ukrainische Bauernblatt, Organ der national-demokratischen Partei; „Nowyj Hromadskyj Hołos“, Lemberg, Organ der radikalen Partei; „Hajdamaki“, Lemberg; „Wola“, Lemberg; „Ruska Rada“, Czernowitz; „Nowa Sitsch“, Stanislau; „Podilskyj Hołos“, Tarnopol; „Selanyn“, Lemberg; „Hasło“, Czernowitz u. a. „Swoboda“, Scranton Pa, das grösste Organ der Ruthenen in Amerika; „Kanadyjskyj Farmer“, Organ der ruthenischen Kolonisten in Kanada u. s. w.

Demnächst wollen wir unsere Leser mit dem Inhalte der bedeutenderen Zeitschriften und Zeitungen bekannt machen und eröffnen für diesen Zweck eine spezielle Rubrik in unserer Revue.

R. S e m b r a t o w y c z.





Valse melancolique.

Novelle von Olga Kobylanska.

I.

Ich vermag nicht melancholische Musik anzuhören.

Und schon am allerwenigsten eine solche, welche die Seele anfangs mit leichten graziösen, zum Tanze auffordernden Klängen fortreißt und dann solche unmerklich ändert, indem sie sich in einen einzigen breiten Trauerstrom ergießt. Dann zerbröckele ich mich gleichsam in Gefühle und kann mich einer schwermütigen Stimmung nicht erwehren und ihrer auch nicht so bald los werden.

¹⁾ O f n e r, Urentwurf, II, S. 520, ad § 324.

Vernehme ich aber heitere Musik — so lebe ich doppelt auf. Dann möchte ich die Welt umarmen und weit und breit verkünden, daß:

„Musik spielt!“

Auch die klassische Musik liebe ich.

Einer meiner Freundinnen, deren Seele gleichsam aus Tönen zusammengefügt war und welche die personifizierte Musik zu sein schien — lehrte mich solche nach „Motiven“ zu verstehen und zu erraten.

Zimmerfort hatte sie nach Harmonie gesucht.

In den Menschen, in ihren Verhältnissen und Beziehungen zu einander und in ihren Verhältnissen zur Natur.

Wir wohnten drei Freundinnen * * *

Anfangs nur zwei: Eine Malerin und ich. Sie war schon beinahe eine fertige Künstlerin und arbeitete damals gerade an einem größeren Gemälde, das sie verkaufen und für den Erlös desselben nach Italien reisen wollte, um dort der Kunst — wie sie jagte — gerade ins Antlitz sehen und eine „richtige“ Künstlerin werden zu können.

Sie zählte zwanzig und einige Jahre, war eine germanisierte Polin und nahm ihren Beruf sehr ernst.

Während der Arbeit launisch und reizbar, war sie im gewöhnlichen Leben das liebenswürdigste Wesen der Welt.

Sie erfreute sich einer großen Sympathie bei ihren Freundinnen und Berufskollegen, und selbst die Professoren, die oftmals gegen ihre Schüler bis zur Unhöflichkeit schroff und streng waren, verehrten sie und machten ihr ihre Rügen und Bemerkungen nur in sanftester Weise, um sie nicht zu kränken. Sie erhielt von ihnen den Namen „das schönste Glückskind“, und sie selber nannte sich dann auch nie anders als „ich, das schönste Glückskind“.

Ich bereitete mich zur Matura vor und wollte Lehrerin werden.

Ich lernte Musik und Sprachen und allerlei Handarbeiten und dies und jenes — mit einem Wort — ich nahm alles in mich auf, was nur von so einem unglückseligen Geschöpfe, wie es die Lehrerin zu sein pflegt — verlangt wird. Es sollte mir ja dereinst zum Kapital werden und sich von Nutzen erweisen. Ich besaß kein Vermögen, und das Leben . . . anspruchsvoll wie ein junges Mädchen, verlangte unerbittlich und strenge das feine.

Wir waren seit der frühesten Jugend mit einander bekannt und wohnten zusammen. Wir hatten zwei große Zimmer, elegant, fast komfortabel eingerichtet, denn meine Freundin, die aus einer feinen Familie stammte, war — wenn auch von Haus aus nicht gerade vermögend, so doch sehr anspruchsvoll und verwöhnt.

„Ich bin nicht imstande, alles so zu entbehren wie du!“ redete sie oft gereizt, wenn ich sie ermahnte, mit dem Gelde sparsamer umzugehen und dem oder jenem Vergnügen oder Bedürfnisse zu entsagen.

„Rede doch nicht!“ rief sie, „das verstehst du nicht. Ich bin Künstlerin und lebe gemäß den Gesetzen der Kunst und diese fordern ein wenig mehr als die Gesetze so eines programmatischen Wobchens wie du! Du kannst dich auf deinem Plage beschränken, weil du es mußt; er ist eng, aber mein Feld ist weit, grenzenlos, und deshalb muß auch mein Leben anders zugeschnitten sein. Jetzt lebe ich noch nicht voll, aber einmal . . . später . . . wenn ich ganz meine alleinige Herrin sein werde, werde ich meine Flügel bis zu den höchsten Höhen schwingen. So gebietet es mir mein Künstlergefühl. Ich nehme alles vom Standpunkt der Kunst auf. Und auch du solltest

dich daran halten. Alle. Die ganze menschliche Gesellschaft. Wenn alle künstlerisch erzogen und gebildet wären, gäbe es nicht so viel Häßlichkeit und Elend auf der Welt wie jetzt. Es gäbe nur Harmonie und Schönheit. So aber? Was gibt es rings um uns? Nur wir allein halten die Kunst im Leben aufrecht, wir Künstler, die wenigen Auserwählten der Menschheit. Verstehst du es?"

„Ich verstehe es.“

„Verstehe es! Du bist gar nicht veranlagt mich zu verstehen! „Ich weiß eigentlich nicht, warum ich dich lieb habe,“ sagte sie, mich gleich darauf noch scheinbar schmollend liebkosend. „Du kritisierst zu viel an mir herum; und immer mit deiner spießbürgerlichen Vernunft, mit deinen begrenzten, häuslich-praktischen Ansichten und den Vorstellungen des „Ewig-Weiblichen“. Reize dich doch einmal vom Grunde der alten Fragmente los, verändere dich in irgend einen modernen Typus, damit ich von Zeit zu Zeit aus dir eine erfrischende Kraft schöpfen kann . . . sei etwas ganz Neues!“

„Das wird wohl nicht möglich sein, mein Täubchen,“ gab ich ruhig zur Antwort, „ich bleib' schon der alte Typus.“ Ich kannte ihre ehrliche, durch und durch charaktervolle Natur zu gut, um gleich über ein paar heftigen Worten das Gleichgewicht zu verlieren. Im Gegenteil. Ich beschloß und wohl schon zum hundertstenmale, mich vom Grund der „alten Fragmente“ nicht loszureißen, vielmehr immer dieselbe zu bleiben, und über ihr zu wachen, die in ihrem künstlerischen Streben, in der „Jagd“ nach der Schönheit, sich mehr als einmal Leid und Gram zugezogen hätte und den Mühen des Lebens erbarmungslos anheimgefallen wäre.

Und wenngleich ich kein moderner, oder sonst neuerer Typus war und auch keine Ansprüche an den Titel eines „ungewöhnlichen Geistes“ oder sonst eines *Mac w e s e n s* erheben konnte, so konnte und verstand ich sie darum doch bis auf den Grund, wußte dennoch, wann diese wahrhaftige Künstlernatur zu zügeln und wann zum weiteren Flug anzueifern war und wann im Glauben an die Zukunft gestärkt werden mußte.

„Wenn mir unverheiratet bleiben,“ redete sie (das Wort „alte Jungfer“ litt sie nicht und gebrauchte es nie), „so wollen wir auch zusammen leben. Wir nehmen uns dann noch einen dritten Genossen zur Gesellschaft, denn zwei sind zu wenig; für zwei kann man kein Programm entwerfen und auch keine Statuten festsetzen — und werden leben.“

Wir werden den dritten Genossen ausprobieren, wie und aus welchen Tugenden er zusammengesetzt ist, welchen Temperamentes und wie groß seine Bildung sei, wie weit er mit seinen Ansichten in die Zukunft oder Vergangenheit reiche — und werden ihn dann aufnehmen. — Dann mögen über uns jene Schreckensgespenster hereinbrechen, mit denen man die Unverheirateten bedroht, — die Einsamkeit, Verlassenheit, Hilflosigkeit, Wunderlichkeit zc. Wir werden nicht einsam sein, nicht lächerlich, wir werden nicht, wie so viele es irrtümlich meinen, beklagenswert sein. Wir werden unseren Gesellschaftskreis haben — selbstverständlich darinnen auch Männer, denn ohne Männer ist es zu einfärbig und werden uns unseren Seelen gemäß leben. Dann werden sich unsere Zeichner überzeugen, daß die unverheiratete Frau nicht ein Gegenstand stillen Mitleides und Spottes, ein Objekt ständigen Bedauerns sein muß, sondern ein Wesen, das sich *u n g e t e i l t* entwickelt habe und lebe, d. h. wir werden weder Ehefrauen noch Mütter sein, wohl aber Frauen für sich allein. Verstehst du es? Dies Wort „für sich“. — Nimm es ernst. Wir werden Menschen sein, die — es bleibt sich ganz gleich, ob zufällig oder nicht zufällig — weder unter Ehefrauen, noch unter Mütter gingen — hingegen für sich bleiben, für sich als *s o l c h e* sich entwickelt haben und leben. Passe auf.

Ich sage nicht, daß ich diesem Ideale direkt zustrebe. Ich lebe für die Kunst und sie füllt meine Seele vollständig aus; es ist möglich, daß ich auch heiraten werde. Ich weiß es nicht; aber wenn ich nicht heirate, so werde ich gewiß keinen erschreckten Vogel abgeben, der die Welt gleichsam um Vergebung bittet, daß er keinen „Mann“ habe — Und du?“

„Auch ich.“

Und ich stimmte in der Tat mit ihr überein.

Warum sollten zwei, drei unverheiratete Frauen, wenn sie mit ihren Naturen zueinanderpaßten und in den Anforderungen der Intelligenz einander entsprechen, nicht besser, bequemer und schöner zusammenleben — als einzeln?

Das war auch so einer von den moderneren Gedanken, die mir mein „kunstloser“ spießbürgerlicher Verstand nie eingebracht hätte!

Sie beherrschte mich wie eine Untergebene und wemgleich ich den freien Willen hatte, zu tun und zu handeln wie es mir beliebte — so opponierte ich ihr dennoch niemals. Mir tat dieses „sich ergeben“ unter ihre Herrschaft nicht weh. Nie wurde ihr gegenüber in mir das Gefühl des Widerstandes rege. Im Gegenteil. Wenn sie zeitweise in ihren Angelegenheiten fortreiste, so konnte ich sie kaum zurück-erwarten, so sehr sehnte ich mich nach ihr! — Nach ihr und nach jener Kraft, die von ihr ausging und unserer ganzen Umgebung Charakter und Farbe aufdrückte.

Auch ihre Erscheinung hatte etwas äußerst Anziehendes und Fesselndes. Aschblond, mit unregelmäßigen, jedoch überaus sympathischen Zügen und Augen, sehr leuchtenden Augen — so war sie. Dazu hatte sie einen wundervollen Wuchs. Alles dies zusammen und daß sie in ihren Entschlüssen rasch und konsequent war — hatte zur Folge, daß ich sie grenzenlos liebte.

Ich paßte mich ihr willig an und floß wie ein Strom in dem von ihr ausgearbeiteten Bette — neben ihr, um sich dann auch wieder mit anderen — solcher Art wie ich — im Leben wie ein Fluß im Meere zu verlieren

Vielleicht liebte sie mich deshalb und nannte mich ihr „Weib“.

So lebten wir in Harmonie eine lange Zeit zu Zweien.

Ich lernte fleißig zu all' meinen Prüfungen und sie malte.

Das Bild, an dem sie unermüdblich mit erhitzten Wangen und prüfenden scharfen Augen arbeitete, von dem sie bis auf den Grund ihrer Seele durchdrungen war — war eine große Kopie des Gemäldes „Die Ehebrecherin“ von Tizian. Sie malte mit der Überzeugung und in dem guten Glauben, daß ihr ihre Arbeit gelingen werde. Das mochte ihr Talent auch entflammt und dazu gebracht haben, daß sie ihr Ziel erreichte . . .

Einmal erging es uns finanziell sehr knapp und was das schlimmste war der Hauseigentümer erhöhte den Mietzins.

Die Künstlerin geriet außer sich.

(Fortsetzung folgt.)



RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 7.

Erstes Aprilheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet !)



Bericht der von der Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaften nach Wien entsendeten Deputation.

Die von der Schewtschenko - Gesellschaft d. W. in Angelegenheit der Errichtung einer selbständigen ruthenischen Universität nach Wien entsendete Deputation, bestehend aus den Mitgliedern der Gesellschaft, Herren: Hofrat Prof. Dr. Horbaczewskyj und Prof. Dr. Puluj aus Prag, Prof. Dr. Smal-Stockyj aus Czernowitz und den Reichsratsabgeordneten Barwinskyj und Romanczuk, wurde von Sr. Exzellenz dem Herrn Unterrichtsminister Dr. von Hartel am 26. Jänner 1902 empfangen.

Hofrat Dr. Horbaczewskyj überreichte dem Minister eine Denkschrift und brachte in seiner Ansprache zum Ausdrucke, dass im letzten Jahrhunderte der ruthenischen Kulturgeschichte die Gemüter aller Schichten der Bevölkerung und an allen Orten, wo Ruthenen leben, auch nicht annähernd in der Weise erregt wurden, wie durch die jetzt aufgeworfene und allseitig mit grossem Enthusiasmus aufgenommene Frage der Errichtung einer selbstständigen ruthenischen Universität. Unter diesen Umständen musste auch die Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaften zu dieser Frage Stellung nehmen und hat die Deputation beauftragt, Sr. Exzellenz eine diesbezügliche Denkschrift zu überreichen.

Die Ruthenen wurden zwar schon wiederholt, was die Förderung ihrer kulturellen Bestrebungen betrifft, enttäuscht und zurückgedrängt, indem ihre berechtigten Forderungen hohenorts wiederholt zurückgestellt wurden, nichtsdestoweniger unterbreite die Deputation Sr. Exzellenz das Petit der Errichtung der ruthenischen Universität in der Hoffnung, dass die Angelegenheit im

günstigen Sinne Erledigung findet, dies umsomehr, als es sich um eine rein kulturelle Angelegenheit und die dringendsten kulturellen Bedürfnisse der Ruthenen handelt, welche den Staatsinteressen keineswegs zuwiderlaufen, im Gegenteil im Interesse des Staates gelegen sind. Indem die Deputation sich ihrer Aufgabe entledigt, bittet dieselbe Se. Exzellenz, die Frage der Errichtung einer selbständigen ruthenischen Universität einer eingehenden Prüfung zu unterziehen und einer günstigen Erledigung zuzuführen.

In Erwiderung darauf bedauerte Se. Exzellenz vor allem, dass in Österreich die kulturellen Fragen mit der Politik verquickt werden, woraus sich für die Lösung dieser Fragen bedeutende Schwierigkeiten ergeben. Ausserdem hänge die Errichtung einer selbständigen ruthenischen Universität in Lemberg von der Erfüllung zweier Bedingungen ab, von der Bewilligung der erforderlichen Kredite und von der Frage, ob eine genügende Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer da sei, mit welchen die Lehrkanzeln besetzt werden könnten.

Was die Geldmittel betrifft, hänge die Bewilligung derselben nicht von Sr. Exzellenz ab, immerhin sei es aber möglich, dass der Staat die erforderlichen Geldmittel aufbringen könnte. Was jedoch die Besetzung der zu errichtenden Lehrkanzeln betrifft, sei bei den Ruthenen, nach den von einem Vertrauensmanne Sr. Exzellenz gemachten Mitteilungen, eine genügende Anzahl wissenschaftlich gebildeter Fachmänner nicht vorhanden. Die Besetzung der Lehrkanzeln sei keine leichte Sache, und selbst an deutschen Universitäten sei es mitunter schwer, für die erledigten Lehrkanzeln geeignete Kräfte zu finden. In Anbetracht dieser Sachlage sei daher Se. Exzellenz bereit, zunächst Stipendien für solche ruthenischen Kandidaten zu bewilligen, welche bereit wären, sich für die akademische Laufbahn auszubilden.

Hierauf erbat sich Herr Prof. Dr. Puluj das Wort und erwiderte: Wie Se. Exzellenz bemerkt haben, kommt es tatsächlich nicht selten vor, dass selbst an deutschen Universitäten für die erledigten Lehrkanzeln geeignete Kräfte nur schwer zu finden sind, obwohl es an Mitteln zur Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses nicht fehlt und ausserdem Aussicht vorhanden ist, die bereits bestehenden Lehrkanzeln einmal zu erlangen. Es kann daher nicht überraschen, wenn an einer erst zu errichtenden ruthenischen Universität nicht sofort alle Lehrkanzeln mit geeigneten Kräften besetzt werden könnten. Andererseits sei es bei den Ruthenen mit den wissenschaftlich gebildeten Männern nicht so schlecht bestellt, wie es Sr. Exzellenz von seinem Gewährsmanne berichtet wurde. Der Redner gestattet sich diesbezüglich auf jene Fachmänner (Ruthenen) hinzuweisen, welche an deutschen, polnischen, russischen und tschechischen Universitäten erfolgreich wirken.

Ausserdem bestehe bei den Ruthenen die akademische Jugend fast durchwegs aus nicht bemittelten Leuten, welche nach Absolvierung ihrer akademischen Studien genötigt sind, sich jenen Berufen zuzuwenden, durch welche ihr Lebensunterhalt gesichert

wird. Bei den äusserst geringen Aussichten, die für wissenschaftlich gebildete Ruthenen sich eröffnen, einmal eine Lehrkanzel zu erlangen, ist es erklärlich, dass dieselben nur ganz ausnahmsweise der akademischen Laufbahn sich widmen und dass nur die ausdauerndsten und tüchtigsten unter ihnen bis jetzt Anstellungen an anderssprachigen Universitäten erhielten, dabei aber für ihre Nation verloren gingen. Der Redner könne sich daher der Überzeugung nicht verschliessen, dass auf dem von Sr. Exzellenz wohlwollend angedeuteten Wege unter den Verhältnissen, die gegenwärtig an der Lemberger Universität herrschen, eine ruthenische selbständige Universität selbst in 100 Jahren nicht zu erreichen sei. Eine so lange Zeit dürfe aber die ruthenische Nation auf die Segnungen der Wissenschaften nicht verzichten. In früheren Jahrhunderten konnten die Völker in Unwissenheit leben und sich erhalten, gegenwärtig ist jede Nation, welche kulturell zurückbleibt, dem Untergange geweiht.

Auf die Vorgänge an der Lemberger Universität übergehend, bespricht Prof. Dr. Puluj die Massenauswanderung der ruthenischen Studenten, welche gewisse polnische Kreise auf eine Agitation zurückzuführen suchen und bittet Se. Exzellenz, erwägen zu wollen, ob es möglich sei, durch Agitation über 600 meist arme Studenten, die ihr tägliches Brod durch Stundengeben verdienen, zu überreden, dass dieselben in fremde Städte ziehen mit dem sicheren Bewusstsein, dass sie dort, ohne jeglichen Verdienst, dem Elend und der Not preisgegeben sein werden. Die Gründe dieser Massenauswanderung liegen in erster Linie in der Missachtung der ruthenischen Sprache von seiten der gegenwärtigen Machthaber der Lemberger Universität und in der Vorenthaltung der von den Regierungen den Ruthenen gewährleisteten Rechte an dieser Universität, wie nicht minder im Vorgehen des akademischen Senates, der zur kritischen Zeit, statt auf die aufgeregten Gemüter beruhigend einzuwirken, an die polnische Jugend einen Appell richtete, dieselbe möge „eingedenk ihres Gelöbnisses“, gewisse, nicht näher bezeichnete „Privilegien“ mit „aller Entschiedenheit“ schützen und das Ansehen und die Würde der Alma Mater gegen „wilde Ausbrüche“ der ruthenischen Jugend wahren.

Prof. Dr. Puluj bittet Se. Exzellenz gütigst zu erwägen, ob unter solchen Umständen die Massenauswanderung der ruthenischen Studenten nicht eine Notwendigkeit war und ob dieser Schritt, den die ruthenische Nation am meisten Grund hat zu beklagen, nicht zu entschuldigen sei. Für den Redner könne darüber kein Zweifel bestehen, dass, für den Fall eines Konfliktes zwischen den beiden nationalen Lagern der Studentenschaft, voraussichtlich die Notwendigkeit des Einschreitens der brachialen Gewalt sich ergeben hätte, und dass in einem solchen Falle die Ruthenen nicht bloss als Besiegte geblieben, sondern auch als Ruhestörer gestempelt worden wären. Für solche Faustproben wäre es aber schade um die ruthenische Jugend, und deshalb emigrierte sie.

Se. Exzellenz erwiderte, er anerkenne, dass hervorragende ruthenische Fachmänner an verschiedenen Hochschulen wirken, es

frage sich aber, ob dieselben bereit wären, der Berufung an eine ruthenische Universität Folge zu leisten. Was den Ausruf des akademischen Senates betrifft, sei derselbe nicht an die polnischen, sondern an alle Studenten gerichtet gewesen. Betreffend die Sprachenfrage an der Lemberger Universität wurde der akademische Senat sowohl, als auch die k. k. Statthalterei in Lemberg aufgefordert, sich diesbezüglich zu äussern, und der Ministerrat wird bestrebt sein, diese Frage in kürzester Zeit zu erledigen.

Prof. Dr. Puluj erbat sich noch einmal das Wort und bemerkte, dass mit der Ausgestaltung der utraquistischen Universität in Lemberg auch in dem Falle, wenn ruthenische Parallel-Lehrkanzeln systemisiert werden sollten, der Friede nicht gesichert wäre, weil nach Erfahrungen, die in dieser Beziehung in Böhmen gemacht wurden, zwischen zwei nationalen Lagern an einer Hochschule Ruhe nicht eher eintreten kann, bis nicht eine räumliche Trennung der beiden Teile erfolgt, und auf diese Weise die Reibungsfläche beseitigt wird. Es sei auch für die Staatsfinanzen fast einerlei, ob die Professoren ihre Gehalte an zwei selbstständigen Universitäten beziehen und die Studierenden in zwei getrennten kleineren Gebäuden, oder in einem, entsprechend grösseren, gemeinsamen Gebäude ihren Studien obliegen.

Darauf erwiderte Se. Exzellenz: „Wir denken nicht an eine utraquistische Universität, was jedoch die Beanspruchung der Staatsfinanzen betrifft, sei die Rechnung nicht ganz richtig.“

Nach diesen Worten wurde die Deputation vom Unterrichtsminister in freundlicher Weise verabschiedet.

Montag am 27. Jänner wurde die Deputation noch vom Herrn Ministerpräsidenten Dr. von Koerber, unmittelbar vor einer Sitzung, empfangen, infolgedessen die Audienz nur kurze Zeit dauern konnte.

Hofrat Prof. Dr. Horbaczewskyj überreichte dem Herrn Ministerpräsidenten nach einer kurzen Ansprache eine Abschrift der dem Unterrichtsminister übergebenen Denkschrift, worauf Se. Exzellenz sich äusserte, dass er der Deputation keine anderen Versprechungen machen könne, als der Ressortminister.

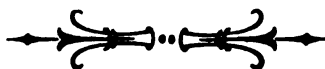
Prof. Dr. Puluj besprach hierauf die Verhältnisse an der Universität in Lemberg und die damit zusammenhängende Massenauswanderung der ruthenischen Studenten.

Hierauf nahm Se. Exzellenz Veranlassung, noch von Strassenkrawallen Erwähnung zu machen, welche laut einer dem Herrn Ministerpräsidenten zugekommenen telephonischen Meldung in Lemberg stattgefunden haben und bei denen das Militär einschreiten musste und bezeichnete die derzeitigen Zustände in Lemberg als „unhaltbar“. Nach diesen Worten wurde die Deputation vom Herrn Ministerpräsidenten verabschiedet.

Prag, am 9. Februar 1902.

Prof. Dr. Puluj.

Hofrat Prof. Dr. Horbaczewskyj.





Valse melancolique.

Novelle von Olga Kobylanska.

(Fortsetzung.)

Sie schleuderte die Sachen zu Boden, zerriß Skizzen, verfluchte ihr Schicksal, das sich als ein Bettelmädchen präsentierte und schwor, lieber gleich erblinden zu wollen, als weiter zu malen.

Ich schritt ruhig hinter ihr her, hob die Sachen auf, nahm ihr die Zeichnungen weg, damit sie ihr neuerdings nicht unter die Hände gerieten und beruhigte sie und sann nach, wie unserem Übel abzuhelpfen wäre.

„Ich werde noch Stunden nehmen, das wird unsere Kassa bereichern und alles wird gut werden,“ tröstete ich sie. „Ich werde Unterricht im Englischen erteilen.“

Sie aber weinte und tobte und klagte immerfort ihre Angehörigen an, daß sie ihr (ihrer Meinung nach) zu wenig Mittel zur künstlerischen Ausbildung verabreichten.

„Stunden aufnehmen? . . . Das fehlte noch. Das werde ich nicht zulassen,“ fiel sie mir heftig ins Wort. „Ich denke, du plagst und mühst dich ohnedies zu viel ab, oder wie? Hinter den Büchern und versimpelnden Schulheften hast du schon alles Gefühl für die Freiheit verloren und machst aus dir eine Maschine. Und jetzt noch mehr Stunden? Das geht nicht. Es ist ein wahrhafter Hohn, solch' ein Leben, und da hatte es sich dazu niemanden anderen auszuwählen gehabt als uns!“

⁴¹⁾ Die übrigen Schlußfolgerungen, die ich aus diesem Gesetze ziehe, welche Till aber ganz übergeht, siehe in meiner Teilpacht, S. III—II5.

„Warum sollte ich nicht noch eine Stunde übernehmen?“ verteidigte ich mich. „Von sechs bis sieben Uhr Abends habe ich noch gerade freie Zeit. Anstatt zu den Vorträgen der Harmonielehre zu gehen, werde ich Anfangsgründe im Englischen erteilen und unser „Kreuz“ nimmt ein Ende. Folge mir Hamme . . .“ bat ich, „sei gut und sage ja . . .“

„Niemals. Lieber verkaufe ich meine Bilder. Das da — und jenes — und j e n e s dort . . .“

Damit konnte ich wieder nicht übereinstimmen. Ich wußte nur zu wohl, was ihr ein jedes Bild bedeutete, wie sie an jedem von ihnen hing und welche eine Bestimmung ein jedes von ihnen hatte. In jedem Bilde steckte, wie sie es einmal selbst erklärte — ein Stück ihrer Seele, und nun sollten sie den gewöhnlichen Weg der Krämerware wandern? Nein, das konnte und durfte ich nicht zulassen. Ich sann auf einen anderen Ausweg. Ich sann und fand etwas. Und zwar: Wir sollten zu uns noch einen dritten Kumpan aufnehmen. Die Verhältnisse würden sich dann bestimmt bessern müssen.

Sie blickte mich eine Weile mit ihren leuchtenden, vom Weinen geröteten Augen erstarrt an und dann schnitt sie rund ab, daß mein Vorschlag ein Unsinn sei.

Gerade jetzt ein fremdes Ding ins Haus nehmen, wo sie beim Beenden des Bildes sei? Eine solche Arbeit erfordere an und für sich die besten Bedingungen! Würde und könne ich denn nie begreifen was „Kunst“ sei und was S c h a f f e n heißt? . . . Bedeutete das etwa eine Kurbel drehen, auf der Maschine nähen, oder einen Strumpf stricken? War ich denn schon wirklich abgestumpft durch fortwährendes Kümmereln, letzteres übrigens dazu erdacht, um systematisch die feinsten Regungen zur freien Entwicklung des Individuums zu ersticken? . . . Jetzt ein fremdes Wesen ins Haus nehmen — das zum mindesten (o, das war nicht zu bezweifeln!) flatsch-süchtig . . . vom Äußeren häßlich, ohne jedweden Künstlerfinnes mit Gewohnheiten, weiß Gott welche unzivilisirten, eine wahre Last sein müßte? . . . Das war reine Verzweiflung.

„Warum muß es denn gleich ein unmögliches Ding sein?“ fragte ich, — schon ein wenig gereizt durch die Ausbrüche der Künstlernatur. „Wir werden ja den dritten Kumpan prüfen, ausprobieren. Wenn er uns nicht entspricht und gefällt — nehmen wir ihn nicht.“

„Ah, wahrscheinlich wirst du ihn nicht aufnehmen; du mit deinem frommen Herzen, welches dir stets gebietet, den Nächsten mehr zu lieben als sich selber!“

„Hamme . . . sei gut!“ bat ich. „Du richtest mich zu Grunde mit deiner ewigen Opposition. Was ist zu tun, wenn es keinen anderen Ausweg gibt? Weißt du etwas Vorteilhafteres, dann lasse es mich wissen und ich bin gerne damit einverstanden; wenn aber nicht, dann lasse mich handeln.“

Sie beherrschte sich, als sie merkte, daß sie mir weh getan. Sie blieb vor ihrem großen Bilde stehen und bitter lächelnd sprach sie:

„Worin opponiere ich dir und wann? Ich folge nur blind meinem Talente, aber solche wie du, Martha — solche wie du — bilden die große Masse, welche solche wie ich unterjochen. Als Masse erdrückt ihr uns einzelne; und wir gehen unter gleich den Blumen ohne Samen durch euch. — Aber du als Individualität, du bist dir dessen nicht bewußt und deshalb verstehst du das nicht.“ Dann näherte sie sich mir mit wenigen Schritten.

„Bist du mir böie, Martuscha?“

Ich gab keine Antwort.

„Und ich sage dir, Martuscha, daß die Herrschaft auf Erden trotz allem dir gehört . . .“

„Geh' hör' auf!“

„Und ich sage dir Martuscha, daß die Herrschaft auf Erden trotz allem dir gehört!“ Und mit plötzlich hervorbrechender Zärtlichkeit mich heftig umarmend, suchte sie mit feuchten Augen Spuren des Zürnens in meinem Gesicht.

Alein ich vermochte ihr nie lange böse zu sein. Ich wußte es nur zu gut — hätte ich ihr in der Tat ernstlich gezürut, sie hätte sich solange nicht beruhigt, bis ich ihr nicht verziehen und zum mindesten ein paarmal nacheinander versichert hätte, daß ich nicht böse sei.

Sie war von ungewöhnlicher Herzengüte. In einem Momente aufbrausend, fast leidenschaftlich, rechthaberisch, vermochte sie schon im nächsten Augenblicke wieder gut und ruhig zu sein. Der Kreis, in dem sie verkehrte, sowie ihre Kolleginnen liebte sie außerordentlich und alle diese tüchtigen und braven Menschen trachteten ihren Wünschen entgegenzukommen und oftmals auch ihren tollsten Launen Genüge zu tun.

Man verehrte sie um ihrer Schönheit und um ihres Talentes, sowie auch um ihrer originellen Einfälle willen.

Sie gehörte verschiedenen Vereinen an, geizte und sparte nie und das ihren Kolleginnen verliehene Geld nahm sie nie zurück.

Zu ihren Schwächen gehörte ihre Vorliebe zur eleganten Kleidung — wie für die Eleganz im allgemeinen überhaupt. Sie nannte solche das dritte Gebot zu den Glücksbedingungen. Dadurch wurde sie oft in der Beurteilung der Menschen ungerecht, aber zur Eleganz zog es sie hin, wie das Kind zum bunten Spielwerk.

„Verlasse dich auf mich, daß ich dir kein unpassendes Material ins Haus bringe und daß weder du, noch dein künstlerisches Milieu durch sein Außeres, oder vielleicht sein Benehmen leiden werdet. Ich werde schon das Richtige herausfinden. Ich verstehe auch etwas!“

„Oho!“ rief sie lächelnd. „Auch „Ihr“ verstehtet etwas? Aber ja. Ihr verstehtet wunderbar den Tee zu richten, besizet alle Eigenschaften einer prächtiger Hausfrau, zukünftigen Gattin und Mutter, Ihr seid ein großartiger Rechenmeister und zukünftiger Familien-Grundstamm. Aber von der Psychologie, den Farben und den Nüancen in der Kunst und Schönheit, davon, meine Liebe — habt Ihr gar keine blasse Idee! — Deshalb fürchte ich auch, Ihr bringet mir einen Elefanten ins Haus. Nach Eurem gütig-frommen Herzen zu urteilen, seid Ihr imstande, die erste beste Nähterin von der Straße aufzugabeln und ins Haus zum „Bunde“ herzuschleppen, wenn sie sich nur mit einem recht frommen Aussehen und dem Zeugnisse der Moral — natürlich der spießbürgerlichen — ausweist.“

„Sorge nicht,“ gab ich zur Antwort. „Ich habe ja doch schon von dir gelernt im Leben die Kunst zu schauen; und was die unsichtbaren Feinheiten im Menschen anbetrifft, so wird diese mein Instinkt herausfühlen. Er war mir immer der beste Leiter.“

„Das will ich sehen!“

„Das wirst du.“

„Aber merke es dir. Wenn diese dritte vom Äußeren unmöglich, d. h. häßlich und ohne Manieren sein wird, so setze ich mich nicht mit ihr zu Tische.“

„Das kannst du tun.“

„Hast du schon jemanden im Sinn, daß du deiner Sache so sicher bist?“

„Nein. Aber ich bin sicher, daß ich ein entsprechendes Wesen finden werde.“

„Nun, dann tue was du willst.“

Ich sagte „nein“, daß ich niemanden im Sinn hatte. Und in der Tat hatte ich niemanden vor; ja ich hatte nicht einmal eine Ahnung, wer diese Entsprechende, Matelloje im Bunde die „dritte“ sein könnte — und dennoch! Dennoch, just in dem

Momente als ich das Wörtchen nein aussprach, tauchte vor meiner Seele ein Mädchenantlitz auf, abgehärtet und mit traurigen Augen, und einen momentlang durchzitterte es mein Inneres seltsam traurig, wie eine Ahnung, wie das Vorgefühl eines noch zu erlebenden Schmerzes, flüchtig . . . und leise und ehe noch Bildnis und Gefühl recht weitere Formen annahmen — schwand es auch schon vorbei. Kannte ich jemanden ähnlichen?

Nein.

Sah vielleicht irgendwo einmal? . .

Es scheint — nein. Vielleicht daß ich irgendwo einmal auf der Straße eine ähnliche Begegnung hatte.

Vielleicht . . .

* * *

Wir stellten im Fenster einen Zettel aus und erwarteten die Dritte. Eines Tages — es war schon im Dezember, lehrten wir beide am Nachmittage von einem Gange zurück und die Frau, welche uns bediente, übergab uns ein Billet, welches, wie sie uns erklärte, von einer Dame komme, die wegen der Wohnung da-gewesen war.

Hanne warf sich gierig auf das Billet, sie riß es fast der alten aus der Hand heraus. „Sonja Doroschenko“ las sie laut durch den dichten schwarzen Schleier, der ihr frisches, schönes Antlitz verdeckte und dann betrachtete sie neugierig das Billet von allen Seiten. Es war schmal und länglich geschnitten und mit Goldrand. Darauf stand nichts außer dem Namen und ein zartes, kaum merkliches Veilchenparfüm irrte uns entgegen . . .

„Wer ist da?“ wandte sie sich neugierig an mich.

Ich zuckte mit den Achseln und ihr das Billet aus der Hand nehmend, las ich gleich ihr den Namen laut „Sonja Doroschenko“ und gleich ihr betrachtete ich das reine Billet neugierig nach allen Seiten herum.

„Wie war sie gekleidet?“ fragte Hanne. „Schön?“

Die Alte zuckte die Achseln. „Weiß ich es denn? Ich habe darauf nicht geachtet. Ich glaube schwarz; glaube — nicht schön. Sie hatte am Kopf über der Mütze einen schwarzen Seidenschawl gebunden gehabt. Einen solchen wie ihn das Fräulein in's Theater nehmen, nur daß er bei ihr schwarz war. Aber im übrigen . . o nein! nicht so schön wie Ihr, meine Töubchen!“ Und bei diesen Worten fuhr sie lieblosend über den Arm Hannens, die ein elegantes, dunkelblaues, mit Pelz verbrämtes Kostüm anhatte und eine ebensolche Mütze und Muff.

„Da hast es! sagte ich es nicht?“ wandte sie sich mit unheilverkündender Stimme an mich. „Das ist eine Nähterin!“

„Wie sah sie vom Angesichte aus?“ fragte ich, die ich mit einemmale Lust verspürte, mich zu wehren.

„Weiß ich es denn? Irgend wie sah sie aus. Nicht schön. Ein abge-härtetes Gesicht mit traurigen Augen . . .“

„Du hörst es?“ Und schon zerrte mich Hanne am Ärmel. „Das ist gewiß eine Nähterin, die ewig an Zahnschmerzen leidet und den Kopf mit einem Shawl um-wickelt! — Was sagte sie, Katharine?“

„Was sollte sie sagen? Nichts sagte sie,“ erwiderte die Alte. „Sie fragte, ob hier Zimmer zum gemeinschaftlichen Bewohnen seien und ob man sie ansehen könne.“

„Und Ihr, Katharine?“

„Nichts. Ich bejahte und zeigte ihr die Zimmer.“

„Und sie?“

„Sie befah die Zimmer, sann nach und fragte, ob sie warm seien. — Denn — sagte sie — sie habe ein Klavier, spiele und vertrage keine Kälte.“

„So — o!“ pläzte Hanne heraus. „Sie habe ein Klavier und vertrage keine Kälte! Gouvernante! Sie denkt, ich nehme sie etwa mit ihrem Kumpelkasten auf? O, „Allogleich“! versteht sich! Ich werde malen, werde mich in meine Arbeit vertiefen und anstatt daß mich die heiligste Ruhe umgibt, werde ich blöde Übungen und wahnwitzige Sprünge auf den Tasten anhören müssen. Nein, danke schön für eine solche Harmonie. Vielleicht wirst du so gütig sein und begreifen, daß es eine Sache der Unmöglichkeit ist, mit zwei Objekten in Kompanie zu treten. — Das ist gewiß eine Lehrerin, die sich den ganzen Tag mit Klübern abplagt und des Abends am Klavier herumphantasiert, um ihre abgestumpften Nerven zu erfrischen. Jetzt weiß ich's. Ein „Chavol über der Mütze, ein abgehärmtes Gesicht mit „traurigen“ Augen . . . schwarze Kleidung . . . wir kennen diesen Typus.“ — Bei diesen Worten öffnete sie angelweit die Zimmertüre und rauschte in ihrem Pseudozorn hinein. Ich blieb noch eine Weile bei der Alten stehen und starrte gedankenlos das Billet an.

Nach einigen Augenblicken erschien die Künstlerin wieder.

„Was stehst du da?“ herrschte sie mich an. „Was willst du noch erfahren?“

„Nichts!“ gab ich zur Antwort.

Mir wurde so seltsam und eigen zu Mute! Ich wollte ihr opponieren. Zum erstenmal im Leben wollte ich ihr Widerstand leisten, und zwar ganz im Ernste und vermochte es dennoch nicht. Wer war sie? Welcher Art Mensch? Der Umstand, daß sie musikalisch war, d. h. spielte — sprach nicht für sie. Wer weiß, wie sie spielte und wie viel sie spielte, und Hanne brauchte in der Tat in ihrer Arbeit Ruhe — ich brauchte Ruhe — was war da zu tun?

„Und was sagte sie noch?“ fragte ich von neuem die Alte.

„Sie sagte noch, daß sie nach zwei Tagen wiederkommen und mit den Fräuleins sprechen wolle.“

„Und mehr nichts?“

„Nein. Ja richtig; noch sagte sie: „Hier ist es schön, hier spricht es die Seele an.“

Hanne riß weit die Augen auf. „Spricht die Seele an!“ wiederholte sie. „Schau, schau . . . Die künstlerische Atmosphäre hat es ihr angetan. Aber — wie war sie gekleidet, Käthe?“ fragte sie und lächelte übermütig.

„Weiß ich denn, wie?“ gab die Alte unfreundlich zur Antwort. „Ich denke irgendwie schwarz . . . sah, daß ein Knopf ihres Paletots schon an einem Faden baumelte und daß die Handschuhe an den Fingern zerrissen oder zernagt waren. Übrigens — was habe ich jeden anzusehen?“ . . .

„Weib!“ wandte sich nunmehr Hanne ernst an mich, „ich nehme sie nicht in den Bund auf. Das ist mein letztes Wort.“ — Und sich abwendend, verließ sie das Zimmer.

Ich versteckte das Billet und ging nach ihr hinein. Wir sprachen nicht mehr davon.

Nachmittags warf Hanne die Schlittschuhe über die Achseln und fuhr auf's Eis und ich ging zur englischen Konversationsstunde.

Bei einer alten Engländerin, die Unterricht im Englischen erteilte, kamen zweimal wöchentlich junge Damen und ebensolche junge Leute und man hielt Konversationsstunden.

Das waren die schönsten Stunden in meinem Leben

Hier kam mir in den Sinn nachzufragen, ob nicht jemand Sofija Doroschenko kenne.

Man kannte sie. Eine liebe, junge Deutsche und ein Student kannten sie. Die liebe Deutsche versicherte, Sofija Doroschenko sei eine höchst feine und anständige Dame und der Student erzählte — sie spiele wunderbar Klavier und bereite sich für's Konservatorium vor. .

Woher war sie?

Man wußte es nicht. Eine Kleinrussin, aber keine hiesige. Und aus ihrem Benehmen sprach Intelligenz und gab Zeugnis, daß sie kein Durchschnittswesen war.

„Sahen Sie sie denn nicht?“ fragte mich die Deutsche. „Sie sitzt ja jedesmal bei den Vorträgen in der Harmonielehre gerade in der zweiten Reihe vor Ihnen . . .“

„Nein, ich sah sie nicht.“

„Man kann sie sogleich erkennen. Sie hält sich so gerade . . . ist etwas mager und hat traurige Augen. Aber nach der Frisur kann man sie sofort erkennen. Sie kämmt sich ganz antique und wickelt um den Kopf zweimal ein schmales Sammetband diademartig um. Überhaupt hat sie ein Profil ganz typus antique. Bei ihr bilden Stirn und Nase eine einzige Linie. — Ich muß sie gewiß gesehen haben . . .“

„Ich habe sie nie bemerkt . . .“

„Dann passen Sie morgen auf; Sie werden sie sehen.“

Als ich nach Hause zurückkehrte, erzählte ich Hannen alles, was ich über sie erfahren.

„Vielleicht sollen wir sie aufnehmen?“ sagte ich.

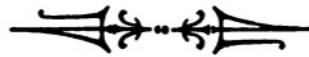
Hanne faltete die Stirn, wollte wie gewöhnlich widersprechen, besann sich aber ein Weilchen und sprach: „Schau' sie dir morgen an und wenn sie übermorgen kommt und sich uns als möglich vorstellt — werden wir sie vielleicht aufnehmen.“

Den nächsten Tag ging ich zum Vortrag der Harmonielehre und schaute nach der Dritten umher.

Ich entdeckte sie. Bald darauf als ich meinen Platz einnahm, erschien auch sie und setzte sich in die zweite Reihe gerade dicht vor mich. Sie saß bewegungslos und hörte dem Vortrage aufmerksam zu. Ich konnte ihr Antlitz nicht voll sehen. Ich sah nur ihr dunkles, saft glänzendes, dichtes Haar, das am Hinterkopfe sorgsam in einen Knoten geschlungen war; ein zweimal um den Kopf gewundenes Sammetband und das Gesicht im Profil. Das Profil war bei ihr in der Tat rein klassisch. Stirn und Nase bildeten eine einzige weiche Linie . . . Ihre herabfallenden Schultern gaben ihr den Anstrich von Bornehmheit und Sicherheit . . .

Ich weiß nicht, weswegen ich sie ohne Unterlaß anstarrte.

(Fortsetzung folgt.)





Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe, Kreuzbänder, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc.** sind **nur** an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, **Gersthofenstrasse Nr. 32** zu senden.



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — **Druck** von Gustav Röttig in Eberburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 8.

Zweites Aprilheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet !)

Galizische und preussische Ausnahmsgesetze.

Jedes Ausnahmsgesetz birgt etwas Unmoralisches in sich, was schon seine Bezeichnung verkündet, die besagt, dass ein Volk, eine Klasse oder eine Partei von dem geltenden Gesetze ausgenommen werden soll. Mit anderen Worten: Das Ausnahmsgesetz ist mutatis mutandis eigentlich nichts anderes als eine Klausel, die in erwünschter Richtung den Herrschenden die Verletzung des Gesetzes erleichtern soll. Es ist dies eine Vergewaltigung, welcher logischerweise andere Missbräuche auf dem Fusse folgen, die Autorität des Gesetzes untergraben, Demoralisation in den Reihen der Bedrückter und die oft masslose Erbitterung bei den Bedrückten hervorrufen. Letztere wird von den Machthabern ausgenützt, um die Miene einer verfolgten oder zumindest bedrohten Unschuld aufzusetzen. Wenn nun die Einschränkung der Freiheit eines fremden Volksstammes von Seiten des Nationalstaates wenigstens den Schein der Notwendigkeit hat — an diese glauben wirklich viele und entschuldigen das Vorgehen der regierenden Kreise durch die Staatsraison — und schliesslich die Erhaltung des einheitlichen nationalen Charakters bezweckt, so ist doch die nationale Unterdrückung eines Volkes durch eine ihrer politischen Existenz beraubte Nation fast unverständlich. Denn der herrschende Teil sollte in einem solchen Falle schon aus Opportunitätsgründen, um mit ruhigem Gewissen sein gutes Recht verlangen zu können, zumindest den Schein der Objektivität und Gerechtigkeit wahren. Deshalb ist die nationale Politik in einem solchen Falle vor allem unmoralisch, sie entbehrt jeder, selbst scheinbaren Begründung, sie kann sich nicht einmal hinter der Staatsraison verbarrikadieren — deshalb muss hier die nationale Politik zu einer Politik der Heuchelei werden, die umso korrumpierender wirkt und Charaktere heranbildet, die sich von keinerlei Prinzipien oder Skrupeln leiten lassen.

In was für Orgien ein solcher Chauvinismus ausarten, zu welcher Verwirrung der Begriffe er führen kann, zeigt uns Galizien, welches sich zur Zeit im Stadium der Ausnahmsgesetze und der Ausnahmsverordnungen befindet. In der heutigen Verwaltung dieses Landes weht der Geist Potockis. Dieser Statthalter hat der ganzen Administration seinen individuellen Stempel aufgeprägt. Nolens volens müssen wir nun dem Herrn Grafen einige Worte widmen, zumal sein ganzes Schalten und Walten zum grossen Teile unserem Volke gilt und die Geschichte seiner Herrschaft mit fetten Lettern auf unsere Schultern geschrieben wird.

„Es wäre höchst unpassend, wenn ein Herr eine Dame nach ihrem Alter fragen wollte,“ — also stand vor einiger Zeit in einem gelesenen Familienjournal. Es wäre ebenso „unpassend“, den Herrn Potocki nach seinen ethischen Prinzipien oder gar nach seiner politischen Moral zu fragen. Wenn wir auch weder Lust noch Zeit haben, in der Biographie des Herrn Grafen zu wühlen, wollen wir doch auf den Zusammenhang zwischen seinem früheren Tun und Wollen einerseits und seinen jetzigen grossen Taten anderseits hinweisen. Denn Graf Potocki ist sich konsequenterweise treu geblieben. In Österreich erwarb sich Graf Andreas Potocki dadurch die Berühmtheit, dass er auf ein fremdes Los den Haupttreffer (300.000 Kronen) gewann und erst nach langwierigen Prozessen zur Rückgabe der unrechtmässig erworbenen Summe vom obersten Gerichtshof gezwungen wurde. Ausserdem war er jüngst in eine äusserst unangenehme Steueraffaire verwickelt. Er hat protokollarisch sein jährliches Einkommen (welches allgemein auf 2,090.000 Kronen eingeschätzt wird) auf 200.000 Kronen angegeben. Daraufhin wurde eine Einkommensteuer von 8920 Kronen jährlich bestimmt. Dagegen erhob jedoch die Steuerverwaltung einen Einspruch. Die Schätzungskommission gab nun zu, das jährliche Einkommen des Grafen Potocki betrage 860.000 Kronen (also mehr als viermal so viel, als er selbst zu Protokoll gegeben) und stellte den Antrag auf Erhöhung der Steuer auf 21.800 Kronen. Schliesslich wurde entsprechend dem Willen des Grafen Potocki ein goldener Mittelweg gefunden und seine Einkommensteuer auf 11.800 Kronen bemessen. Nachdem Graf Andreas Potocki seine Verwaltungstüchtigkeit, sein Rechts- und Pflichtgefühl in einer so unzweideutigen Weise zu erkennen gegeben, wurde er bald darauf von Dr. Koerber zu einer wichtigen Mission ausersehen: er wurde nämlich zum Statthalter und als solcher zum Chef der galizischen Steuerbehörde ernannt.

Nun beginnt in der Verwaltung Galiziens die Ära der Ausnahmsukase. Damit die Ruthenen über die Missbräuche der Verwaltungsbehörden nicht klagen können, soll die gewalttätige Polonisierung Galiziens, sowie die Herrschaft der Schlachta hinter gesetzlichen Bestimmungen und allerlei Verordnungen verschanzt werden. Den Anfang macht der, zur Zeit als Graf Potocki Landmarschall war, eingebrachte und letzthin von der polnischen Majorität angenommene Gesetzentwurf über die Monopolisierung der Arbeitsvermittlungsbureaux; — das ist ein antiruthenisches Ausnahmsgesetz par excellence. Es soll nämlich beim Landesausschuss, der sich in den Händen der Schlachta befindet, ein Zentral-Arbeitsvermittlungsbureau gegründet werden. Diesem werden Bezirks- und Gemeindebureaux unterstehen und alle bereits bestehenden Arbeitsvermittlungen müssen derart reorganisiert werden, dass sie Glieder in der grossen Kette bilden. Sie können aufgelöst werden, sobald sie den Tendenzen des Zentralbureaus nicht entsprechen. Das letztere ist die alleinige Vermittlerin des In- und Auslandes. Auf diese Weise wird also die Schlachta zur einzigen Vermittlerin zwischen Arbeitsgebern und Arbeitssuchern und beide werden von ihr abhängig sein.

Abgesehen davon, dass es sich hier um die Schaffung einer eminenten nationalpolitischen Organisation im schlachzizischen Sinne handelt*), verfolgt das Gesetz den Zweck, die ruthenischen Bauern an die Scholle zu binden, sie zu einer trägen Masse zu gestalten. Bezeichnend ist es, dass diesen Gesetzentwurf gerade der Augenblick geboren, als die ruthenischen Feldarbeiter anfangen, zu Saisonarbeiten nach Deutschland auszuwandern. Diese Emigration könnte sowohl zur kulturellen, wie auch zur wirtschaftlichen Emanzipation des ruthenischen Bauers viel beitragen. Er würde neue Einrichtungen, unbekannte und ungeahnte Verhältnisse kennen lernen, würde einsehen, dass die Allmacht der Schlachta doch nicht grenzenlos sei, u. s. w., u. s. w. Man könnte annehmen, dass die Herren Schlachzizen, die über die angeblichen Exzesse der streikenden Feldarbeiter klagten, diese Bewegung (das Auswandern) der ruthenischen Bauern nur willkommen heissen werden, — aber weit gefehlt! Während der Auswanderung der polnischen Feldarbeiter keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, wollte man den Ruthenen keine Bewilligung zur Errichtung eines Arbeitsvermittlungsamtes erteilen und die ruthenischen Feldarbeiter wurden massenhaft auf den Bahnhöfen arretiert. Das waren die Vorposten des erwähnten Ausnahmsgesetzes. Da dasselbe aber, wie polnische Blätter triumphierend berichten, demnächst der Krone zur Sanktion vorgelegt werden soll, traf Graf Potocki alle Vorkehrungen, damit das Gesetz unverzüglich in Kraft treten und dem erwünschten Zwecke dienlich sein könne. An alle ihm unterstehenden k. k. Bezirkshauptmannschaften erliess der Statthalter von Galizien zu Anfang dieses Monats einen Ukas, in welchem die k. k. Verwaltungsbehörden aufgefordert werden, die ruthenischen Bauern von der Auswanderung nach Deutschland abzuhalten. Es wurden allsogleich 700 ruthenische Saisonarbeiter an der Grenze angehalten und nachhause zurückgeschickt. Das offiziöse Statthaltereiorgan erzählt die Vorgeschichte dieses antiruthenischen Erlasses wie folgt:

„Die k. k. Statthalterei befragte im amtlichen Wege die k. u. k. österr.-ung. Konsulate in Deutschland, ob und was für Arbeiter dort heuer Verwendung finden könnten. Die Konsulate antworteten daraufhin mit seltener Einmütigkeit, es sei zwar kein grosser Arbeiterbedarf, insoferne aber die Nachfrage existiere, beziehe sich dieselbe nur auf die polnischen Arbeiter aus Westgalizien, die sich dort seit Jahren des besten Rufes erfreuen und dort tatsächlich sehr begehrt werden. Was die ruthenischen Saisonarbeiter anbelangt, so können diese auf die Arbeit in Deutschland nicht rechnen.“

Wir haben es da also auch mit einer Agitation durch die österreich.-ung. Konsulate zu tun, die ebenfalls darauf hinausgeht, die Auswanderung der ruthenischen Bauern nach Deutschland zu verhindern. Nicht ohne Interesse wäre es, zu erfahren, inwieferne die Angaben der Statthalterei und der Konsulate auf Wahrheit beruhen. Es wäre wohl überflüssig, hier hervorzuheben, dass der Potockische Ukas in ruthenischen Kreisen grosse Erbitterung erzeugte und dass die ganze ruthenische Presse ohne Unterschied der Partei gegen diese Massnahmen energisch protestiert. Wir wollen hier die Stimme des polnischen „Kurjer Lwowski“ anführen. Es ist das ein ultra-patriotisches Blatt, Organ jener Partei, die gegen die Errichtung des ruthenischen Gymnasiums in Stanislaw stimmte und gemeinsam mit anderen polnischen Chauvinisten den unmittelbaren Anlass zum exodus ruthenischer Abgeordneter aus dem galizischen Landtage gab,

*) Vergl. Ruth. Rev., II. Jahrg., Nr. 4, S. 84—86, N. 5, S. 97—99.

also keinesfalls ruthenenfreundlich ist. Der „Kurjer Lwowski“ schreibt wörtlich:

„Der Krakauer Czas begrüßte mit sichtlich Befriedigung die Verordnung des Grafen Potocki. Wir, für unseren Teil, halten es nicht für geboten, zweierlei Mass in Bezug auf die Bevölkerung Ostgaliziens und auf die Westgaliziens anzuwenden. Wir glauben, dass die Freigebung der Erwerbsemigration in Westgalizien und die Verhinderung derselben in Ostgalizien den Ruthenen einen berechtigten Anlass zu Anklagen geben werde; und die Verwaltungsbehörden sind doch nicht berufen, den nationalen Antagonismus zu verschärfen. Vom Standpunkte der bürgerlichen Freiheit aus dürfen wir nicht gleichgiltig zuschauen, wie Tausende von Arbeitern von der Erwerbsemigration zurückgehalten werden, während dasselbe den polnischen Bauern gestattet wird. Das zwangsweise Zurückschicken ruthenischer Arbeiter von der Grenze setzt dieselben grossen materiellen Einbussen aus . . . Die Aktion in dieser Richtung kann von einem unvoretheilhaften Einfluss auf die Arbeitsvermittlungsbureaux sein und das Misstrauen der Ruthenen zu denselben noch vergrössern. Denn wie können sie zu dieser Institution Vertrauen haben, wenn bereits jetzt die ruthenischen Bauern mit Gewalt zurückgehalten werden — und diese Taktik wird nach Einführung der Arbeitsvermittlungsämter noch verstärkt werden.“

Im ähnlichen Sinne äussern sich auch andere polnische Blätter, die vom taktischen Standpunkte aus das gewaltsame Eingreifen des Statthalters nicht für geboten halten. Der grössere Teil der polnischen Presse aber ist vom Potockischen Ukas geradezu entzückt. Es ergibt sich nun die Frage: Was würden die polnischen Patrioten sagen, wenn der preussische Minister des Innern oder der Chef der Verwaltungsbehörde in Posen ein ähnliches Zirkulär erlassen oder gar, wenn das preussische Abgeordnetenhaus ein analoges Gesetz gegen die Freizügigkeit polnischer Arbeiter beschliessen würde? Was für einen Höllenlärm würde man da in der ganzen europäischen Presse schlagen! Welche Klagen, welche Freiheitsphrasen würden wir aus dem Munde der galizischen Machhaber zu hören bekommen!

Es ist wahr, auch Preussen hat antipolnische Gesetze, jedoch diese haben den Polen, wie jüngst ein polnischer Abgeordneter im Reichstag zugeb, nicht viel Leid angetan. Nebstbei muss bemerkt werden, dass, während im preussischen Abgeordnetenhaus oft nur eine knappe Majorität für ein antipolnisches Gesetz zu haben ist, im galizischen Landtage alle polnischen Parteien, sowohl die konservativen, wie auch die demokratischen, immer geschlossen gegen die Ruthenen stimmen. Es ist sonnenklar, dass die nationale Bedrückung niemals ein Volk in dem Masse schädigen kann, wie die kulturelle und wirtschaftliche. In keinem Gebiete des ehemaligen Polens ist aber das Bildungsniveau der breiteren Volksschichten so hoch wie in Preussisch-Polen: die Preussen haben das arme, beinahe verwüstete Land mit Schulen besät, dasselbe wirtschaftlich gehoben, einen gebildeten Bürgerstand geschaffen, — kurz und bündig: sie haben den Polen eine feste Grundlage der nationalen Existenz gegeben. Wenn nun auch nationale Ausnahmsgesetze dort geschaffen werden, breitet sich daselbst doch das Polentum aus, dessen Kräfte können durch keinerlei Massnahmen unterbunden werden. Wenn wir uns in einer analogen Lage befinden würden wie die preussischen Polen, wenn die polnischen Machhaber das ruthenische Ostgalizien so behandeln würden wie die Preussen ihre polnischen Provinzen, könnten wir zweifellos auch allen Ausnahmsgesetzen trotzen, denn die nationale Unterdrückung allein könnte uns gewiss nicht tödliche Wunden schlagen! Was für Wohltaten der polnischen Wirtschaft haben aber wir galizische Ruthenen zu verzeichnen! Unser Landesteil wurde zu einer Brutanstalt von Analphabeten gemacht, wirtschaftlich gänzlich

devastiert, für unsere Gelder werden im polnischen Landesteil Strassen gebaut und allerlei Investitionen vorgenommen und zu guterletzt werden wir als Heloten an die Scholle gebunden. Die Polen werden also in Preussen national unterdrückt — die Ruthenen in Galizien national, wirtschaftlich und kulturell zugleich. Wir sind Gegner jeder Unterdrückung, jedes Ausnahmsgesetzes, ob dasselbe preussischer oder polnischer Herkunft ist und haben unseren Standpunkt eingangs klargelegt. Daher können wir die gegen uns gerichteten Ausnahmsmassregeln deshalb, weil sie von unseren slavischen Brüdern stammen, noch nicht als Vorbild der Gerechtigkeit betrachten.

R. S e m b r a t o w y c z.





Valse melancolique.

Novelle von Olga Kobylanska.

(Fortsetzung.)

Es zog mich förmlich zu ihr und zwang mich, gleichsam ihr mein ganzes Wesen zu Diensten zu stellen oder auch noch mehr: ihr alles Licht meiner Seele zu schenken, sie mit ihm zu erfüllen . . . Ich weiß selber nicht, was mich so sehr zu ihr hinzog . . .

Wenn sie sich doch umkehren wollte . . . wenn sie sich doch umkehren wollte! dachte ich ein un's anderemal. Hatte ich sie nie vorher gesehen? Ich muß sie gesehen haben, da sie stets in der zweiten Reihe den Platz vor mir hatte. . . Wenn sie sich doch umkehren wollte.

Sie wandte sich um. Just in demselben Augenblicke wandte sie sich zum erstenmale an diesem Abend um, und sah mir gerade ins Gesicht. — Mit großem, erstauntem, beinahe fragendem Blick . . . Ich ward verlegen und senkte die Augen.

Sie wandte sich nicht mehr an diesem Abend um.

Nach der Stunde verließ sie schneller den Saal und ich verlor sie aus den Augen.

Den nächsten Tag gegen sechs Uhr nachmittags saßen wir beide schweigend in der Dämmerung.

Im Zimmer war es still. Im Kamin brannte das Feuer laut und der Flammenschein fiel als rötlicher Schatten vor den Kamin und auf die Ottoman, auf welcher jetzt die Künstlerin in ihrer ganzen Länge ausgestreckt lag.

Sie war bis zum äußersten gereizt und aufgereg.

Sie hatte um ein Stipendium eingereicht und mit Bestimmtheit gehofft, solches zu erhalten und wurde — abgewiesen! Anfangs wollte sie es gar nicht glauben. Sie, das Glückskind, hatte nicht erreicht, was sie erstrebt und gewünscht! — Als sie sich jedoch von dem Unabänderlichen überzeugte, weinte sie ihr starkes, leidenschaftliches Weinen bis zur Ermattung, bis sie blaß wurde. — Hernach spottete sie darüber und über sich selber und zuletzt verfiel sie in eine gereizte Stimmung und

⁵³⁾ Randa, Besitz, § 2; Unger, System, I, § 68; Krainz, System, I, § 167.

unterbrach von Zeit zu Zeit die Stille mit Fragen an mich oder mit einer Art Monologen.

Ich saß schweigend beim Fenster und blickte auf die Straße hinaus.

Auch ich war niedergeschlagen.

Ein junger Professor, der auch zu den englischen Konversationsstunden kam, begann sich um die junge Deutsche zu interessieren und schien gleichsam zu vergessen, daß er bis nun fast nie mit jemand anderem gesprochen als mit mir, daß wir die besten Freunde waren und daß alle unsere englisch begonnene Konversation regelmäßig in kleinrussischer Sprache endete, weil wir gar so viel einander zu sagen hatten, es uns im Englischen oft an Ausdrücken fehlte — und wir uns demnach stets beeilen mußten, weil die Stunde so entsetzlich schnell verrann!

Weshalb war er nun so undankbar? . . . Die junge Deutsche beherrschte das Englische nicht so gut wie ich. Freilich lud sie ihn immer, bei jeder Gelegenheit zu sich ein und versprach die verschiedensten Werke aus der Bibliothek ihres Vaters (Rektors der Universität) zu leihen — und ich, die schon fünfzig Schritte vor ihm blutrot wurde — vermochte dies nun und nimmer! — Was hätte er sich gedacht? Was hätte Hanne dazu gesagt? . . . O Hanne! sie hätte nicht gelacht wie über die erste beste Blumpheit meinerseits. Nein! sie hätte bloß die Lippen gekrümmt und einfach gesagt: „Marthe . . . du fühlst schon etwelche R e g u n g e n? Freilich, du bist ja schon über die zwanzig, ergo muß der Kopf rasch unter die Haube gesteckt werden!“ Nein, wie gut wir auch sonst in allem übereinstimmten und wie wir uns auch liebten, aber in dem gingen wir weit auseinander! Sie hatte viele Verehrer, aber selber hatte sie nie geliebt. Sie vermochte stundenlang von ihnen zu reden, an ihnen bewundernd, was schön und verehrungswürdig war, die Eigenschaften ihrer Wesen geradezu analysierend — aber die Liebe versing sich nie an ihr. Im Gegenteil. Sie lachte sie manchmal alle wie junge Knaben aus. Und gar wenn sie eine Arbeit begonnen, da durfte man ihr mit solchen Dingen gar nicht vor die Augen kommen . . .

Ich weiß nicht, ob das die Geleze der höheren Kunst erfordern oder ob es etwas anderes ist — aber ich kann nicht so fein wie sie. Die geringste Schönheit macht auf mich Eindruck und ich lasse mich von ihr beeinflussen, ohne ihr auch den mindesten Widerstand entgegenzusetzen. Sie ist eine Künstlerin und fordert weiß Gott was, aber — auch an sie wird einmal die Reihe kommen.

Und wenn sie kommt . . . O Hanne . . . Hanne! Dein Weinen selber wird dich vernichten!

Die Kunst ist ein großer Mann, aber ich möchte sagen — die Liebe ein noch größerer. Der Professor, welcher zu jeder Konversationsstunde kommt . . .

„Weib!“

Ich fuhr erschrocken zusammen.

„Was gibt es, Hannetschlo?“

„Warum schweigst du so beharrlich?“

„Was . . . soll ich . . . sagen? Du fragst . . . auch um nichts.“

„Ich frage nicht, aber sprechen kannst du darum immer noch. Du laufst mir zu gierig auf diese englischen Konversationsstunden und lehrst mir zu erregt zurück. Gewiß hast du dich schon dort in irgend jemanden vergafft. Ich errate es an dir. Schäme dich . . . just inmitten der Studien . . . und du zertriebst vor Gefühl!“

Ich saß wie mit brühheißem Wasser übergossen, wie vernichtet.

Sch o n w u ß t e s i e e s !

„Hanne . . .“

„Vielleicht ist es nicht wahr? Dir möchte es auch ein Blinder ansehen und

nicht erst — ich. Aber ich sagte es dir einmal nicht umsonst: Die Herrschaft auf Erden gehört dir!“

Dann lachte sie spöttisch auf.

„Ich wollte gern, ich wäre wie du, das heißt, besäße gern solche seelische Organe, mit denen ich gleich dir meinen Verstand zu verblenden vermöchte. Aber nein! Ich werde ohne das heiraten. Wenn mir noch einmal so etwas wie heute mit dem Stipendium passiert, so bin ich imstande, dem ersten besten wohlhabenden Menschen, der mir in den Weg kommt, die Hand zu reichen, um mich hernach um so inniger der Kunst hinzugeben . . .“

„Hanne!“

„Was denn?“ fragte sie kühl.

„Du sprichst so . . . und ‚ohne Liebe‘? Du, eine Künstlerin, brädest es über dich, ohne Liebe zu heiraten?“

„Eben deshalb, weil ich Künstlerin bin. Eben deshalb, weil ich in meiner Brust außer einem Herzen auch noch eine andere Kraft trage.“

„ . . . O Marthe!“ rief sie plötzlich mit erstickter Stimme, mit den Händen die Haare wild aufwühlend, „du weißt nicht, wie man das Lieben kann, was Menschen mit dem Namen „Kunst“ bezeichnen, welches in uns lebt und wohnt und unsere Seele ausfüllt; das irgendwie in uns wach wird, großwächst, uns beherrscht, uns keine Ruhe läßt und aus uns seine Arbeiter und Statisten macht! Es ist so etwas Mächtiges und Starkes, daß das persönliche Glück davor zusammenschrumpft und nicht imstande ist, im Menschen mit ihm das Gleichgewicht zu erhalten. Mit feinem launenhaften Wesen zerstört es das persönliche Glück just in dem Momente, wo es Treue geschworen. — Diese Welt nun in sich zerstören, um nur allein für einen Menschen und Kinder zu leben? . . . Dies ist nicht möglich . . . Die Liebe ist auch nicht treu . . . Mir ist dies nicht möglich . . . Demjenigen ist es nicht möglich, der die wahre Kunst in der Seele trägt!“

„Hanne . . . und wenn du lieben solltest?“

„So was! . . .“ rief sie gereizt ungeduldig. „So werde ich Lieben. Ist denn das schon das Schrecklichste auf Erden? Sodann werde ich ein Lebendes Bild Lieben. Das eine, das zweite, das dritte. Wenn sie nur genug schön sind, genug hinreichend und meiner Liebe und meiner würdig, wenn sie nur voll großer überwindender und origineller Motive sind und — Lieben . . . Lieben das ist Kleinigkeit! Ich erwarte dies Aufblühen der Seele . . . vielleicht schaffe ich jener Periode zu Ehren ein großes Gemälde.“

Dann lehrte sie sich zur Wand um und nach einer kurzen Weile hörte ich, daß sie von neuem weinte.

Mich überkam die Angst.

Ich fürchtete immer sehr dergleichen Szenen.

Es gab viel Dinge, die sie schrecklich leicht nahm, kaum daß sie sie mit den Flügeln ihrer launenhaften Seele berührte, wo andere vor ihrer Wichtigkeit zu Boden fielen — aber in der Kunst war sie ernst und tief wie das Meer . . .

Und es war schwer mit ihr zu irgend einem Schlusse zu gelangen. Sie bekriegte mich stets mit Argumenten, die — wenn sie auch im allgemeinen nicht anerkannt wurden — im Grunde doch richtig waren.

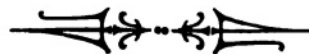
„Womit willst du mich beruhigen?“ fragte sie mich mit großem, flammendem, fast drohendem Blick. „Mit Sentimentalitäten? Mit warmen Phrasen willst du mein Gemüt besänftigen? Legen wir unseren Seelen keine Masken an. Du und ich — wir beide wissen es, daß ich im Interesse der Kunst ins Ausland fahren muß! Ich muß es, ich muß!“

Nach einigen Augenblicken erhob sie sich lebhaft von der Ottoman und begann im Zimmer auf- und abzugehen, wobei sie sich nervös die Hände rieb, was bei ihr stets ein Zeichen der größten Verzweiflung war. Es sah aus . . . als müßte sie im nächsten Moment gegen die Wand rennen und sich daselbst den Kopf zerschlagen . . .

Ich zündete eine große Lampe, die inmitten des Zimmers hing, an und das Licht brach gleichsam die kritische Situation, indem es sich über alle Gegenstände des Zimmers sauft ergoß und nur die Winkel des Zimmers dunkel ließ. Daselbst standen Seidenfauteuils, hohe unbewegliche Blattpflanzen, große Voketts und weiße Marmorbüsten.

Jemand klopfte.

(Fortsetzung folgt.)





Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc. sind **nur** an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, Gersthofenstrasse Nr. 32 zu senden.



Alle Ruthenen und Ruthenenfreunde seien auf das am 12. Mai stattfindende Konzert zu Ehren unseres großen Nationaldichters Schewtschenko aufmerksam gemacht! Näheres bringt die nächste Nummer!

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Nöttig in Ödenburg.
Eigentümer: Laß ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 9.

Erstes Maiheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet !)

Die geistige Wiedergeburt der Ukraine und der kaiserliche Ukas vom Jahre 1876.

Von Zeit zu Zeit dringen in die europäische Presse kurze Nachrichten aus Russland, die vielen unklar, fast unverständlich vorkommen und deshalb meistens unbeachtet bleiben. So liest man beispielsweise, dass dem Kaiser Nikolaus II., bei dessen Thronbesteigung vom greisen Kijewer Schriftsteller Koniskyj ein Petikum — betreffend die Abschaffung des Ukas vom Jahre 1876 — überreicht wurde; dass diese oder jene südrussische Landschafts-Vertretung (Semstwo) beschlossen habe, die Wiedereinführung der ruthenischen Sprache in den Volksschulen zu verlangen; dass dieser oder jener Ruthene um die Bewilligung der Herausgabe einer Zeitung in erwähnter Sprache petitioniert habe, dessen Gesuch jedoch abschlägig beschieden wurde, u. s. w. Letzthin vermehren sich solche Nachrichten von Tag zu Tag. Am 20. Jänner laufenden Jahres übersandte der ruthenische Gelehrte, Hochschul-Professor Dr. J. Puluj, an das Hauptdepartement für Pressangelegenheiten in Petersburg ein Gesuch um Zulassung der von der britischen Bibelgesellschaft herausgegebenen heiligen Schrift in ruthenischer Sprache. Ein ähnliches Ansuchen des Prof. Dr. Puluj vom Jahre 1881 wurde im ungünstigen Sinne erledigt. Die Frau des verstorbenen Schriftstellers Kulisch (Übersetzer der heiligen Schrift) unterbreitete eine analoge Petition persönlich der russischen Kaiserin. Der Stadtrat von Poltawa*) erhob gegen das Verbot des

*) Hauptstadt des Gouvernements gleichen Namens.

öffentlichen Gebrauches der ruthenischen Sprache eine Anklage an den Senat. In den beiden letzterwähnten Fällen steht die Entscheidung bevor.

Um nun diese verwickelten, spezifisch russischen Verhältnisse besser beurteilen zu können, müssen wir in aller Kürze die Vorgeschichte des Verbotes der ruthenischen (ukrainischen) Sprache erzählen.

Nach der Vernichtung der Autonomie Ukrainas und deren Einverleibung dem russischen Reiche unter dem hochoffiziellen, jedoch unhistorischen Namen „Kleinrussland“ — glaubte man, das grosse Russifizierungswerk besiegeln und über das ruthenisch-ukrainische Volk zur Tagesordnung übergehen zu können. Die nationale Miliz wurde ja unter Katharina II. aufgehoben, das ständige Militärlager Sitsch ruiniert und der Frondienst eingeführt. Die russische Staatskunst feierte also Triumphe, denen die klugen russischen Diplomaten nachträglich ein panslavistisches Gewand anlegten. Das Werk Katharina II. wurde bekanntlich später zum „Triumph der slavischen Idee“ umgestempelt. Eine Zeitlang schwieg das unterjochte Volk und verhielt sich apathisch den Bestrebungen der Intelligenz gegenüber. Und wenn auch im Jahre 1791 der Kijewer Adelsmarschall Kapnist den preussischen Minister Hertzberg um Hilfe für seine Konnationalen ersuchte, die durch den Vertragsbruch*) seitens der russischen Regierung aufs äusserste gereizt waren — so war das keine Aktion des ganzen Volkes mehr, sondern nur einer Gruppe ukrainischer Patrioten.

Jedoch die Freude der russischen Regierung über den lethargischen Schlaf des ruthenisch-ukrainischen Volkes sollte bald zerstört werden. Die Ukraine blieb von der allgemeinen geistigen Bewegung Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts nicht unberührt. Vorerst machte sich die nationale Wiederbelebung auf dem Gebiete der schönen Literatur bemerkbar. Da der grösste Teil des ruthenisch-ukrainischen Volkes im heutigen Südrussland wohnt, so ist es nur erklärlich, dass hier diese Wiederbelebung angefangen hat und erst später nach Galizien und nach der Bukowina übergegangen ist. Das grillenhafte Schicksal wollte, dass gerade jene ukrainische Stadt, bei welcher Peter der Grosse den ukrainischen Hetman Mazepa schlug und seine Herrschaft über die Ukraine befestigte, dass es gerade Poltawa war, die den Schöpfer der neuen Periode der ruthenisch-ukrainischen Literatur hervorbrachte. Iwan Kotlarewskyj (geboren zu Poltawa 1769) gab im Jahre 1798 seine berühmte Travestie der Äneis heraus — dieses Jahr ist ebenso, wie das ganze Leben und Wirken Kotlarewskyjs in der Geschichte der nationalen Wiederbelebung des ruthenisch-ukrainischen Volkes epochemachend. Auch nach Kotlarewskyj schrieben zwar eine Zeitlang hervorragende ruthenische Talente — wie Kapnist, Karasin, Hnidytsch, Pohorilskyj, Gogol — russisch und dachten nicht an die Nationalliteratur ihres Volkes. Jedoch das

*) Perejaslawer Vertrag, durch welchen die Autonomie der Ukraine garantiert wurde.

Auftreten Kotlarewskyjs war bahnbrechend, sein Geist, seine Schreibweise beherrschten längere Zeit die ruthenisch-ukrainische Literatur. Seinen Fusstapfen folgte bald eine ganze Generation von begabten Schriftstellern. Deren romantisch angehauchte Versuche trugen aber noch immer den Stempel der Schüchternheit und des nationalen Dilettantismus, der den aggressiven Anmassungen des Panrussentums gegenüber nicht immer standhalten konnte. In diese, zum grössten Teil noch einseitige, literarische Bewegung brachte erst der grösste ukrainische Dichter, Taras Schewtschenko, einen frischen, energischen Zug. Schewtschenko war die genialste Verkörperung der nationalen Traditionen und der in den breiteren Volksschichten schlummernden — der neuen Sachlage entsprechenden — Bestrebungen. Das war ein Dichter, der nicht nur die mit Ruhm bedeckten Gräber der grossen Vorfahren besang, sondern auch die jüngeren Generationen zum wirklichen und würdigen Leben rief. Der mächtige, energische Protest gegen jede Bedrückung, jede Tyrannei, die leidenschaftliche Liebe zur Ukraine, die unausrottbare Hoffnung auf deren Auferstehung, vereinigten sich bei Schewtschenko zu einer verlockenden, hinreissenden Melodie, die seiner Dichtung einen unbezwingbaren Zauber verliehen. Der Widerhall seiner in Begeisterung schwingenden Stimme erscholl in allen ukrainischen Landen, vom Kaukasus bis zu den galizischen und Bukowinaer Karpathen. Überall erstanden neue Kämpfer für die von Schewtschenko gepredigten Ideale. Erschreckt, zum Teil verblüfft, sahen die Trabanten der russischen Regierung den Geschehnissen zu . . . Alsobald ereilte den Dichter und deren Freunde der Arm der strafenden panrussischen Gerechtigkeit — sie wurden sämtlich deportiert. Jedoch man irrte sich, wenn man glaubte, in den Wüsteneien Sibiriens, im sibirischen Schnee, mit den ukrainischen Schriftstellern auch die von denselben vertretene Sache begraben zu können. Die nationale Wiederbelebung der Ukraine konnte auch durch weitere Verbannungen nicht mehr aufgehalten werden.

Aber der nationalen und kulturellen Wiedergeburt jenes Volkstammes, dessen Entvölkerung als erste Vorbedingung der Verwirklichung der schönsten Träume russischer Panславisten von der politischen Vereinigung und nationalen Verschmelzung aller Slaven galt — dieser Wiedergeburt wollten die Träger der panrussischen Idee mit verschränkten Armen nicht zusehen. Sie konnten ja nicht dulden, dass ihre mit so viel Mühe durchgeführte Russifizierungsarbeit — wie die Aufhebung der Autonomie der Ukraine, Vernichtung des ruthenischen Schulwesens etc. — die ihnen wenig Ruhm und viel Hass eingetragen, anstandslos rückgängig gemacht werde. Und so verstanden sich die Träger der russischen Staatsidee zu einem Unternehmen, das an Kulturfeindlichkeit alle Massnahmen der wildesten Völker übertrifft und ohne Beispiel in der Geschichte der Menschheit dasteht. Im Jahre 1876 wurde nämlich folgendes kaiserliches Dekret erlassen :

„Der Kaiser und Gebieter geruhen allergnädigst zu befehlen:

- I. Die Einfuhr in die Grenzen der Monarchie — ohne spezielle Bewilligung der Oberpressbehörde — jeder Art der im Auslande herausgegebenen ruthenischen Druckschriften zu untersagen.
- II. Innerhalb der Monarchie ist das Drucken und Herausgeben von Originalwerken und Übersetzungen in dieser Sprache zu verbieten, mit Ausnahme: a) von historischen Dokumenten; b) von Werken aus dem Bereiche der schönen Literatur, unter der Bedingung aber, dass bei Veröffentlichung der historischen Dokumente die Orthographie des Originals, bei belletristischen Werken ausschliesslich die russische Rechtschreibung angewendet wird. Dass ferner die Bewilligung des Druckens ruthenischer Bücher nicht anders, als nur nach Prüfung der Handschrift von der Oberpressbehörde erteilt wird.
- III. Ebenso sind Bühnenvorstellungen jeder Art und Vorträge in der ruthenischen Sprache, sowie die Drucklegung ruthenischer Texte in Musiknoten zu verbieten.

Chef des Hauptdepartements für Pressangelegenheiten :
Grigorjew.“

Dieser Ukas wird mit beispielloser Strenge gehandhabt; neulich wurden sogar die ruthenischen Vermählungsanzeigen in Kamientiec Podolski konfisziert. Im slavischen Riesenreiche, woselbst Zeitungen in allen möglichen Sprachen — in französischer, deutscher, russischer, polnischer, litauischer, finnischer, armenischer, hebräischer, georgischer, tartarischer u. a. — erscheinen, darf heute, am Anfang des 20. Jahrhunderts, kein einziges ruthenisch-ukrainisches Blatt herausgegeben werden. Selbst die literarisch-wissenschaftliche Revue „Kijewskaja Starina“ muss in russischer Sprache publiziert werden und darf nur die belletristischen Beiträge in ruthenisch-ukrainischer Sprache veröffentlichen. Jede noch so unschuldige, in Galizien herausgegebene Publikation, ja sogar die von der britischen Bibelgesellschaft herausgegebene ruthenische Übersetzung der heiligen Schrift wird von den Grenzen des slavischen Riesenreiches ferne gehalten. Zum besseren Verständnisse sei erwähnt, dass von der genannten Gesellschaft die heilige Schrift in 420 Sprachen und Mundarten herausgegeben wurde, von all diesen Übersetzungen aber nur die ukrainische auf ein Verbot gestossen ist. Im Jahre 1901 wurden in Russland allein 592.627 Exemplare der heiligen Schrift in 36 Sprachen verkauft. Im Zarenreiche sind folgende Übersetzungen gestattet: die russische, polnische, tschechische, bulgarische, slovenische, englische, deutsche, französische, griechische, lateinische, italienische, rumänische, dänische, schwedische, finnische, armenische, arabische, hebräische, im jüdisch-deutschen Jargon, estonische, lettische, chinesische, japanische, persische, türkische, tartarische, jakutische, georgische u. a. Also Übersetzungen in den verschiedensten Sprachen sind in Russland zugelassen, nur die in der Muttersprache des grössten nicht russischen Volkes in

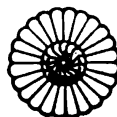
diesem Staate ist verboten! Schon dieser Umstand allein wirft ein schönes Licht auf die Zustände im Reiche des Friedens-Zaren. Eine sub I., jedenfalls nur pro forma erwähnte „spezielle Bewilligung der Oberpressbehörde“ wurde bis jetzt noch in keinem Falle erteilt und das heisst viel, wenn man bedenkt, dass der Ukas im Mai 1906 sein 30jähriges Jubiläum begehen wird.

Durch dieses drakonische Dekret wurde das ukrainische Volk als Nation geknebelt; dessen Entwicklung wurde unterbunden; der Willkür der russischen Bureaukratie wurde ein unbegrenzter Spielraum gelassen; unglaubliche, sonst in keinem halbwegs zivilisierten Staatswesen mögliche Gewalttaten und Missbräuche wurden im vorhinein sanktioniert.

Wenn wir aber von der moralisch-ethischen Seite der panrussischen Medaille absehen, so sind die durch den genannten Ukas geschaffenen Zustände in der Ukraine auch vom juristischen, insbesondere vom völkerrechtlichen Standpunkte aus verwerflich. Es besteht in Russland kein Gesetz, das den Gebrauch der nicht-russischen Sprachen im öffentlichen Leben untersagen würde — daher sind auch Druckschriften aller Art, öffentliche Vorträge etc. in allen möglichen Sprachen gestattet. Die ukrainische Sprache wird also einfach vom Gesetze ausgenommen. Das frühere Schulwesen der Ruthenen (aus der Zeit der Selbstverwaltung Ukrainas, welche so wie jene Finnlands nach und nach aufgehoben wurde) wurde vernichtet, während die Ruthenen — auch im juristischen Sinne — ein Recht auf ihre Sprache, die ihr Eigentum ist, haben. Nachdem das Herausgeben von Zeitungen in Russland erlaubt und kein verbotenes Gewerbe ist, beständen ukrainische Zeitungen auch zu Recht — im juristischen Sinne ist daher das Verbot eine Rechtsverletzung. Mehr noch bei dem Verbote der Einfuhr von ruthenischen Werken und Zeitungen. Nachdem laut der internationalen Handelsverträge die Einfuhr von Büchern und sonstigen Druckschriften, deren Inhalt nicht strafbar ist, gestattet ist, muss dies auch für wissenschaftliche Bücher in ukrainischer Sprache der Fall sein. Ein generelles Verbot ist aber eine Verletzung des internationalen Völkerrechtes!

Demnächst wird der russische Senat, sowie die Regierung über die eingangs erwähnten Eingaben zu entscheiden haben. Wie diese Entscheidung ausfallen wird, ist noch nicht bekannt. Jedem mit der Sachlage Vertrauten ist es aber klar, dass die Ruthenen die panrussische Politik des Zarenreiches mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen müssen. Dieser langwierige Kampf enthält manches charakteristische, für fremdländische Leser gewiss nicht uninteressante Moment und wir werden es nicht versäumen, noch Näheres darüber zu berichten.

R. S e m b r a t o w y c z.





Valse melancholique.

Novelle von Olga Kobylanska.

(Fortsetzung.)

Sie hielt im Gehen erschrocken inne und wandte zornig den Kopf über die Achseln nach der Türe . . . wer wagte es, jetzt in diesem Momente, hereinzukommen?

Ich bat, einzutreten.

Die Türe öffnete sich und ein Mädchen trat herein.

Schwarz gekleidet, den Kopf über der Mütze mit einem Shawl umhüllt — die Haltung gerade — sie!

„Sofija Doroschenko . . .“ wandte sie sich ausschließlich an mich.

„Sehr angenehm. Sie waren bereits einmal da?“

⁶⁵⁾ Vrgl. Krauz, System, I, S. 457: „Auch bei unbeweglichen Sachen geschieht die Tradition entweder körperlich durch förmliche Besitz Einführung . . . oder symbolisch durch Übergabe der Schlüssel, der Kaufbriefe, oder mittelst einverständlicher Verrainung oder sonstiger Grenzbezeichnung.“

⁶⁶⁾ Auch das ist eine Art „Bezeichnung“ (§ 312 a. b. G. B. arg. § 852 a. b. G. B.). Man darf die „Bezeichnung“ nicht dahin verstehen, daß die Kennzeichen unbedingt auf dem Grundstücke selbst gemacht werden müssen. Vrgl. auch Crome, Partiar. Rechtsgeschäfte, S. 77.

Ja; sie war da, traf aber niemanden und ließ durch die Dienstfrau ausrichten, daß sie nochmals kommen würde. Sie bittet um Entschuldigung, daß sie um diese ein wenig unpassende Zeit komme, allein bei Tage sei sie sehr beschäftigt und fürchtete auch, daß, wenn sie zeitlicher käme, sie mich zuhause nicht antreffen würde. Und ihr lag daran, daß sie mich antreffe . . . Ihr gefielen die Zimmer und wenn ich nichts dagegen hätte, daß sie spiele . . . sie spiele nämlich Klavier . . . sie bereite sich für das Konservatorium vor . . . so würde sie in alle von mir gestellten Bedingungen eingehen und gleich morgen oder übermorgen einziehen.

Sie sprach sehr milde und ohne abzuwarten, daß ich sie zum Sitzen auffordere, zog sie mit einer ruhigen, sicheren Bewegung einen Sessel vom Tisch und nahm Platz. Das Licht fiel in breiten blassen Streifen auf ihr Antlitz. Ein mageres Angesicht mit traurigen Augen . . .

Ich wandte mich nach Hanne. Sah sie Hanne nicht?

Es scheint nicht. Sie sprach, wie wenn sie sie gar nicht sehe, oder als meide sie sie absichtlich.

Und die Künstlerin stand beim Kamin, hoch, stolz, kühl, gereizt bis zum Äußersten und ihre großen, vom inneren Kampfe entflammten Augen hingen gierig an dem mageren Gesichte des Mädchen. Nein, sie hingen nicht, sie suchten unheimlich nach einem Etwas, um es gleich im nächsten Momente zu zerstören, um dem eigenen Schmerze damit eine Erleichterung zu verschaffen, der sich in sie festgefogen. Sie war nicht gut in diesem Momente.

Ich stellte sie dem Mädchen vor. Das Mädchen verneigte sich leicht, während die Künstlerin kaum mit dem Kopfe nickte.

„Ob sie bei uns wohnen können, wird schon meine Freundin entscheiden,“ gab ich zur Antwort, indem ich damit Hanne Gelegenheit gab, ein Wort zu sprechen. Und Hanne fragte, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Spielen Sie schön?“

Ich starrte sie erschrocken an und dann floz mein Blick zum Gaste.

Sie lächelte kaum merklich, dann rieb sie sich mit einer ruhigen, beinahe ermüdeten Bewegung die Stirne und antwortete:

„Ich weiß nicht. Ich spiele meiner Seele gemäß . . .“

Hanne blies die Lippen auf und sprach kein Wort mehr.

Ich befand mich in einer peinlichen Lage. Ich empfand den Wunsch, dies Mädchen aufzunehmen, welches — wenngleich mir unbekannt, in mir Sympathie und Vertrauen erweckte. Mit seiner Milde, seiner Sicherheit und zumeist mit seinem Äußeren. Dies war so ruhig und zugleich so unendlich melancholisch! Die Sicherheit ihrer Bewegungen und diese Sicherheit im Ton, sie hatten eine andere Grundlage als „gute Erziehung“ oder „Abkunft aus guter Familie“.

„Also wie denkst du, Hanna?“ fragte ich nochmals die erregte Künstlerin.

Sie zuckte mit den Achseln und führte mich gleichsam mit den Augen auf zwei Knöpfe des Paletots der Fremden, die sich stark von den übrigen unterschieden, indem sie nur schwach an den Fäden hingen; dann auf ihre Handschuhe, oder vielmehr deren Fingerriemen, die das Mädchen gerade in demselben Momente zum Munde führte und nervös zu nagen begann . . .

Sie tat es unbewußt und es schien dies bei ihr offenbar eine Gewohnheit zu sein.

Wir schlug es wie Feuerflammen ins Gesicht — ich schämte mich und stummer Zorn bemächtigte sich meiner. Nie empfand ich eine mir von Hanne zugefügte Unannehmlichkeit so tief als in diesem Momente vor der feinen Fremden, die —

wie es ihr Wesen offen sprach — sich mit Vertrauen an mich wandte, hingegen wir beide uns nur vor ihr kompromittierten und geradezu dumm benahmen.

Während eines Momentes des peinlichsten Schweigens, aus welchem jeder die Antwort wie auch die Stimmung der Künstlerin erraten hätte — erhob sich sie, Doroschenko, von ihrem Plaze. Inmer wieder ihren Muff mit sanfter Bewegung glättend, wandte sie ihre großen, leuchtenden Augen ängstlich auf die Malerin.

„Sie können sich nicht entschließen mir abzusagen, Fräulein?“ fragte sie. „Es ist Ihnen peinlich, nicht wahr? Es trifft sich mitunter so. Aber Sie sind daran nicht schuld, mein Fräulein! . . . Ich allein bin die Schuldige, die hieher kam . . . Nein, Sie sind die Schuldige,“ verbesserte sie sich, sich an mich wendend . . . und ein unendlich liebes Lächeln erschien auf ihren Lippen. „Sie erweckten in mir eine Sympathie, von der Sie wahrscheinlich keine Ahnung haben, wengleich ich Sie nur vom Sehen kenne! Ich sah Sie während der Vorträge der Harmonielehre. Nach einer Wohnung suchend, geriet ich zufällig auch in diese Gasse. Ich las den im Fenster ausgestellten Zettel, erfuhr, daß Sie daselbst wohnen und war sofort entschlossen, meinen Wohnsitz hier aufzuschlagen. Darum bin ich da. Aber nun sehe ich, daß es nicht möglich ist, dazubleiben. Ich könnte es nie dazu bringen, mit dem Bewußtsein zu spielen, daß irgend jemand von meiner Umgebung durch mein Spiel und damit durch mich — leide —. O nein, niemals! Mein „Fack“ ist anspruchsvoll und erfordert gleich für sich eine unbegrenzte Freiheit. Und weil ich gewöhnt bin, der Musik unbeengte, rückhaltslose Gefühle zu geben, so würde hier meine Seele von einer ewigen Unruhe und dem Verdacht gequält sein, daß ich anderen die Nerven verstimme und meine Umgebung schlecht beeinflusse, und das möchte ich nun und nimmer, um keinen Preis. Ich brauche Ruhe und Stille, welche aus Liebe zur Musik kommen muß und Harmonie in den Verhältnissen, vor allem Harmonie! Jetzt bitte ich nun selber um Entschuldigung, daß ich zurücktrete,“ fügte sie ein wenig schüchtern hinzu, wobei ihr Blick abermals ängstlich die Künstlerin streifte, „aber ich kann wirklich nicht anders. Hier sieht man“ — fügte sie sich umschauend hinzu — „es herrscht hier eine feine Schönheit, allein ich muß Liebhaber der Musik suchen . . .“

Hanne geriet in Bewegung.

Mit einem Blicke auf sie erriet ich mit einemmale, daß mit ihr eine Veränderung vorgegangen war und daß ihre gute Natur in ihr die Oberhand gewonnen. Wie wenn sie nie böse gewesen, nie außer sich geraten wäre — so lächelte sie jetzt. Die Brauen erstaunt emporziehend — fragte sie:

„Wer sagt Ihnen, liebes Fräulein, daß wir keine Musikfreunde seien? Gerade wir lieben Musik, die Musik wie sie aus der Seele kommt, die nicht ein Ausfluß der Dressur und Profanation dessen ist, was mit Talent bezeichnet wird, sondern der einer zart beaiteten Seele, wie Sie soeben schilderten.“ Und ihr die Hände voller Innigkeit entgegenstreckend, sprach sie weiter: „Wir bitten Sie aufrichtig, bei uns zu bleiben und Ihre Sympathien auch ein kleinwenig auf andere zu übertragen. Sie sind nicht so schlimm als sie mitunter scheinen oder wenn sie zufällig Verdruß haben — ist es nicht so, Martucha?“

Ich lächelte beglückt, mit dem Kopfe zustimmend. Ich wäre ihr am liebsten gleich um den Hals gefallen, so lieb und gut war sie in diesem Augenblicke!

„Und was die Harmonie in den Beziehungen zu einander anbelangt, so verstehen wir sie zu schätzen. Gerade in unserem Leben spielt die Harmonie eine große Rolle und wenn Sie in der Tat bei uns bleiben wollten, so würden wir ein vollendetes Trio bilden!“

„Weiß!“ wandte sie sich an mich, „bestätige gefälligst, was ich gesagt habe, und mache mir ein bißchen Reklame!“

Und ich, beglückt durch eine solche Wendung ihrer Stimmung, bestätigte freudestrahlend ihre Worte, machte ihr „Reklame“ und bat nun auch meinerseits das Mädchen, bei uns zu bleiben.

Sie dankte.

Man sah ihr an, daß sie erfreut war, wenngleich sie es nicht durch Worte verraten hatte. Es schien, daß sie Gefühle nicht in Worte zu kleiden verstand und wir konnten höchstens an den Augen ihre Zufriedenheit merken; diese Augen überflogen uns mit feuchtem dankbaren Aufleuchten, und dann senkte sie sie rasch, wie wenn sie sich ihrer Aufregung schämte, die die Künstlerin durch ihr herzlichem Auftreten hervorgerufen hatte.

Ich bat sie bei uns zum Tee zu bleiben; allein sie dankte, indem sie vorgab viel Arbeit zu haben, wenn sie übermorgen einziehen sollte. Bei diesen Worten griff sie in die Tasche, holte ihr Portemonnai und zahlte uns für drei Monate im vorhinein. Dann blieb sie noch eine Weile sitzen und hernach verabschiedete sie sich und ging.

Den dritten Tag zog sie ein.

Die Künstlerin verfolgte mit Neugierde, mit beinahe verzehrenden Augen jedes Stück ihrer Sachen, die man ins Zimmer hereintrug, wie wenn sie aus ihnen den Charakter des Mädchens erraten und das Milieu kennen lernen wollten, das aus allem atmete; und ob es dafür stand, sich mit ihr „auf den Mund zu küssen“.

Aber sie hatte nicht viel Sachen.

Das schönste was sie besaß, das war ihr Klavier. Schwarz, von einem kostbaren Holz, mit weißer Perlmutterverzierung und leuchtend wie ein Spiegel.

Als man es hereintrug, kam sie selbst mit den Benten mit. Sie bestimmte selber den Platz, wo es stehen sollte und legte mit eigener Hand die Glaslugeln, auf denen es zu stehen hatte.

Als alles in Ordnung war und wir abends alle drei beim Tische saßen, worauf der Samowar siedete — blickte sie alle Augenblicke befriedigt hinüber nach dem Zimmer, darinnen ihr geliebtes Instrument stand und es schien, als lächelten sie einander zu, weil sie es so gut unterbracht hatte.

„Hier sind die Zimmer hoch und es wird wunderbar klingen,“ versicherte sie uns ein ums anderemal. — „Es hat einen wunderbaren Resonanzboden, aber es braucht Raum und d a n n soll man es hören! Ich kenne es. O . . . hier werde ich aufleben!“

Das Zimmer, worinnen es stand, war unbeleuchtet und seine Tür stand heute weit offen . . .

Stand weit offen und daraus atmete ein in Dunkel gehülltes, mit seinem Charakter mir völlig unbekanntes Etwas. Ihre Augen wandten sich dahin, wie von einer geheimen Kraft angezogen, seltsam aufstrahlend, wie wenn sich ihre Seele einem kräftigeren, von ihr heißgeliebten, sie ganz überwindenden Elemente widerstandslos ergäbe.

Hernach spielte sie uns vor.

Sie öffnete den Flügel ganz, damit der Resonanzboden in der künstlerischen Atmosphäre ganz und voll aufatmen könne und spielte. — Nicht Kompositionen verschiedener Musiker, sondern ein Stück allein während des Abends.

Wir kommt das so vor, wie wenn ein Mensch auf einmal mehrere Autoren läse, und indem er mehrere läse, sich darum in keinen recht zu vertiefen vermöchte. Den Kompositeur abspielend, muß man zugleich sein Wesen zu erraten trachten, um das Motiv der Komposition selbst zu verstehen. Anderenfalls wird das Spiel charakterlos. Einmal — weil es ohne die Seele des Kompositeurs ist, und zweitens;

weil es ohne die Seele des Spielers ist, welcher zwischen sich und der Komposition keine verbindenden Seiten findet und im „Finsteren“ spielt. Das, was im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein schönes Spiel genannt wird, ist bloß eine Harmonie der Töne, gehoben durch reine Technik.

Sie spielte die Chopensische Etüde (oder Nocturne) op. 25.

Ein paarmal nacheinander.

Und darin, was sie gesprochen, schien Wahrheit zu liegen.

Ich hörte öfters diese Nocturne, hörte und vergaß sie von neuem, allein als sie dieselbe spielte und ein paarmal nacheinander, erhielt ich gleichsam ein anderes Gehör.

Die Seele ward fähig, die Musik zu verstehen.

Unsere Zimmer begannen sich zu verwandeln.

Es kamen in sie geschwommen, sanft in eintönigen Bogen, eines nach dem anderen — eines nach dem anderen. Töne. Immer Töne und Töne, lauter und leiser, wogend, hoch aufschwellend, tief herabsenkend, mit sich einen weiten Raum ausfüllend.

Sich wiederholend, verwandelten sie sich unmerklich in Schönheit.

Und sie riß hin. Nicht mit lauter überwindender Kraft, sondern mit Zartheit und Milde. Überwand, mit klingenden Farben heranlockend, und das Gefühl ergab sich ihr, ging auf in ihr ohne Weh

* * *

Die Künstlerin saß ihr gegenüber angelehnt an die Sesselchen.

Die stets beweglichen, nie ruhenden Händen lagen diesmal bewegungslos im Schoße und das Gesicht war erblaßt. Vom tiefen Einfluß der Musik war es erblaßt. Sie starrte die Spielende derart an, daß man hätte sagen können, sie beleuchte sie mit ihren Augen. Zum erstenmal sah ich es, wie sie von einer anderen Kraft beeinflusst wurde, als von ihrer eigenen, und wie sie sich ihr ergab.

Und die Spielende saß wie eine Statue uns zugewandt mit ihrem klassischen Profil fast regungslos und nur ihre Hände flogen über den Tasten gleich weißen Blättern . . .

Als sie das Spiel beendet, überschüttete sie Hanne mit begeistertem Lobe.

„Sie sind eine geborene Künstlerin,“ rebete sie ein- ums anderemal, ihre Hand herzlich drückend, „und ich bin sehr glücklich, daß wir Sie in unserer Mitte haben.“

Sie lächelte, erwiderte aber nichts. Vielleicht war sie an dergleichen Redensarten gewöhnt. Ich konnte mich aber nicht einmal zu solchen Reden aufschwingen! Ich fühlte mich so klein und unbedeutend vor ihr, daß ich kaum Worte für meine Unbedeutendheit fand. Nun, was wahr ist, die Liebe ist ein großer Mann, aber auch die Musik ist kein geringerer!

Und sie selber ging so still und bescheiden umher, wehrte alle ihr zugewendete Aufmerksamkeit so offenbar von sich weg, wie wenn sich eine Last auf sie damit säuße . . .

* * *

Sie wahr sehr lieb im Benehmen, leicht, kaum fühlbar, aber schweigsam und sehr ernst.

Das Nücheln, welches auf ihren Lippen nur sehr selten erschien, war gleichsam für immer mit Trauer gestempelt.

Auf die Frage Hannens über ihre Eltern — erzählte sie, daß ihr Vater Direktor einer großen Bank gewesen, und nachdem er sein Vermögen verloren, eines plötzlichen Todes gestorben sei. Ihre Mutter lebe bei seinem Bruder, einem Sage*

stolze, gefesselt durch ein schweres Leiden seit Jahren an den Sessel. — Sie, Sofiza, fürchtete sehr, daß der Onkel nicht heirate, womit er von Zeit zu Zeit drohte, denn dann könnte sie nicht ins Konservatorium, was für sie von derselben Bedeutung wäre wie der Tod. — Er erhalte ihre Mutter, und wenngleich sie, Sofiza in Wien auf ihren Lebensunterhalt auch arbeiten würde, so wie jetzt hier (sie erteilte Lektionen in der Musik), so müßte sie doch auch seine Hilfe in Anspruch nehmen, denn die meiste Zeit würde sie der Musik widmen.

Mehr erfuhren wir von ihr nicht.

„Ich kann noch diesen deinen *typus antiquus* nicht charakterisieren,“ sagte mir Hanne, als wir eine oder zwei Wochen später allein zu Hause blieben. „Aus ihren Passionen entnehme ich eine Natur feinen Stiles, die sich um Kunst und Schönheit im vollen Sinne des Wortes interessiert. Andererseits aber ist sie für mich ein Rätsel, sie ist gegen alles gleichgiltig wie ein Stück Holz. Zum Beispiel . . . was ist das für ein Typus? Merkst du auf ihre Wäsche? Sie ist fein und schön wie bei einer Komtesse und ihr Bettzeug noch schöner. Sie schläft wie ein Zarenkind. Wenn sie sich wäscht, vergißt sie nie zum Wasser ein paar Tropfen vom feinsten Parfüm zu gießen — dafür aber ihre äußere Kleidung, daß sich Gott erbarme! Ein wahrer „Pöbel!“ — Ach bin nur neugierig, wie lange noch die zwei Knöpfe an ihrem Paletot herumbaumeln werden, und wann sie die Anstoßschnur an ihrem Hocke annähen wird, die sie in der Eile mit einer Stecknadel angesteckt und wann sie auch ihre Handschuhe zunähen wird?“

„Sie hat sie zernagt, Hanne . . .“

„Sie nagt auch an den Nägeln.“

„Ich konstatiere, daß sie nervös ist. Nur die Nervösen haben eine Vorliebe für derlei Zerstreungen, wenn ihre Seele von Gefühlen überfüllt ist. Aber sie scheint ihr Gefühl in tüchtiges Geschirr gezwängt zu haben — sie ist immer ruhig wie Marmor. Aus dem Schlitze ihrer Lippen schließe ich, daß sie nicht leidenschaftlich, aus den breiten Schläfen, daß sie treu ist und aus den Augenbraunen, die zwischen den Augen in einander fallen — daß sie Geheimnisse zu wahren versteht.“

„Schau, schau, was für ein Lavater in dir steckt!“ lachte ich sie aus.

„Vielleicht nicht? Rate ich etwa schlecht? Lasse mich nur dir einmal deine Eigenschaften aufzählen; und zwar aus deinen Lippen ist zu ersehen, daß du dich mit jedem Bürschlein, wenn es nur recht hübsch und vom Standpunkt alter Tanten und Vater aus „anständig“ wäre — küssen würdest; weiter, daß du gesprächig bist wie eine Gfster. Aus deinen lustigen Augen schließe ich, daß du bereit bist, jeden Moment die ganze Welt zu umarmen, mit jedem gleich ohne Bedenken „Du auf Du“ wärest, und deine Hände habe ich in dem Verdacht, daß sie im Notfalle auch Holz zerspalten würden.“

Ich brach in Lachen aus.

„O, was meine Hände anbelangt, so sprichst du wahr!“ rief ich.

„Und die ganze Welt würdest du nicht umarmen?“

„Wenn auch! Gut, daß ich in mir so viel Wärme habe, daß ich sie auch mit anderen teilen kann. Dazu gab Gott ein Herz . . .“

„O das versteht sich ja! Man muß schnell das Köpfchen unter die Haube stecken. Ich sage es ja. Die Herrschaft auf Erden gehört trotz allem dir!“

Damit beendete sie alle ihre Kritik über mich.

Nach einer Weile, während welcher sie fleißig malte — begann sie von neuem:

„Sofie muß eine unglückliche Liebe haben. Eine unglückliche Liebe ändert die menschliche Seele mitunter bis auf den Grund.“

„Du rüdst gleich mit solchen deinen Vermutungen aus!“ protestierte ich — „wenn gleich ich von dieser Vermutung schon lange zu meinem Herzen gesprochen habe.“

„Was spielt im menschlichen Leben eine größere Rolle als die Liebe?“ fuhr Hanne weiter fort. „Auf ihrem Grunde entwickelt sich allerlei Tugend und Untugend, allerlei „Kraft“; und wenn sie empfindsam ist, was sie mir eben zu sein scheint, und dazu treu von Natur — so ist die Metamorphose fertig. O, ich habe ein scharfes Auge, und ich hab' es gleich weg, wer sich auf Unglück versteht.“

„Sie gibt selber zu, Hanne — nervös zu sein; sie meint — seit dem Tode des Vaters sei sie so geworden. Sie war allein bei ihm, als er den Herzschlag bekam und er verschied in ihren Armen. Das ist furchtbar, Hanne. Das hatte sie auf's Krankenlager geworfen. Die Ärzte verboten ihr sogar sich eine längere Zeit hindurch mit Musik zu befassen, aber wie sie sagte — was war ihr das Leben ohne Musik? Deshalb hielt sie sich nicht an ihr Verbot und spielte und spielt bis heute nach Herzenslust. Sie sagte: Ich weiß es auch ohne sie, daß ich das Nervensystem und das Leiden vom Vater geerbt habe, aber was liegt mir dran, einen Tag mehr oder einen Tag weniger zu leben? Ich fürchte den Tod nicht. Mit ihm wird alle Musik meiner Nerven verstummen und auch das, was ihren Klang getrübt.“

„Siehst Du Martucha,“ rief die Künstlerin, die Hand mit dem Pinsel mit triumphierender Bewegung emporhebend. „Dahinter steckt etwas und ich werde es noch heraus bekommen. Ich bin furchtbar neugierig. Welcher Art Vorfall erstickte, oder wie sagte sie — „t r ü b t e“ die Musik ihrer Nerven?“

Ich zuckte die Achseln.

„Aber sie spielt doch wunderbar.“

Und in der Tat — sie spielte wunderbar.

(Fortsetzung folgt.)





Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycy in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 10.

Zweites Maiheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet !)

Des Zarentums grösstes Kulturwerk.

Zum Kampfe gegen das Verbot der ukrainischen Sprache.

Über den Ukas vom Jahre 1876 haben wir in der vorigen Nummer berichtet. Dieses Dekret, durch welches die 25 Millionen im heutigen Südrussland (Ukraine) lebenden Ruthenen mundtot gemacht wurden und deren Nationalliteratur auf die Proskriptionsliste gesetzt wurde, lagert wie ein mächtiger Gletscher über allen Gefilden der Ukraine, jeden Keim des nationalen Lebens unter seinen Moränen erstickend. Das grösste juristische Kuriosum, das es überhaupt je gegeben — welches in keinem asiatischen Staatswesen möglich wäre — blieb dem XX. Jahrhundert erhalten und hat im Reiche des Friedens-Zaren bis heute Gesetzeskraft. Dieser famose Ukas bedeutet eine wichtige Etappe im zivilisatorischen Feldzuge des slavischen Riesenreiches, welches endlich das zuwege brachte, was die Jahrhunderte dauernden Bemühungen der Türken und Tartaren nicht vermochten. Die vollständige kulturelle Verheerung der Ukraine — das ist das epochemachende Werk des Zarentums, dieser anerkannten Repräsentantin der allslavischen Idee. Damit wurde aber das Endziel nicht erreicht und es kann nicht erreicht werden: einen grossen Volksstamm als Nation zu vernichten, liegt nicht in der Macht der nordischen Gebieter.

Welch wichtige Rolle die Ukraine unter den nordwestlichen Slaven spielte, welch grosse kulturelle Bedeutung diesem Ruthenlande zukam, erkannten viele, sowohl russische wie auch polnische Schriftsteller und Gelehrte an. Dem Polen Mickiewicz beistimmend,

schrieb Friedrich Bodenstedt: „Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyrischen Poesie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventum durchzogen.“ Ein anderer Deutscher besang die Ukraine folgendermassen:

„Du Ukraine bist das Land der Sänger,
Schufst Genien in Sang und Kampf gleich gross —
Dein Volk lebt treu der Patriarchen Zeiten,
Und unter ihm wohnt heimatlich sein Gott;
Mit ihm im Busen und der Harfe Saiten
Macht es Tyrannen Drohung kühn zu Spott.
Wohl ward's gebeugt, doch niemals war's zertreten,
Wohl ward's geknechtet, doch ein Sklave nie . . .“

Dieses „Land der Sänger“ wurde nun zur geistigen Finsternis verurteilt, man hat es auf dessen Ruin abgesehen und möchte erst auf dessen Trümmern den panrussischen Bau aufführen. Doch all die angedeuteten panrussischen Massnahmen gereichen dem Zarentum nicht zur Ehre, stärken es weder moralisch noch materiell und rufen immer grössere Erbitterung hervor. An Protesten gegen dieses rücksichtslose Russifizierungssystem hat es niemals gefehlt, wir wollten hier aber nur einige aus der letzteren Zeit anführen.

Vor allem gehen die Bestrebungen der Ukrainer*) dahin, die Wiedereinführung der ukrainischen Sprache in den Volksschulen, sowie die Bewilligung der Herausgabe ukrainischer Zeitungen zu erwirken. Zur Zeit ihrer Selbstverwaltung besass die Ukraine ein viel höher entwickeltes Schulwesen, als das Moskoviterreich — dieses Schulwesen wurde nun nach der Aufhebung der Autonomie vernichtet. Doch bereits unter der russischen Regierung ertönte das ukrainische Wort in der Schule und zwar in den sogenannten Sonntagsschulen — vorzugsweise in Kijew und Poltawa. Noch Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts konnten ruthenische Schulbücher in Russland anstandslos herausgegeben werden. Doch die im Zarenreiche massgebenden Faktoren, beherrscht von der panrussischen Wahnidee, erachteten diesen Zustand als mit dem Endziel der russischen Politik nicht vereinbar. Mit Genehmigung des Zaren und im Einvernehmen mit dem Gendarmenchef Dolgorukij erliess der Minister des Inneren Wałujew im Juli 1863 ein geheimes Zirkular, worin die Zensoren aufgefordert wurden, die Veröffentlichung ukrainischer Werke aller Art zu verhindern. Alle früher bewilligten und bereits erschienenen ukrainischen Fibeln und Lehrbücher wurden in den Schulen und bei den Privatleuten beschlagnahmt und verbrannt. Eine formelle Proskription der ukrainischen Sprache wurde jedoch der späteren Zeit vorbehalten — dies geschah nämlich durch den erwähnten Ukas vom Jahre 1876.**)

*) Die Bezeichnungen: Ukrainer, Ruthenen sind identisch und werden meistens promiscue gebraucht, etwa wie: Engländer, Anglosachsen, Briten. Näheres dartiber vergl. Ruth. Revue, II. Jahrg. S. 134—135.

***) Vergl. Ruth. Revue II. Jahrg. S. 193—197.

Die Ruthenen dürfen in Russland kein Pressorgan besitzen und in den wichtigsten Teilen der Ukraine bestehen nicht einmal die Landschaftsvertretungen (Semstwo). So beispielsweise im Gouvernement Kijew — hier wurde zwar vor einigen Wochen eine Art Semstwo eingeführt, das ist aber nur ein Zerrbild der in anderen Teilen des Zarenreiches bestehenden Institutionen dieses Namens. Den Ruthenen wird also planmässig der Boden entzogen, auf welchem sie ihre Ansprüche geltend machen könnten. Ganz durchsichtig ist da die Tendenz, Westeuropa über das Vorhandensein der ruthenisch-ukrainischen Frage zu täuschen und der Ukraine wenigstens offiziell ein russisches Gepräge zu geben. Wie unsinnig diese Bestrebungen der zarischen Regierung sind, ersieht man aus der Tatsache, dass die Ruthenen, die man durchaus russifizieren will, das zweitgrösste slavische Volk sind. (Der tschechische Gelehrte Niederle gab neulich eine statistische Abhandlung — betitelt: „Die Anzahl der Slaven Ende des Jahres 1900“ — heraus, in welcher er 49,000.000 Russen, 32,000.000 Ruthenen, 19,000.000 Polen etc. verzeichnet). Es ist somit erklärlich, dass die ruthenisch-ukrainische Bewegung trotz aller Schwierigkeiten beständig an Kräften zunimmt und dass in letzterer Zeit selbst die russische Regierung mit dieser Tatsache rechnen muss.*) Der Schwerpunkt des nationalen Lebens wurde aber begreiflicherweise nach Österreich verlegt. Wenn nun die Ruthenen auch in Galizien und in der Bukowina keineswegs auf Rosen gebettet sind, so haben hier ihre Gegner doch nicht diese Macht wie die russische Regierung, um das nationale Leben des ukrainischen Volkes derart zu unterbinden — denn sie werden daran zum Teil auch durch die Verfassung gehindert. Von hier aus muss also der Kampf gegen das panrussische Regiment geführt werden. Hier erscheinen die meisten ukrainischen Publikationen, hier werden die bedeutendsten ukrainischen Institutionen — wie die Schewtschenko-Gesellschaft der Wissenschaften; der Verein „Proswita“; die Gesellschaft der Freunde der ukrainischen Literatur, Kunst und Wissenschaft; die Ukrainische Verlagsgesellschaft — erhalten u. s. w. Selbstverständlich kann dieser Umstand auf die Gemüter in der Ukraine keinesfalls beruhigend wirken und die Unzufriedenheit mit der Sachlage macht sich immer bemerkbarer. Selbst die Semstvos, auf die die Regierung jedenfalls grossen Einfluss hat, protestieren hartnäckig gegen die panrussischen Gewaltmassregeln.

So hat beispielsweise dieser Kampf um die Muttersprache im Tschernigower Semstwo seine ganze Geschichte. Zuerst verlangte das Mitglied der Bezirksvertretung N. Konstantynowytsch, dass man die Einführung der ukrainischen Sprache in den Schulen verlangen solle und bezeichnete die Volksschulen, in welchen man „mit dem Unterricht der russischen, für die achtjährigen Kinder vollständig unverständlichen Sprache beginne“, als unnatürlich und nicht zweckmässig. Sein diesbezüglicher Antrag wurde

*) Vergl. Ruth. Revue II, S. 8.

von der Bezirksvertretung angenommen. Dann wurde diese Frage in der Tschernigower Landschaftsvertretung erörtert und der Schulkommission überwiesen. Die Schulkommission erklärte sich mit der Bezirksvertretung eines Sinnes und beantragte, die Einführung der ukrainischen Sprache sowie die Herausgabe der ukrainischen Schulbücher zu verlangen. Die Kommission motivierte den Antrag damit, dass 1. die russische Vortragssprache, die Fortschritte und die geistige Entwicklung der Kinder erschwere, sowie 2. „eine Kluft zwischen der Familie und der Schule schaffe“. Der Antrag der Kommission wurde im Plenum der Landschaftsvertretung angenommen, war aber der Regierung zu unbequem, um berücksichtigt zu werden. Die Sache kam also im Tschernigower Semstwo durch den Antrag des Advokaten E. Schrah im Jahre 1893 wieder auf die Tagesordnung. Herr Schrah stützte seine Ausführungen auf diesbezügliche Äusserungen solcher Männer, wie Diesterweg, Grimm, Pestalozzi, sowie der namhaften russischen Gelehrten und Pädagogen. Er zitierte unter anderen folgende Worte des Uschinskij:

„ Was bedeutet jene Schule mit den hundert schlecht erlernten Wörtern im Vergleiche mit dieser lebendigen, tief empfundenen Sprache, die das Volk im Laufe von Jahrtausenden aus sich heraus gebildet hat? Eine solche Schule ist machtlos, denn sie entwickelt das Kind nicht auf der einzig fruchtbaren geistigen Basis — der Sprache des Volkes. Diese Schule ist schliesslich ganz fruchtlos: das Kind betritt sie aus einem ganz fremden Milieu kommend und verlässt sie, um in dieses Milieu zurückzukehren. Es vergisst bald die wenigen russischen Wörter, die es in der Schule erlernt hat und damit vergisst es auch die Begriffe, die damit verbunden waren.“

Herr Schrah berief sich auch auf die Geschichte des ruthenischen Schulwesens zur Zeit der Autonomie der Ukraine, auf die Existenz der Volks- und Mittelschulen, sowie einzelner Universitätskatheder mit der ukrainischen Unterrichtssprache in Österreich und stellte den Antrag auf 1. Einführung der ukrainischen Sprache in den Schulen des Tschernigower Gouvernements; 2. Bewilligung der Herausgabe der Schulbücher in dieser Sprache; 3. Zulassung ukrainischer Bücher in die Schulbibliotheken. Das Präsidium des Semstwo erklärte sich mit dem Antragsteller solidarisch und wies bei dieser Gelegenheit auf die bedauerliche Tatsache hin, dass in Russland die heilige Schrift in 70 verschiedenen Sprachen und Mundarten erlaubt sei und nur die ukrainische Ausgabe von den Grenzen des Zarenreiches ferne gehalten werde. Der Antrag wurde auch im Plenum angenommen.

Die Versammlung der Bezirksärzte und der Repräsentanten der Bezirksvertretungen des Tschernigower Gournements verlangte die Bewilligung der Herausgabe von populären medizinischen und hygienischen Büchern, sowie die Zulassung diesbezüglicher Vorträge in ukrainischer Sprache. Dementsprechend hat die Landschaftsvertretung am 25. Jänner 1898 beschlossen, um Abschaffung jener Verordnungen anzusuchen, die den Verkehr der Ärzte mit dem Landvolke einschränken, sowie populäre Vorträge in der ukrainischen Sprache untersagen.

Im Jahre 1881 fand in Cherson ein Lehrer-Kongress statt. Derselbe trat aus rein pädagogischen Rücksichten für die Einführung der ukrainischen Unterrichtssprache ein. Diesbezügliche Resolution nahm auch die Chersoner Landschaftsvertretung an und petitionierte um die Realisierung dieses Postulates. Auf Antrag des Herrn Selenyj (nunmehr Bürgermeister von Odessa) beschloss im Jahre 1895 die Elisabethgrader Bezirksvertretung auch eine ähnliche Resolution. Mit derselben Frage befasste sich, noch wo möglich gründlicher, die Poltawaer Landschaftsvertretung. Im Jahre 1900 unterbreitete derselben B. Leontowysch einen ausführlich motivierten Antrag, in welchem er die Schädlichkeit der unverständlichen Unterrichtssprache sowie die Zwecklosigkeit einer solchen Schule nachgewiesen.

Ebenso nehmen sich der Sache die sogenannten landwirtschaftlichen Komitees an, die in den Jahren 1902—1903 organisiert wurden und ihre Existenz der Initiative des Ministers Witte verdanken. Herr Witte forderte in einem Rundschreiben die Komitees auf, offen und unumwunden über die Verhältnisse sich zu äussern. Als jedoch sein Wunsch erfüllt wurde, hat man viele von jenen, die sich über die unleidlichen Zustände wirklich offen geäußert haben, deportiert oder unter die polizeiliche Aufsicht gestellt. Trotzdem traten die meisten „landwirtschaftlichen Komitees“ in der Ukraine für die Rechte der ukrainischen Sprache ein. Besondere Aufmerksamkeit verdienen diesbezügliche Resolutionen des landwirtschaftlichen Komitees in Chotyn und in Ananjew. Die meisten Komitees verlangten: 1. Die Wiedereinführung der ukrainischen Unterrichtssprache in den Volksschulen. 2. Die Zulassung der in Russland herausgegebenen und behördlich bewilligten ukrainischen Bücher in die Volksbibliotheken; 3. Die Aufhebung des Ukas vom 18. (30.) Mai 1876.

Nicht mindere Bedeutung kommt den Kundgebungen verschiedener Versammlungen und Kongresse zu, die jüngst sowohl auf dem ukrainischen Boden, wie auch in den Hauptstädten Moskoviens stattfanden. Der agronomische Kongress in Moskau (1901) nahm eine Resolution an, worin die Herausgabe der agronomischen Bücher, sowie der agronomischen Fachzeitschriften in der ukrainischen Sprache verlangt wird. Ähnlich die Versammlung der Kleingewerbetreibenden in Poltawa (1901), in Petersburg (1902), sowie der Petersburger Techniker-Kongress (1903) u. a. Mit analogen Enunziationen traten die Volksbildungsvereine in Kijew, Charkow, ja sogar in Petersburg auf.

Die Verfügungen der russischen Regierung, die dem an und für sich kuriosen Verbot der ukrainischen Sprache entspringen, strotzen oft von Widersprüchen und verblüffen durch rührende Naivetät der russischen Behörden. Im Jahre 1898 begingen die Ruthenen, sowohl in Österreich wie auch in Russland, feierlich das 100jährige Jubiläum der Wiedergeburt der ruthenischen Nationalliteratur, die im Jahre 1798 mit der Herausgabe einer Travestie der Äveis von Iwan Kotlarewskyj beginnt. Man beschloss damals, dem Dichter in dessen Vaterstadt Poltawa ein Denkmal

zu setzen. Der Stadtrat von Poltawa nahm die Sache energisch in die Hand und im September vorigen Jahres fand die feierliche Enthüllung des prächtigen Denkmals statt*), die sich zu einer eminenten Nationalfeier gestaltete. An derselben nahmen Deputationen aus allen ruthenischen Landen teil, Reichsratsabgeordnete, Universitätsprofessoren und Publizisten aus Österreich u. s. w. Die russische Regierung war in Verlegenheit, was für eine Stellung sie den ukrainischen Festreden gegenüber einnehmen solle . . . Im Reiche des bejubelten Friedens-Apostels, der noch vor kurzem durch seine humanen Vorschläge Westeuropa in hochgradige Entzückung versetzte, den Gebrauch ihrer Muttersprache den Angehörigen eines europäischen Staates — zumal darunter auch Reichsratsabgeordnete und Universitätsprofessoren waren — zu untersagen, das ging doch nicht an. So ein Verbot hätte unliebsames Aufsehen erregt, auch im österr. Parlament ein Echo hervorgerufen und überhaupt unangenehme Erörterungen verursacht. Das zu vermeiden, war ein Gebot der staatsmännischen Klugheit. Herr Plehwe ist nun auf einen genialen Gedanken verfallen, der eiligst in die Tat umgesetzt wurde: Den Delegierten ukrainischer Vereine aus Galizien und aus der Bukowina wurde es gestattet, ukrainische Ansprachen zu halten und mitgebrachte Adressen zu verlesen, dasselbe wurde aber den Untertanen des Friedens-Zaren verboten . . . Es wurde aber offiziell angekündigt, die Feier gelte dem „Stifter der neuen Periode der ukrainischen Literatur“ — das wurde auch in den Einladungen und in der Denkschrift betont . . . So kam es, dass im slavischen Riesenstaate der Schöpfer der neuen Periode der ukrainischen Literatur durch ein demonstratives Verbot der ukrainischen Sprache gefeiert wurde. (Wegen dieser Verfügung erhob der Stadtrat von Poltawa eine Anklage an den Senat).

Die russische Akademie der Wissenschaften prämierte wiederholt wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiete der ukrainischen Literatur und Sprache und schrieb neulich einen Konkurs für ein wissenschaftliches Wörterbuch der ukrainischen Sprache aus — die russische Regierung, sowie deren Trabanten, die russischen Panslavisten, verharren aber auf dem Standpunkt der Negation und betrachten das Verbot der ukrainischen Sprache, als das bedeutendste Kulturwerk des Zarenreiches . . .

R. Sembratowycz.



*) Vergl. Ruth. Revue, I., Jahrg., S. 298 und S. 285, II. Jahrg. S. 16.



Die Lage der ruthenisch-ukrainischen Kolonisten in Amerika.

Von Wladimir Kuschnir.

Nicht die auf Gewinn erpichten Unternehmer sind es, die in Galizien alljährlich, sobald es zu tauen anfängt, ihr Heim zu Tausenden auf Nimmerwiedersehen verlassen, auch nicht die von Gewinnsucht getriebenen Spekulanten oder Industriellen. Es sind dies die konservativen ruthenischen Bauern, von denen jeder kaum etwas mehr gesehen hat, als seine nächste Bezirksstadt und die sonst ihren Aufenthaltsort nur mit grösstem Widerwillen ändern. Es muss ihnen wohl in der lieben Heimat nicht ausserordentlich gut ergangen sein, wenn sie auf die Warnungen der wahren Volksfreunde nicht achten und sich den Gefahren der langen Reise aussetzen. Eine wahre Tragödie ist diese Emigration, oder nennen wir es lieber Flucht. Eine eigentümliche Anziehungskraft übt das „verheissene Land“ auf sie aus, wo nach den Erzählungen der Agenten auch der ruthenische Bauer als vollberechtigter Mensch angesehen wird; wo der polnische Schlachziz nicht so allmächtig ist wie in Österreich. Die Bemühungen der Agenten haben das ihrige erreicht. Eine Art Fieber ergreift den Bauer. Die Gerüchte wirken epidemisch. — Diesseits die anheimelnde Strohütte, die Dorfkirche, Verwandte und Bekannte, aber auch grenzenloses Elend und eine aussichtslose Zukunft; jenseits die Fremde, ein rätselvolles Dasein, aber auch die Hoffnung auf ein besseres Leben. Viele möchten ihr Los umgestaltet wissen, aber nur die Mutigeren wagen es, sich ihres Vermögens zu einem Spottpreis zu entäussern; sie nehmen ihre Heiligenbilder mit und ein Klümpchen Erde von dem Grabe der Väter, in einen Fetzen eingewickelt und ziehen mit Frau und Kind in die weite Welt hinaus. Die Lawine geriet ins Rollen, die massenhafte Auswanderung greift mit elementarer Kraft um sich, wird unaufhaltsam.

Emigration im allgemeinen ist eine gesunde Erscheinung, weil sie den Überfluss der Bevölkerung mit sich fortführt, ins Land Kapitalien bringt und durch die Verminderung der Anzahl arbeitender Hände den Lohnpreis erhöht. Oder sie trägt zur Bereicherung bei, wenn sie nur eine zeitweise ist, und die heimgekehrten Emigranten neue Ideen und kulturelle Eroberungen in ihre Heimat verpflanzen und dadurch zivilisatorisch wirken. — Bei uns aber ist diese Massenauswanderung eines unter sozialem Drucke stöhnenden Volkes keine natürliche Erscheinung, sondern eine soziale Krankheit, deren Keime tief in den gesellschaftlichen Verhältnissen stecken.

Eine nicht zu beneidende ist die Lage des ruthenischen Bauers: für den lächerlich kleinen Lohn muss er auf den Feldern des Schlachzizen Robot leisten, er darf sich um den besseren Verdienst nicht umsehen, denn er ist an die Scholle gebunden — schlechte Behandlung, unmenschliche Verfolgungen vonseiten der galizischen Potentanten sind sein Los, Erdäpfel und Sauerkraut seine Nahrung. Der Fleckentyphus ist hier kein ungewöhnlicher Gast. Fünfzigtausend Leute sterben jährlich des Hungertodes.

Es sollten eigentlich die Ärmsten auswandern. Jedoch dieses Glück ist ihnen wegen Mangel an Mitteln nicht gegönnt. Die Auswanderer rekrutieren sich zum grössten Teil aus den ziemlich Begüterten (durchschnittlich Besitzern von 4—8 Joch Acker), und dieser Umstand ist für diese Emigration bezeichnend. Sie wandern aus mit ganzen Familien, um nie mehr zurückzukehren. Da es aber oft die energischsten Elemente sind, wird das Land von dem Verlust doppelt schwer getroffen. Ausnahmen hievon bilden die Lemky, jener Teil des

ruthenischen Volkes, der im äussersten Westen Galiziens im Karpathengebirge wohnt. Dem Beispiele der benachbarten unternehmerischen Slovaken folgend, wandern sie meistens nur zu Erwerbszwecken aus.*)

Die Emigration der ruthenischen Bauern aus Galizien, Ungarn und der Bukowina, datiert seit Ende der 60-er Jahre. Lange Zeit aber blieb sie nur auf das Lokale beschränkt; erst seit den 90-er steckt das Emigrationsfieber gewaltig an. Hauptsächlich sind die Jahre 1891 und 1895 als die stärksten in dieser Bewegung zu verzeichnen.

Zur Zeit beträgt die Gesamtzahl der Ruthenen in Amerika über 350.000 Köpfe, und zwar 250.000 in den Vereinigten Staaten, über 40.000 in Westkanada, 50.000 in Brasilien. Sporadisch sind ruthenische Emigranten auch in Argentina zu finden.

Das bitterste ist das Los der ruthenischen Emigranten in Brasilien, welche sich in den Provinzen Panama, Rio Grando do Sul und Santa Catarina niederliessen. Die brasilische Regierung hat günstige Verordnungen für die Emigranten erlassen. Doch, da die Kontrolle nur sehr unzulänglich ist, üben die Emigrationsdirektoren eine unbeschränkte Herrschaft aus, worunter die Emigranten stark leiden. Die Neuangekommenen sollen binnen 48 Stunden nach der Ankunft ein abgemessenes Stück Wald (40 Joch) zur Rodung angewiesen bekommen, doch da der Zutritt zu den Urwäldern schwer ist und die Direktoren keine Eile haben, zieht sich das oft Jahre hindurch in die Länge. Dazwischen bekommen sie Beschäftigung bei den öffentlichen Arbeiten. Aber auch hier wird viel Unfug getrieben. Der Lohn wird nicht im Barem ausgezahlt, sondern in der Form eines Kredites bei den Krämern, oder in Zetteln, welche die Kolonisten an Wucherer oft um die Hälfte des Preises verkaufen. Die Wohnungen der Neuangekommenen werden durch mit Blättern gedeckte Buden ersetzt, obwohl die Regierung Bretterne Häuser bauen lässt. Die Kost besteht aus Araquarienzapfen und Palmenwipfeln, was bei den an diese Kost nicht gewöhnten Europäern Bauchtyphus verursacht, dem 10% erliegen. Sehr viel haben die ruthenischen Auswanderer in Brasilien wegen ihrer Religion zu leiden. Die brasilianischen röm. kath. Geistlichen möchten gern die griech. kath. Kolonisten für sich gewinnen. Da sie aber in diesem Streben durch die ruthenischen, erst in den letzten Jahren dorthin gesandten Missionäre gehindert werden, suchen sie letztere in Rom anzuschwärzen und erwirken bei der „Congregatio de propaganda Fide“ für sie ungünstige Verordnungen. Sie wiegeln ferner die Ortsbevölkerung gegen die Ruthenen auf, was zur Folge hat, dass die Brasilianer ruthenische Kapellen niederbrennen, Geistlichen auflauern und Kolonisten niederschliessen. Wenn aber andere europäische Regierungen sich ihrer Untertanen annehmen und für die mutwillig Getöteten sogar Genugtuung fordern, lässt sich die österreichische Regierung solche Missbräuche an den österreichischen Staatsangehörigen gefallen.

Noch schlimmer als in Brasilien ist die Lage der, freilich nicht zahlreichen, ruthenischen Kolonisten in Argentina, wo im Jahre 1897 die ersten galizischen Emigranten in die Provinz Misiones eingewandert sind. Statt, laut

*) Eine dahingehende Agitation unter den in Amerika lebenden Polen, haben die Allpolen entwickelt. Unlängst wurde der allpolnisch angehauchte Demokrat Stapinski sogar vom Landesauschuss nach Amerika entsendet, um die dortigen Polen zur Heimkehr zu bewegen. Sie sollen sich auf den in Ostgalizien parzellierten Feldern niederlassen. So bekämen die Allpolen zwei Hasen auf einen Schuss, Bereicherung der polnischen Bauern und, was viel wichtiger ist, Polonisierung des ruthenischen Ostgaliziens.

Versprechungen der Emigrationsagenten, unengeltlich Acker zugeteilt zu bekommen, wurden sie an Kaffeepflanzern verschachert, wo sie von den mit Revolvern versehenen Aufsehern bewacht und oft geprügelt werden, ohne dass sich die Konsularbeamten ihrer annehmen. Der Boden in Missiones ist faul, das Klima schädlich, die Temperatur wechselt im Laufe eines Tages, von -2° bis $+40^{\circ}$ C. Die dortigen ruthenischen Kolonisten müssen für verloren gehalten werden.

Einen erfreulicheren Anblick gewährt das Leben der ruthenischen Kolonisten in Amerika, sobald wir den Engpass von Panama nordwärts überschritten haben. Es ist augenscheinlich, dass die industriellen Vereinigten Staaten, sowie das landwirtschaftliche Kanada schon auf ein besseres Schicksal der dortigen Kolonisten schliessen lassen. Die Ruthenen wohnen hier in den Provinzen Manitoba, Assiniboia, Saskatshevan und Alberta. Ausser den galizischen und ungarischen Ruthenen gibt es hier auch ruthenische Emigranten aus Russland. Es sind dies die von der russischen Regierung verfolgten Anhänger einer Sekte, die den heil. Geist leugnet, benannt „Duchoborzi“. — Es muss hier hervorgehoben werden, dass während die Angehörigen einer jeden hier angesiedelten Nation im Besitze aller bürgerlichen Rechte, also auch des Stimmrechtes ist, sobald sie die Landesgesetze in einer der vier Sprachen: englisch, französisch, deutsch oder isländisch lesen können, den galizischen und russischen Auswanderern das Stimmrecht für die ersten sieben Jahre nicht zusteht.

Der grösste Teil der ruthenischen Emigranten, etwa fünf Siebentel der Gesamtzahl, entfällt auf die Vereinigten Staaten. Hier befindet sich auch das Zentrum der Organisation und des geistigen Lebens sämtlicher Ruthenen in Amerika. Am zahlreichsten sind sie hier angesiedelt in: New-York, Baltimore, Dakota, Nebraska, Jeksas etc. Im Staate North-Dakota wohnen auch ruthenische, aus Russland ausgewanderte Protestanten (Stundisten, Baptisten) aus dem Charkower und Kijewer Gouvernement, wie auch Duchoborzi. Den vertriebenen Sektierern folgten aber bald freiwillig orthodoxe Ruthenen und Russen. So befinden sich auf dem freien Boden Washingtons Ruthenen aus allen Teilen ihrer zerstückelten Heimat, aus dem despotischen Zarenreiche, aus der Expositur des polnischen Königreiches in Österreich, aus dem chauvinistischen Ungarn. Hier können sie frei aufatmen, hier unterstehen sie keinen Ausnahmegesetzen, sondern sind Freie unter Freien.

Im geistigen Leben der amerikanischen Ruthenen treten in den Vordergrund die kirchlichen Angelegenheiten. Das ist auch leicht erklärlich. Die Gesamtzahl der Emigranten besteht aus lauter Bauern, die ausser ihrer Religion kaum ein anderes geistiges Gut kennen. Ausserdem aber hat hier die Kirche noch eine andere Bedeutung, sie bildet den Phönix, in welchem die von den russischen Popen und irischen Patres angedrohten ruthenischen Bauern für ihre Nationalität gerettet werden. Bis zum Jahre 1884 lebten die Ruthenen in Amerika ohne eigene Seelsorger. In diesem Jahre kam P. Wolanskyj, der aber bald den Hass der französischen und irischen Geistlichen sich zugezogen hat. Ihnen sagte der verheiratete katholische Geistliche nicht zu (die ruthenischen Priester dürfen nämlich heiraten). Sie glaubten auf dem besten Wege zu sein, die hirtlosen Schafe für ihre Herde zu gewinnen und da kam einer, der sie um die Schur dieser Schafe bringen sollte. Sie eröffneten einen Krieg gegen ihn und taten ihn wegen des Ehestandes in Bann. Endlich erwirkten sie bei der „Congregatio de propagande Fide“ dessen Abberufung seitens des Lemberger Ordinariates. Jetzt sollten nur unverheiratete Geistliche hinüberziehen. Da aber

unter der ruthenischen Geistlichkeit Coelebes nur schwer zu finden waren, folgten dem Rufe der amerikanischen Ruthenen viele verheiratete Geistliche auf eigene Faust. Sie wurden aber merkwürdigerweise toleriert, sobald sie sich den dortigen Bischöfen fügten, da von einer anderen Seite jemand anderer seine habgierige Hand ausstreckte und den letzteren die erhoffte Beute wegzuschnappen drohte. In der Wirrnis der kirchlichen Angelegenheiten sind viele (gegen 8000) unierte Ruthenen zu dem äusserlich dem gr. kath. ähnlichen orthodoxen Ritus übergetreten. Französische Bischöfe und die Propaganda sahen sich genötigt, die Verfolgung der ruthenischen Geistlichen einzustellen. Freilich nur auf kurze Zeit. Denn bald (1894) beschenkte das erwähnte Collegium die Ruthenen mit einer neuen Verordnung, kraft deren die ruthenischen Geistlichen der Jurisdiktion der heimatlichen Bischöfe gänzlich entzogen und nur der Oberhoheit der amerikanischen unterstellt wurden. Jetzt brauchten sich die letzteren gar nicht mehr in ihren Ausschweifungen einzuschränken. Sie verlangten zunächst, dass man ihnen unbedingt die ruthenischen Kirchengüter übergeben solle (10 Kirchen gerieten auch wirklich in ihre Hände), sie sprachen den ruthenischen Geistlichen das Recht ab, manche kirchlichen Pflichten zu erfüllen, oder sie überliessen sie ihnen nur auf eine bestimmte Zeit, sie beriefen dieselben einigemal im Laufe eines Jahres, den Untertanen-Eid zu leisten. Und wenn jemand Einspruch zu erheben versuchte, wurde er schlechtweg exkommuniziert, wie es z. B. mit P. Ardan der Fall war.

Unter solchen Umständen versäumten es manche Subjekte nicht, im Trüben zu fischen. So trat in Kanada ein russischer Pope namens Seraphim auf, der sich rühmte, ein von dem antiochischen Patriarchen geweihter Bischof zu sein und stiftete daselbst seine selbständige Kirche. Er stellte sich die niedere Geistlichkeit aus Kirchensängern zusammen und erwarb sich viele Anhänger unter den russischen und ruthenischen Emigranten.

Zwischen zwei Feuer geraten, den römischen Katholizismus einerseits und die russische Orthodoxie andererseits, vergebens bei den durch Rom unterbundenen heimatlichen Kirchenbehörden um Hilfe bittend, haben sämtliche ruthenische Geistliche Amerikas, vereinigt im „Verein ruthenischer Kirchengemeinden in den Vereinigten Staaten und Kanada“ im Jahre 1902 in Harrisburg Pa, eine Versammlung einberufen, in welcher die Alternative gestellt wurde: Da die päpstliche Kurie die griech. kath. Ruthenen in Amerika stiefmütterlich behandelt und den gr. kath. Ritus der Gnade und Ungnade des lateinischen preisgibt, geben die ruthenischen Geistlichen Amerikas kund, dass sie im Fall, wenn sich die Verhältnisse nicht ändern, das päpstliche Supremat nicht anerkennen und eine nationale ruthenische Kirche stiften würden. Sie verlangten die Aufhebung der den ruthenischen Ritus erniedrigenden Verordnungen der „Congregatio de propaganda fide“, die Schaffung von ruthenischen Bistümern in Amerika, freie Wahl der Bischöfe durch das Volk nach altem ruthenischen Brauche, schliesslich die Gründung eines ruthenischen Patriarchates. Der „Verein der ruthenischen Kirchengemeinden in den Vereinigten Staaten und Kanada“ erhielt hier die offizielle, auch auf die selbständige Kirche zu übertragende Benennung „Ruthenische Kirche in Amerika“ (Little Russian Church of Amerika).

Im Vatikan sah man sich genötigt, irgend etwas zur Rettung der irregangenen Kirchenkinder vorzunehmen. Man kreierte also zwei Visitatorenstellen der griech. kath. Kirchen in Amerika ohne jegliche Machtausstattung, gleichsam zwei Bistümer en caricature. So bleibt denn der frühere Sachverhalt

unverändert bestehen und das Schisma der amerikanischen Ruthenen schwebt in der Luft.

Obwohl, wie ersichtlich, kirchliche Angelegenheiten einen allzugrossen Teil des öffentlichen Lebens der amerikanischen Ruthenen ausfüllen und zu viel Energie absorbieren und obwohl es die unzählreichen Geistlichen allein sind, denen die Organisation und die geistige Entwicklung des emigrierten Volkes obliegt, so lassen sich doch in dieser Hinsicht verhältnismässig bedeutende Fortschritte verzeichnen. Im Jahre 1892 wurde das erste Organ der ruthenischen Auswanderer in Amerika „Swoboda“ (Liberty), Scranton, Pa gegründet. In Kanada erscheint „Kanadyjskyj Farmer“. Ausserdem wurden zahlreiche Bücher und Brochüren gedruckt, deren Herausgabe in letzter Zeit zu einer periodischen Volksausgabe „Słowo“ erweitert wurde. Man plant auch eine Verlagsgesellschaft auf Aktien.

Im Jahre 1894 entstand der „Nationalruthenische Verein“, eine finanzielle Institution, und zugleich das Organisationszentrum der amerikanischen Ruthenen. Der Verein zählte im Jahre 1901 gegen 3500 Mitglieder, darunter 46 Kircheninnungen. Ausserdem gibt es in Amerika folgende ruthenische Vereine: „Ruthenischer dramatischer Verein“ und die „Sitsch“ in Olyphant, Pa, die „Sorja“, einen „Verein für Volks-Aufklärung“ in Pensilvanien, einen „Schaschkewytsch-Schulverein“ in Philadelphia, einen „Schewtschenko-Verein“ u. a.

Das Schulwesen ruht in den Händen der „Ruthenischen Kirche in Amerika“ und der Kircheninnungen, nur steht dessen Gedeihen der Mangel an Lehrkräften im Wege. Im vorigen Monat fand in Olyphant, Pa ein Nationaltag der amerikanischen Ruthenen statt, auf welchem eine Reihe von wichtigen Beschlüssen gefasst wurde. Unter anderem wurde ein Verein „Ruthenisches Nationalhaus“ ins Leben gerufen. Der Zweck des Vereines ist der, die Immigration der ruthenischen Bauern zu organisieren, in allen grösseren Städten Amerikas Nationalhäuser zu erbauen usw. Das erste Nationalhaus soll in New-York erstehen, wo ein Schülerheim Platz finden soll, eine ruthenische Buchdruckerei, eine Bankagentur, ein Arbeits- und Kolonisationsvermittlungsbureau.

So haben die ruthenischen Emigranten in Nord-Amerika festen Fuss gefasst. Wenn wir den Umstand in Betracht ziehen, dass alle die Lebenszeichen der amerikanischen Ruthenen ein Produkt der letzten Jahre sind und dass wir es nur den Bemühungen unzählreicher Männer zu verdanken haben, so dürfen wir auf eine erspriessliche Entwicklung der ruthenischen Kolonien in Amerika hoffen.





Valse melancholique.

Novelle von Olga Kobylanska.

(Fortsetzung.)

Sie beherrschte uns vollständig.

Die Künstlerin verliebte sich in sie wie ein Mann, und erbrückte sie fast mit ihrem heftigen, für Sofijas Wesen zu laut bekundeten Gefühl!

Und ich betete sie stumm an.

Hamie entdeckte jeden Tag eine neue Schönheit in ihrem Wesen, und mit ihrem Äußeren befaßte sie sich wie eine Mutter mit ihrem Kind. Sie kämte selber ihr langes glänzendes Haar und ordnete es nach ihrem eigenen Stil „antique“, ersann für ihr klassisches Profil eigene Krügen und sonstige Kleidungsstücke — und ich liebte sie „ohne Motive“. — Nein, sie beide — liebte ich

Keine von den beiden verlangte diese Liebe von mir als etwas Höheres, Heiligeres im Leben — aber ich selber gab sie ihnen. Und indem ich sie gab — ward ich dadurch selber beglückt. Keine verlangte irgendwelche Art Arbeit von mir für sich, welche zu dem von uns festgestellten Programm nicht gehörte — oder welcherlei Art Dienstleistungen zu ihrer persönlichen Bequemlichkeit — aber ich selber legte sie ihnen zu Füßen. Der einen und der anderen. Die erste empfing sie fast ohne es zu

⁷⁷⁾ Einige ältere Entscheidungen des obersten Gerichtshofes im Sinne der Ansicht Tills (vgl. Ausgabe des allg. bürgerl. Gesetzbuches von Manz-Schey, ad. § 447, Nr. 1) behandeln nur die Hypothek an Immobilien, und zwar im Exekutionsstadium. Sie sind übrigens in thesi mit Bezug auf die Vorschrift der §§ 309, 310 a. B. O. resp. § 325 ff. österr. Exek.-Odg. zweifelhaften Wertes. Vgl. hierzu die Anmerkung in Sellers Ausgabe der Exek.-Odg. ad § 325—327.

⁷⁸⁾ Die Vorschrift der §§ 295 und 296 a. b. B. O. kommen hier natürlich nicht zur Anwendung; sollten nämlich die Viehstücke oder das Wirtschaftsgerät zugunsten des Grundeigentümers verpfändet werden, so muß man hierbei von dem Standpunkte ausgehen, daß diese Pfandgegenstände Eigentum des Kolonen, nicht des Grundeigentümers bilden. Dasselbe muß bezüglich der Früchte behauptet werden, so daß die Entstehung des Pfandrechtes im Zeitpunkt nach der Trennung der Früchte vom Boden angenommen werden muß.

bemerken und die andere neigte sich hiefür nach mir dankbar wie die Blume nach der Sonne.

„Hanne nennt dich mit Recht Weib,“ sprach einmal Sofia zu mir, als ich ihr wieder einmal einen kleinen Liebesdienst erwies. „Du bist schon eine g e b o r e n e Frau und Mutter, während uns beiden, d. h. Hanne und mir, dies erst die Liebe schaffen müßte, und würde dies irgend eine weitere Entwicklung unserer Wesen bilden. Du bist ein noch vom modernen Geiste unberührter, unverletzter Typus des ursprünglichen Weibes, welches uns Kain's Aha vor die Seele bringt, oder andere Frauen aus der Bibel, voll Liebe und Demut. Aber nicht der durch E r z i e h u n g großgezogenen Demut und Liebe, sondern die Demut und Liebe aus erster Hand von Natur aus! Du würdest auch ohne alle Kenntnisse, fast ohne „Erziehung“ dieselbe sein, wie du es jetzt bist. Würdest dich aufopfern infolge inneren Dranges zur Güte, ohne Besinnen und ohne Ansprüche auf irgendwelchen Dank! Du bist der Typus jener tausender, alltäglicher, rastlos arbeitender Ameisen, welche ohne Belohnung zugrunde gehen, und nur dazu leben, um durch ihre Liebe die Ordnung in der Welt aufrecht zu erhalten . . .“

Ich schämte mich ihrer schönen Worte, und verhüllte mein Antlitz mit den Händen. Ich fühlte, daß ich durch irgend etwas tiefer, weit tiefer unter ihr stand; daß ich ihr gegenüber nur irgend eine gewöhnliche Arbeiterin war Und sie . . . als fühlte sie gleichsam dies mein Bewußtsein heraus, wollte mich zu sich erheben und sagte:

„Aus dir wird einmal eine prachtvolle Mutter werden, Martucha!“

„Aus dir nicht minder,“ versicherte ich sie, ihre wunderschönen, weißen Hände küßend.

Sie zog die Stirne finster, und um ihre Lippen erzitterte es.

„Aus mir — nicht!“ schnitt sie düster ab, wie wenn ich sie verletzt hätte.

„O, gewiß würdest du! — soviel Schönheit und Feinheit . . .“

„Ich würde alle mit meiner Liebe zugrunde richten, den Mann und die Kinder,“ erwiderte sie mit bebender Stimme, den Blick rasch nach unten senkend. „Ich bin nicht eine von denen, die mit Maß lieben!“ Und mit einem flüchtigen, bitteren Lächeln lenkte sie das Gespräch auf Hanne.

„Sie ist eine Künstlerin. Unruhig, veränderlich wie das Meer, aber auch so schön wie das Meer. Wer doch die Kraft besäße, sie für immer an sich zu fesseln!“

„Auch an sie wird die Reihe kommen!“ warf ich ein.

„Es wird niemals die Reihe an sie kommen. Sie ist vom Grund aus Künstlerin; wenngleich ihre Werke vielleicht niemals einen europäischen Ruhm erreichen werden. Dagegen gibt es kein Mittel. Weder der Mann noch die Kinder werden sie davon heilen. Dazu ist sie schön. Sie ist die Schönheit selber und es wäre schade, diese künstlerisch zugeschnittene Seele in das Format durchschnittlicher Frauenjeden einzuzwängen. Sie sollte sich voll ausleben . . . so wie sie ist.“ Aber sie schloß sich nicht so an sie an, wie an mich.

Sie sprachen oft ganze Abende über die verschiedensten Themen, stimmten in den wichtigsten Punkten der Lebenserscheinungen, wie auch sonst in vielen Anschauungen über allerlei überein — allein die Art selber, wie die Künstlerin fühlte — schien es — verlegte diese ungewöhnlich fein organisierte Natur.

Manchmal, in einzelnen Momenten zog sie sich von ihr zurück . . . wie zurückgestoßen von der Ahnung irgend eines Schmerzes, der ihr von dieser starken, übervollen Natur zukommen sollte . . . Allein die Künstlerin merkte dies nicht einmal. Sie liebte sie leidenschaftlich und versicherte, daß sie ein direkt vom Himmel geflatterter Engel sei, just ein für sie herabgeflatterter Engel, den sie mit ihrem

Talente verewigen soll! — Und mir redete sie unausgesetzt, daß sie mit ihrer Wärme diesen typus antiquus aus seinem klassischen Gleichgewichte bringen wolle.

Bei Hanne versammelten sich an manchen Tagen einige Mädchen, denen sie Unterricht im Zeichnen erteilte. Gegen das Ende der Stunde zu wurden sie gesprächiger und legten öfters ihre Gedanken und Gefühle allzu offen an den Tag. — Alsdann begann die „Musik“ — so nannten wir sie — ihre Hände aufmerksam zu betrachten, wie wenn sie an ihnen ein Fleckchen entdeckte, — erhob sich — und als erblickte sie eine schadhafte Stelle an ihrem Rocke, die ausgebessert werden müsse, verließ sie langsam das laute Zimmer.

Die Mädchen waren darüber froh. Sie behinderte sie durch ihre Anwesenheit. Erstens — weil sie von uns allen die Älteste war, und zweitens . . . in ihr war etwas, was Feinheit im Denken und Benehmen gegen sie erforderte, und dies beeinträchtigte ihre Ungezwungenheit.

* * *

Die häuslichen Arbeiten teilten wir gewissenhaft unter uns. Jede von uns hatte ihre Woche. Wenn die Reihe an sie kam, den Tee und dem Ähnliches herzurichten, freuten wir uns ordentlich darauf. Die Künstlerin pflegte sich gemütlich auf ihrer Ottomane zu strecken und ich geriet in die allerbeste Stimmung.

Sie nahm die Sache sehr ernst. „Man muß auch in solchen Dingen die schönen Seiten herausfinden, dann werden sie einem nie zur Last!“ Des Abends die Jalousien herunterlassend, verstopfte sie auch die kleinsten Lücken und Spuren, damit niemand hereinsehe, wie wohl sie überzeugt war, daß niemand zu uns hereinsehen konnte, denn unsere Fenster lagen hoch und die Jalousien waren neu und dicht. Dann stellte sie schon ruhig den Samowar auf und begann zu „wirtschaften“. Es schien — wenn sie sicher war, daß niemand Fremder sie sehen würde — als belebte und erwärmte sie sich. Als verwandelte sie sich in ein anderes Wesen, warm und zugänglich, unvergleichlich im Erfinnen der verschiedenartigsten Einfälle, das häusliche Leben zu verschönern und befanglich zu gestalten. Allein, wenn gerade damals jemand unerwartet ins Zimmer trat, zog sie sich in sich „selber“ zurück, und sich in den dunkelsten Winkel verkriechend, saß sie dort unbeweglich, schweigend die ganze Zeit. (Fortsetzung folgt.)





Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 11.

Erstes Juniheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland.

Eine Enquete.

I.

Unsere Muttersprache ist bekanntlich in Russland proskribiert. In dieser für die kulturelle Entwicklung des grössten Teiles unserer Stammesgenossen so wichtigen Angelegenheit veranstalten wir eine Enquete, um darüber Zeugnis zu legen, wie die europäische Kulturwelt über diese in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel dastehende Massnahme denkt.

Wir beginnen nun mit der Veröffentlichung der uns gefälligst eingeschickten Zuschriften — und zwar in chronologischer Ordnung

Adolf Hedin.

Mitglied des schwedischen Reichstages.

Stockholm.

Sie können sich gewiss die Verblüffung derer nicht vorstellen, denen ich von dem Stand der Dinge gesprochen habe, welche uns die „Ruthenische Revue“ und Ihre Ausführungen enthüllen. Wir sind leider an die Schilderungen von Verfolgungen, die unsere skandinavischen Brüder in Schleswig und die Polen in Preussen von der preussischen Regierung zu erleiden haben, ziemlich gewöhnt. Aber das russische System der geistigen Betäubung, der moralischen Erstickung, überrascht uns. Ein solcher Grad von Raffiniertheit ist unerhört.

Diese Verwechslung der Sprachen, beruhend auf der willkürlichen und absurden Benennung („klein-russisch“), hat den Zweck, die ruthenische Sprache und die ruthenische Nationalität als dem

grossrussischen (moskovitischen) Volke untergeordnet hinzustellen. Die Resultate der seit den letzten 35 Jahren datierenden Versuche, mittelst der historischen Wahrheit die Bevölkerungsverhältnisse dieser Länder zu beleuchten, haben die Bemühungen der russischen Politik, die Ergebnisse der Wissenschaft zu verwirren, noch nicht vereitelt. Es wird daher von Nutzen sein, die Auflehnung der historischen Wissenschaft und der politischen Gewissenhaftigkeit, in deren Dienst die französische Presse trat, zu neuem Leben zu erwecken. Zuvörderst sind wir H. Kasimir Delamarre, Mitglied der Geographischen Gesellschaft und Sekretär der Zentral-Kommission, für den ersten Weckruf verbunden, und ich hoffe, dass die „Ruthenische Revue“ diese wiederhallenden Protestkundgebungen auch fernerhin mit Erfolg erneuern wird.

„Ein 15 Millionen starkes Volk von der Geschichte vergessen“ ist der Titel der Broschüre des H. K. Delamarre (Paris 1869), über die H. Josef Garnier, ständiger Sekretär der Gesellschaft der politischen Ökonomie, in einer Sitzung der Gesellschaft (Journal des Economistes 1869, 11: e du fevrier) folgenden Bericht erstattete: „In Form einer Bittschrift an den Senat fordert H. Delamarre die Professoren der Geschichte auf, sich über den Tatbestand zu informieren, die Ruthenen von den Moskovitern zu unterscheiden, vermöge dessen die destruktive Rolle der letzteren ans Licht gebracht würde.“

Zur selben Zeit hat der ausgezeichnete Historiker Henri Martin im Siècle (vom 18. Februar 1869) bewiesen, wie doppel-sinnig die Politik der russischen Regierung ist, inbezug auf das ruthenische Volk. H. Martin konnte nicht umhin zu bemerken, dass selbst die Arbeiten des Louis Léger nicht immer von der Unklarheit frei sind, was den moskovitischen Tendenzen so gute Dienste leistet.

Da fällt mir ein, dass derselbe Irrtum das Werk des H. August Schleicher „Les langues de l'Europe moderne“ (1852) entstellt hat, worin der Verfasser die Meinung aussprach, dass die Sprache, die von den Ruthenen oder Rusniaken in Galizien, in Nordungarn und in der Bukowina gesprochen wird, eine Abart der kleinrussischen sei. Wenn ich mich nicht irre, hat der gelehrte Professor diesen Fehler in einem ausgezeichneten Buche: „Die deutsche Sprache“ (1861) korrigiert, indem er ausdrücklich erklärte, dass das Ruthenische keineswegs ein Dialekt der russischen Sprache ist, sondern vielmehr eine selbständige slavische Sprache, gleich anderen slavischen Sprachen derselben Kategorie.

Zweifellos wird es von der grössten Bedeutung sein, fleissig in den Zeitschriften und in der populären Literatur, vor allem aber — wie das Delamarre gewünscht hat — in den Schulbüchern (Handbücher für die Geographie und Geschichte) diese Sprachverwechslung zu verfolgen.

Es ist uns hier nicht um eine der Doktrinen zu tun, von geringer Bedeutung, nicht um eine scholastische Dispute, um einen dieser gelehrten Wortstreite, die Voltaire in einer so lustigen Weise gekennzeichnet hat.

Der von der „Ruthenischen Revue“ veröffentlichte Ukas enthüllt diese ganz offenkundige Absicht, ein Volk zu denationalisieren, es intellektuell zugrunde zu richten. Ein Volk denationalisieren — was soll das heissen? Ich will Ihnen meine Meinung sagen, alles das bei Seite lassend, was grausam daran ist, sondergleichen unmenschlich und was vielleicht zahlreiche Generationen darunter zu leiden haben.

Abgesehen von diesen mehr vorübergehenden Leiden — was will eine solche Massregelung sagen, wie sie der Ukas vom Jahre 1876 vorschreibt?

Die Drohung, ein Volk von mehreren Millionen zu denationalisieren, das heisst, die Zivilisation mit einem unberechenbaren Verlust bedrohen. Eine forcierte Einförmigkeit tötet die intellektuelle Unabhängigkeit, die Vitalität der moralischen Kräfte, denen die Traditionen einer langen historischen Entwicklung einen besonderen Charakter verleihen; es ist eine Vernichtung einer der schöpferischen Reichtümer der menschlichen Kultur. Die Vielseitigkeit, das freie Wachstum, die freie Entwicklung alles dessen, was eine Nation bildet, machen es möglich, ihrerseits für das Gesamtgut der Zivilisation, für den Fortschritt der Menschheit zu arbeiten. Einförmigkeit ist kein Zivilisierungsmittel, es sei denn, dass sie Äusserlichkeiten betrifft: die Kommunikation, das Münzwesen, internationale Sanitätseinrichtungen, Verträge, die Erfindungen befördern etc. Aber wenn es sich um höhere Kundgebungen des nationalen Lebens handelt, um die Ideale des nationalen Glaubens und Strebens und andere geistige Güter, um die Art und Weise das gesellschaftliche Leben zu verstehen und um die Form, in welcher sich dieses Leben offenbart — führt die Einförmigkeit einen mehr oder minder raschen Tod der nationalen Vitalität herbei.

Die Sprache, das ist der Atem der Nation. Das intellektuell und moralisch unabhängige Leben einer Nationalität zu ersticken, das bedeutet doch, die Zivilisation einer Fortschrittskraft zu berauben, die nichts zu ersetzen vermag. Eine einförmige Masse vergrössern, ist — tote Gewichte anhäufen, nicht aber rege Kräfte, die Lebenstrieb einer Gesellschaft. Jeder Untergang eines Elementes der Vielseitigkeit ist der Untergang eines Lebenselementes. Und gerade dieser Untergang einer einzigen Gesellschaft, eines einzigen Staates wird indirekt zu einem Schaden für die gesamte Zivilisation.

Mr. Oscar Browning,

Universitäts-Professor in Cambridge.

Es freut mich, Gelegenheit zu haben, meine Sympathien für Ihre Sache und mein Bedauern über die Massnahmen der russischen Regierung zur Unterdrückung der ruthenischen Sprache kundzugeben. Abgesehen von der Ungerechtigkeit derselben, erscheinen sie mir als sehr kurzichtig. Es ist wahr, dass die Gegenwart Zeugin der Gründung grosser Kaiserreiche und der Schaffung grosser politischer Unionen ist, nach meiner Ansicht aber kann diese Bewegung nur mit Sicherheit vonstatten gehen, wenn sie von vorsichtiger Erhaltung der kleinen politischen Unionen begleitet

ist. Es ist in der Tat notwendig, dass letztere sogar noch eine grössere individuelle Kraft haben sollten, je mehr das ganze Reich sich ausdehnt. Die Geschichte lehrt vielfach, dass ein unglückliches Resultat zu erwarten ist, wo dies nicht beachtet wurde. Von den Mitteln zur Erhaltung der Individualität ist die Sprache das mächtigste und die gegenwärtige über ganz Europa verbreitete Bewegung, die dahin geht, die Sprachen der kleineren Völker am Leben zu erhalten, zu stärken und zu reinigen, muss also als gesunde Aktion und in der Tat als Teil desselben natürlichen Impulses, der zur Konsolidation grösserer Reiche führt, betrachtet werden.

Ich hege grosse Sympathie für die vlämisch, welsch, irisch, rumänisch und finisch sprechenden Völker und würde alles tun, deren Sprache vor dem Untergang zu retten. Das Ruthenische hat denselben oder sogar stärkeren Anspruch auf Schutz als diese. Deshalb sollten alle Männer von Intelligenz und politischer Einsicht das Gewicht ihrer Autorität dazu verwenden, solch mörderischen Massregeln — wie Sie sie abzuwehren bestrebt sind — zu opponieren.

Johannes Schlaf,

Berlin-Wilmersdorf.

Die Ruthenen kämpfen für ihre Sprache: sie kämpfen um ihre lebendige Seele! — Wer sollte Ihnen da nicht Sympathie schenken und wer sollte ihnen da nicht Ermutigung zurufen? — Ein Staatswesen gedeiht dann am besten und ist dann am lebendigsten, es hat dann die höchste Kultur, wenn es sich aus kräftigen und selbständigen Individuen zusammensetzt und wenn es deren freien Bund und Zusammenschluss bedeutet. Schablonisierung, Knechtung und Unterdrückung dieser Individualität bedeutet Selbstschwächung des Staatswesens. Möge solche Erwägung und Erkenntnis dem grossen russischen Reich einen seiner besten, fruchtbarsten und edelsten Kulturfaktoren bewahren!

Mario Rapisardi.

Universitäts-Professor in Catania.

Das Edikt vom Jahre 1876 ist ein Faustschlag gegen die Zivilisation! Es ist auch nicht zu verwundern. Ist denn die Existenz eines despotischen Regierungssystems nicht eine fortwährende Verletzung der höchsten und teuersten Güter der Menschheit?

Traurig sind die Lebensbedingungen eines Volkes, dem keine anderen Waffen geblieben, als die Vernunft — um seine Rechte zu behaupten und sich der Gewalttätigkeit seiner Bedrücker zu erwehren. Was vermag das Wort der freien Wesen anderes, als dasselbe aufzumuntern, stolz vorwärts zu schreiten, energischen Protest gegen die Bedrückung zu erheben und zu hoffen, dass früher oder später eine jener sozialen Umwälzungen alle auf Vorrechten, Verbrechen und Grausamkeiten beruhenden Regierungssysteme weggefegen werde!



Panslavismus und Panrussismus.

(Zeitgemässe Betrachtung.)

Die slavischen Gelehrten, die sich für die kulturelle und nationale Wiedergeburt aller slavischen Stämme begeisterten, dachten nicht daran, dass man einst ihre Theorie in den Dienst der reaktionärsten Bestrebungen stellen werde — dass die von ihnen propagierte slavische Wechselseitigkeit zu einer Wechselseitigkeit der herrschsüchtigen Elemente werden und nur einen Anstandsmantel der Ausbeutung und Unterdrückung der schwächeren „slavischen Brüder“ bilden solle. Die an und für sich löbliche Theorie der ersten Panslavisten enthielt zu grosse Widersprüche, um auch im praktischen Leben ihre ursprüngliche politische Keuschheit bewahren zu können. Diese wollten nämlich auf der Grundlage der vermeintlichen Blutsverwandtschaft aller Slaven ein System der politischen Reziprozität aufbauen, um die kleineren slavischen Stämme in deren schwerem Kampfe ums nationale Dasein erfolgreich unterstützen zu können. Sie wollten also die nationale Individualität der einzelnen slavischen Völker keineswegs zugunsten der grösseren Stämme geschwächt wissen. Im Gegenteil, die Stärkung der nationalen Individualität der einzelnen Slavenvölker war der Hauptzweck ihrer politischen Kombinationen.

So verstand diese Theorie auch Franz Palacky, einer der Schöpfer des Schlagwortes von der slavischen Wechselseitigkeit. Er antwortete daher im Jahre 1873 dem russischen Professor Makuschew: „ . . . Wenn wir jedoch einmal aufhören müssten, Tschechen zu sein, da wird es uns ganz gleichgiltig sein, Deutsche, Italiener, Magyaren oder Russen zu werden . . .“ Er lehnte auch die Illusionen von der Bildung und Einführung einer allslavischen Sprache ab. — Diesem idealen Panslavismus gegenüber verhielt sich jedoch die russische Regierung äusserst feindlich und verfolgte z. B. rücksichtslos die Angehörigen der von solchen Ideen beseelten, ruthenischen „Brüderschaft Cyrylls und Methods“ in Kijew.

Doch die schöne Theorie der ersten Panslavisten war — wie bereits angedeutet — von Anfang an unhaltbar. Denn sie beruhte auf der summarischen Behandlung der diametral sich widersprechenden Interessen einzelner Slavenvölker und musste zugunsten der unerbittlichen Wirklichkeit immer neue Konzessionen machen — bis schliesslich der offizielle russische Panslavismus, der eigentliche Panrussismus, ihren Platz einnahm. — Die russische Regierung bedient sich gerne nicht nur einzelner Söldlinge, sondern auch der ganzen Parteien, die im Auslande ihre Geschäfte besorgen. So wurde auch die panslavistische Theorie von der genannten Regierung monopolisiert und in den Dienst des russischen Imperialismus gestellt. Heute darf sich nur mehr das slavenfreundlich nennen, was die russische Expansionspolitik fördert. Mag sein, dass die russische Eroberungsmacht nicht so weit vordringen werde, wie ihre politischen Vorposten, doch der durch die neopanslavistische Agitation gelockerte Kordon bedeutet keinen festen

Damm und schliesst nicht die Hoffnung aus, einmal verschoben zu werden. . . .

Palacky sagte im österreichischen Herrenhause: „Die Ungarn werden genau so wie die Tschechen für die Zukunft durch das Schicksal dazu getrieben, sich staatlich einem grösseren Ganzen anzuschliessen und den Lebensbedingungen dieses grösseren Ganzen sich zu unterwerfen.“ Diese Theorie ist nun zum Kernpunkt des Neopanslavismus geworden. Allerdings mit der Modulation, dass dieses „grössere Ganze“ nunmehr Russland heisst und nicht, wie bei Palacky — Österreich. Die slavische Wechselseitigkeit wurde nun begrifflicherweise aus dem panslavistischen Katechismus ausgeschaltet.

Wie sich die russische Regierung, von der panrussischen Phantasmagorie geblendet, oft zu den kuriosesten Massnahmen verleiten lässt, ebenso überschreitet die grosszügige Agitation der in Diensten der genannten Regierung stehenden Panslavisten oft das Mass des Glaublichen. Der, von den offiziellen Kreisen oft als Sprachrohr benützte, russische Publizist Arabatskij stellt in seiner „Russlands Landkarte der Zukunft“ die Ausbreitung des Zarenreiches über ganz Mitteleuropa in Aussicht. Er bezeichnet nicht nur die Städte: Lemberg, Krakau, Prag, Posen sondern auch Wien, Budapest, Bukarest, Sofia, Belgrad und Konstantinopel als die Hauptstädte der zukünftigen russischen Provinzen. Wem die Verhältnisse näher bekannt sind, der wird wissen, dass solche Landkarten der Zukunft in den Köpfen vieler seriöser Politiker in Russland existieren. Solch phantastische Pläne werden auch auf allen panslavistischen Kongressen und in den Versammlungen entwickelt. Letzthin tagte in Prag ein allslavischer Studentenkongress. Es wurde daselbst durch Akklamation eine Resolution beschlossen, in welcher: 1. Die Errichtung einer russischen Universität in Lemberg und der russischen Lehrkanzeln an den Universitäten in Krakau, Czernowitz und Wien; 2. die Einführung der russischen Unterrichtssprache an allen Volks- und Mittelschulen Ostgaliziens; 3. die Einführung des obligaten Unterrichtes der russischen Sprache an allen Unterrichtsanstalten Westgaliziens — verlangt wird. Die dagegen protestierenden Ruthenen wurden zum Worte überhaupt nicht zugelassen. (Dieselben veröffentlichen nun in den Zeitungen einen Protest gegen den erwähnten Beschluss.)

Es ist bezeichnend, dass bei all' diesen Kundgebungen Wien als eine wichtige Etappe des vorrückenden Panrus-sentums im Westen betrachtet wird, etwa wie Port-Arthur im Osten — nur dass man hier auf kein so dreistes Volk zu stossen hofft, wie es die widerpenstigen Japaner sind. Denn dank der Geschicklichkeit der russischen Diplomatie hat die russische Politik überall in Westeuropa grosse Fortschritte gemacht. Alles buhlt heute um die Gunst des weissen Zaren, alles glaubt, dessen Bestrebungen Vorschub leisten zu müssen. Man wird teils geblendet, teils eingeschüchtert, teils von der russischen Staatskunst irreführt. Und doch betrachtet man in Russland ganz Westeuropa als ein

nicht nur fremdes, sondern auch „feindliches Milieu“; die westeuropäische Kultur als etwas Profanes, dem slavischen Geist Schädliches; jedes Bündnis mit den westeuropäischen Staaten als „eine vorübergehende Erscheinung auf dem Wege, dem Russland seit Peter dem Grossen zustrebt“ — denn *divide et impera* ist das Leitmotiv der russischen Diplomatie.

R. Sembratowycz.





Valse melancholique.

Novelle von Olga Kobylanska.

(Fortsetzung.)

Eines Tages überfiel das vis-à-vis unserer Wohnung — weg — und es zog — ein junger Techniker mit seiner Frau ein. Aus den Möbeln, die hereingebracht wurden, war zu ersehen, daß es wohlhabende Leute waren. Als sie von der neuen Nachbarschaft erfuhr, veränderte sie sich schrecklich. Ein unbeschreiblicher Haß malte sich in ihren für gewöhnlich ruhigen Zügen und die Augen entbrannten in einem bösen Feuer

Instinktmäßig fühlte ich, daß die Ursache in den Unbekannten lag — hatte aber keinen Mut zu fragen, oder sonst was zu sagen, und sie selber sprach kein Wort. Sie wandte sich vom Fenster ab und trat ans Klavier heran.

Dann begann sie zu spielen.

Sie begann leicht, von oben hin, mit wenigen Klängen einen Walzer.

Der erste Teil war heiter, graziös und elegant.

Der zweite veränderte sich.

Es begann ein Herumsuchen in den Klängen, eine Unruhe — eine verzweifelte Unruhe! Sie hielt sich immer wieder in den Bassklängen auf, bei den höheren und den tieferen, dann aber verließ sie sie und überging in rasenden Läufen zu den hohen Tönen. Von hier aus rannte sie von neuem in wahnwitziger Eile mit einzelnen Akkorden voll Weinens zu den Bässen, und wieder kam das Herumwühlen und Suchen voll Verzweiflung und Unruhe, immer von neuem, Ton an Ton, dicht bei einander voll Drängens und Angst und dann abermals die rasenden Läufe . . .

Die heitere Harmonie verlor sich. Es blieb nur ein fast wahnwitziges Weh zurück, an den Gefühlen erbarmungslos zerrend, hier und da unterbrochen von einzelnen heiteren Klängen gleich flüchtigem Lachen . . .

Sie spielte mehr als eine halbe Stunde, dann brach sie inmitten einer Tonleiter, die zu den höheren Tönen raste, mit einem Akkorde unjünglicher Trauer jäh ab.

Der Mond leuchtete und beleuchtete die ganze Wand, und den Platz wo sie saß . . .

Als sie zu spielen beendete, legte sie auf eine Weile die Arme am Rotenpulte übereinander, und ließ den Kopf darauf sinken.

Totenstille.

Und dennoch fühlte ich, daß sich in ihrer Seele der ganze Walzer abspielte, so wie sie ihn soeben beendet und daß sie seinen Eindruck nicht los werden konnte. Diese schmerzlichen Läufe und Tonleiter und das unruh'volle Herumwühlen in den Bassklängen.

Ich fürchtete die Stille zu unterbrechen.

Und es war dies auch keine gewöhnliche Stille. Es war das eine Stille voller Spannung und erstickten Leides . . . es begann aus ihr etwas zu wachsen und Formen von verhängnisvollen Schatten anzunehmen.

Plötzlich erhob sie den Kopf und begann von neuem das'elbe zu spielen.

Ein leichter, graziöser Anfang, und dann der zweite Teil.

Sie spielte beinahe verbissen, als kämpfte sie mit irgend etwas aus all' ihrer Kraft, brach dann abermals in der Mitte mit jähem Akkorde des Schmerzes ab . . .

Sie preßte die auseinandergepreizten Finger an die Schläfen und atmete auf. Jetzt unterbrach ich selber das Schweigen.

„Das war ein Walzer, Sofija?“ fragte ich zögernd.

„Ein valse.“

„Er ist schön . . .“

„So? . . . Das ist . . . Valse melancolique.“

„Wessen Komposition?“

„Die meinige.“

„Hast du ihn in Noten?“

„Nein. In der Seele . . .“

Und verstummte.

Ich wollte noch fragen, nach welchem Motive sie ihn komponiert hatte, aber ich fand nicht den Mut dazu. Der Ton, in dem sie sagte: „Nein, in der Seele“

verbot sich von vornherein alle weiteren Fragen. Wenn sie schwieg, redete ihre Seele schweigend weiter. — Jede Bewegung, jeder Blick und jedes Lächeln bekamen bei ihr gleich einen Sinn und wurden eine Fortsetzung des inneren Lebens, weil sie mit ihnen nicht überflüssig und über Maß verfügte. Es schien — eine ungewöhnliche Kraft war hereingezwängt in die klassische Form einer unerschütterlichen Ruhe und deshalb mahnte sie an den klassischen Typus voll von vollendeter Schönheit in Form und Bewegungen, während sie im Denken durchwegs modern war.

* * *

Eines Tages fühlte ich mich sehr unglücklich.

Die englischen Konversationsstunden wurden für mich immer unerträglicher. Der junge Professor besuchte die junge Deutsche auch zu Hause, und wenngleich ich ihm in seinem Betragen gegen mich keine Falschheit vorwerfen konnte, machte mich schon der Umstand allein, daß er sie besuchte — sehr unglücklich.

Mir verging die Lust in diesen Stunden zu sprechen und meine ganze Konversation bestand nur in kurzen trockenen Antworten, wenn sich jemand von den Anwesenden mit Fragen an mich wandte. Das Leben war unerträglich, denn ich fühlte deutlich, daß ich ihn liebte . . .

Hanne war vom Hause abwesend, ich warf mich aufs Sopha und das Gesicht in den Polster gepreßt, weinte ich.

Ich weiß nicht, wie lange ich weinte, aber plötzlich fühlte ich, wie mich jemand kräftig an den Schultern rüttelte und dann vernahm ich über mir die Stimme Sofijas.

„Weib!“

Ich erhob mich.

Sie stand vor mir, hoch und ruhig und sah mich mit ihren großen traurigen Augen an . . .

„Weshalb weinst Du?“

Ich erzählte ihr meine ganze Geschichte.

Sie hob die Brauen in die Höhe und sprach: „Weshalb also weinst du?“

„Genügt das nicht, um vor Schmerz zu sterben?“ gab ich zur Antwort. Sie zuckte mit den Achseln, wie wenn sie sagen wollte: „Nun, für dich genügt auch das!“ und antwortete nichts. Als ich mich zwang, die Tränen zurückzuhalten und es mir nicht gleich gelang, begann sie: „Den Stolz, den uns die Natur in die Seele legt — solltest du mehr pflegen. Dies ist die einzige Waffe des Weibes, mit der es sich tatsächlich auf der Oberfläche des Lebens erhalten kann. Du wirst dereinst Mutter werden . . .“

„Was bedeutet der Stolz im Vergleiche zur Liebe?“ fragte ich.

Da verbarg sie das Antlitz mit einer leidenschaftlichen Bewegung in die Hände und stöhnte beinahe auf: „Überall dasselbe! überall dasselbe!“ Und sich erhebend, fügte sie hinzu: „Und was bedeutet die Selbsterniedrigung vor einer unwürdigen Person? Du hörst es?“ Und ihre Blicke flammten haßerfüllt auf, so wie damals, als sie von der Ueberfiedlung des jungen Technikers in unsere Nachbarschaft erfuhr. Ich fühlte einen tiefen Schmerz in ihrer Stimme und das Antlitz in ihrem Schoß bergend, fragte ich ganz leise: „Hast du geliebt „Musi!“?“

„Ich habe geliebt . . .“

Stille.

„Du hast geliebt Musil!“

„Ich habe geliebt . . .“

„Sehr?“

„Es giebt eine Art von Frauenliebe,“ erwiderte sie mit bebender Stimme,

als fürchtete sie zu sprechen, „welche der Mann nie verstehen wird. Solch' eine Liebe, die mich voll zu entwickeln hatte . . . nein, die mich zur Vollendung aufblühen zu lassen hatte — schenkte ich ihm. Nicht von heute zum Morgen, sondern für immer. Jede seiner Bewegungen war mir ein Bedürfnis, sein Anblick war mir ein Bedürfnis, seine Stimme war für meine Seele ein Bedürfnis, seine Fehler und guten Seiten . . . Er war mir ein Bedürfnis, auf daß ich vollendet werden sollte und damit vieles, was noch in mir schlief, erwachen sollte. Er hatte meine Sonne zu werden gehabt, in deren Lichte und Wärme ich mich voll zu entwickeln hatte. Ich hatte noch anders zu werden gehabt; weiß schon nicht mehr wie . . .

Zu diesem Aufblühen meiner Seele brauchte ich nur noch ein paar Worte seiner Liebe. — Wir hatten niemals miteinander von Liebe gesprochen. Sie existierte zwischen uns nur als stumme Musik . . . so wie die Blume mitunter nur einen leisen Windhauch zum vollen Aufblühen braucht ohne Rücksicht darauf, was hernach geschehen werde — aber er sprach sie nicht aus. Er hatte sie in der Seele, er trug sie in den Augen, sprach sie aber nicht aus . . . Und ich forschte nach der Ursache jenes Schweigens, welches mich tötete; suchte . . . nein, ich suche sie noch jetzt und kann sie nicht entdecken! — Ich schüttete ihm alle Lilien meiner Seele vor die Füße und er hatte sie nicht erkannt! Er dachte, es seien solche Blumen, die welken und dann im Wasser von neuem aufblühen. Aber nur die Lilien allein blühen im Wasser nicht mehr von neuem auf. Er hatte mich nicht verstanden. Den Charakter meiner Liebe hatte er nicht verstanden.

„Da Gott nicht überall sein konnte, so schuf er die Mütter“, lautet ein arabisches Sprichwort. Die Mütter konnten nicht überall sein und schufen Töchter und Söhne. Die Söhne für die Töchter und die Töchter für die Söhne. Er war der Sohn, für den mich meine Mutter geboren hatte! Aber während ich meine Seele vor ihm auseinanderlegte, dachte er . . .“

„Nein, nein . . .“ rief sie plötzlich, das Antlitz mit den Händen verhüllend, „ich werde es weiter nicht aussprechen!“

„Eines Tages,“ fuhr sie weiter nach einem Momente schweren Aufatmens fort, „scheiden wir beide auseinander . . . so . . . als wie von heute zum „Morgen“, und ich mit einem Näckeln auf den Lippen und der Sonne in der Seele, denn wir sollten uns wiedersehen. Und sahen uns nicht mehr.“

„Er reiste fort, oder besser gesagt, er entfloh.“

„Bist du Martha niemals in einer großen Stadt von der Seite deiner Mutter verloren gegangen? Ich bin einmal als siebenjähriges Kind verloren gegangen — und ein solche Verzweiflung, solchen Schmerz und Schrecken fühlte ich zum zweitenmale wieder erst damals als ich mich plötzlich ohne ihn sah! — Ich wußte nicht, was mit ihm geschehen sei, denn er kam nie in unser Haus. Ich suchte ihn dort, wo ich gewöhnt war, ihn zu sehen. Und dann auch dort, wo ich ihn nicht sah. Ich suchte ihn mit Verzweiflung in der Brust, rannte in den Straßen unter den Menschen umher und daß ich nur nicht jeden anhielt und fragte: „Habt Ihr ihn nicht gesehen? Er war, und ist nicht mehr da. War, und ist nicht mehr!“

Aber niemand hatte ihn gesehen.

Seit dieser Zeit hörte ich auf, vom Herzen zu lachen.

Später erfuhr ich, daß er in seiner Stellung verfest wurde und wegreiste. Er nahm keinen Abschied von mir, weil — wie er sagte, er nicht den Mut hatte, mir das Herz zu brechen. Ich war nur zum Lieben, sagte er und gehörte nicht zu denen, die man zu Gattinnen macht . . . — Daß du es weißt, Martha“ — fuhr sie mit beruhigterer Stimme fort — „dies ist kein

Märchen, es ist Wahrheit. Und er hatte mich geliebt. . . . Er hatte später die Tochter eines Bierbrauers geheiratet und wohnt jetzt . . . da . . .

Aber er ist schon nicht mehr derselbe von früher; mit freiem Gemüte und einem eben solchen Geiste. Sie hatte ihn derart beherrscht und umzuändern verstanden, daß er den ursprünglichen Charakter seines Wesens verloren hat. Er ward zur objektiven Maschine und alle Buntheit, aller Klang seines Wesens, alle Elastizität seiner Seele schwanden. Gleichsam ohne Charakter ist er geblieben . . .“

„Und du triffst nicht mehr mit ihm zusammen?“ fragte ich.

„Nein. Nur dreimal bin ich ihm begegnet. An mir vorbeigehend sah er mich derart an, als wollte er mich für immer an sich fesseln, für immer! Mit einem Blicke, Martha, der mir die Füße küßte.“ -- Dann lachte sie leise auf, daß mich ein Schauer durchfuhr. -- „Er bedauert seinen Schritt und trauert um mich Martha,“ -- fügte sie mit gesenkter Stimme hinzu. -- „Bedauert und sagt, daß ihn das Gefühl verfolge, wie wenn er mein Weinen hörte, ein leises ersticktes Weinen, welches den ganzen Körper schüttelt, weil es heimlich ist . . . Aber ich weine nicht mehr. Habe überhaupt nicht geweint. Es tut mir nicht leid um ihn. Er lehrte mich den Haß und tauchte mein ganzes Wesen vom Scheitel bis zur Sohle in Demütigung. Er war es, der mich dies häßliche Gefühl zuerst fühlen ließ. Von Zeit zu Zeit fühle ich diesen schmutzigen Fleck auf meiner Seele und werde ihn wahrscheinlich nie wegwischen. Ich schenkte ihm meine Seele, breitete sie vor ihm wie einen Fächer auseinander und er . . . der Bäuering!“ -- Mit unfäglicher Verachtung sprach sie dies Wort aus. -- Es schien -- wenn er dies Wort und den Ton mit dem sie dies Wort aussprach, vernommen hätte -- er hätte sie ermordet.

Und mehr liebte ich niemanden in meinem Leben. Aber es ist gut“, -- fügte sie mit einem vollaufleuchtenden Blicke nach dem Zimmer hin, darinnen sich ihr geliebtes Instrument befand, -- „denn ich kann die ganze Seele dem „Resonanzboden“ zuwenden. Und ich wende sie ihm auch zu! Wenn ich mich zu ihm lege, so finde ich das Gleichgewicht der Seele wieder, kehrt nur mein Stolz zurück; ein Gefühl, welches ich sehr, sehr hoch schätze. Darum spiele ich ihm auch in Tönen, wie er sie von niemandem vernehmen wird, und werde ihm bis zum letzten Atemzuge spielen. Ich weiß es. Und er wird mir treu bleiben. Er ist kein „Bäuering“. Nicht aus dem Holz geschnitten, das auf der breiten Heerstraße wächst, sondern aus einem, welches allein auf stolzen Höhen prangt. Ich bin sein Musikant.“

Sie stand auf und breitete die Arme weit aus, wie wenn sie jemand an die Brust ziehen wollte, und ihre Augen, ihre großen traurigen Augen, leuchteten im seltsamen Glanz auf. Dann ließ sie die Arme sinken.

„Warte“ -- sprach sie -- „wie ich ihm spielen werde, wenn ich erst das Konservatorium hinter mir habe und wie er mir antworten wird! Unsere Musik wird allen den Atem benehmen. Jetzt bin ich noch ein simpler Musikant, treffe es noch nicht gut -- aber dann . . . dann werden wir beide voll aufleben.“

In ihrer Stimme zitterte eine verhaltene Freude und gleichsam ermattet von einer heftigen Erregung, lehnte sie sich an den Divan, ihr feines, klassisches Profil mir voll zuwendend.

Sie sah sehr schön und sehr feierlich in diesem Momente aus und doch gerade in dem Momente als mein Blick auf ihr ruhte, wo sie zum erstenmale seit unserer Bekanntschaft so aufrichtig erschien, -- durchdrungen von einer Art heimlichem Glücksgefühl -- ergriff mich ein unjüngliches Leid um sie. Ich fühlte deutlich Schmerz um sie. Dann flog mein Blick wie von einer unsichtbaren Kraft hingezogen zu ihrem Instrument, dieser ihrer ganzen Welt . . . Ich ließ abermals den Kopf in ihren

Schoß sinken und die Lippen an ihre Hände pressend, bat ich sie mit leiser Stimme mir nochmals den Valse melancolique zu spielen. Ich wollte ihn hören.

Sie ging und spielte.

Ich weiß nicht . . . es ging dem Menschen die Brust schier entzwei bei diesen Klängen, zuerst das größte Glück verkündenden, graziösen, heiteren und zuletzt im tiefsten Schmerz und der wahnwitzigsten Unruhe verendenden! Dieses Wühlen dort unten in den tiefen Basslönen, das Durchsuchen, dichtbeieinander, Herumrasen zwischen den Tönen um etwas . . . vielleicht ums Glück? Und vergebens! Sie brach unverhofft in Mitten der Sätze mit einem traurigen Akkord jäh ab, wie zum Hohn in der Seele eine Menge aufgeringelter Gefühle zurücklassend.

Ich weinte.

Was lag mir am Stolz, von dem sie mir sprach, daß man ihn pflegen müsse, um sich auf der Oberfläche des Lebens zu erhalten, was lag mir an ihm!

Und woher soll ich ihn auch nehmen, wenn er sich nicht selber aus dem Grunde des Herzens erhebt? Nein, ich treffe das nicht was sie. Weder in der Liebe, noch im Leid, noch im Überwinden des eigenen Ich und schon am wenigsten in der Pflege des Stolzes! — Ich bin eine gewöhnliche Arbeiterin, der Typus einer Magd von Natur aus, welche sie absichtlich mit jener stolzen Gabe nicht beschenkt hatte, auf daß er sich vollendet winde und krieche . . .

Deshalb krieche und demütige ich mich bis zum heutigen Tage und gehöre zu jenen Tausenden, die nur dazu geboren werden, um ohne Belohnung zu sterben!

* * *

Wenige Tage darauf reiste sie zu ihrer Mutter ab, die schwer erkrankte und sie telegraphisch zu sich bertief.

Ich teilte der Künstlerin mit, was sie mir von ihrer Liebe erzählt hatte.

„Das ist ja ganz still und „tatenlos,“ bemerkte diese, die Frauen erstaunt in die Höhe emporziehend. „Die Wahrheit gesagt — ich hatte etwas Stürmischeres erwartet.“

„Nun,“ sprach ich — es ist nicht jeder imstande laute Tatsachen zu schaffen, oder zu erleben, aber ihr Erlebnis scheint mir so traurig und bleich!

„Allein sie erwartet noch etwas vom Leben,“ bemerkte die Künstlerin.

„O nein, sie erwartet nichts mehr!“

„Nicht? Und was spricht der Valse melancolique? Wornach sucht sie in ihm unablässig? Nicht mit Worten, nicht mit dem Benehmen, weder mit den Augen noch mit den Bewegungen . . . nur mit den Tönen allein. Und ich weiß es wornach sie sucht . . .“

„Wornach Ganne?“

„Ei, das verstehst du nicht.“

— Ach was „Glück!“ Das gibt es nicht. Die Harmonie sucht sie; sie will sich harmonisch voll ausleben. Sie sucht nach Gleichgewicht — verstehst du, was das heißt? Um nicht im Übermaß nach unten zu sinken und nicht über Maß in die Höhe zu steigen, sondern just wie man's braucht. Aber . . . du verstehst das nicht . . .“ Und nach einer Weile, während welcher sie vor sich gleichsam in die Ferne mit scharfen durchdringenden Gedanken erfüllten Blicken geschaut hatte — versehte sie langsam mit einem bitteren Lächeln um die Lippen: „Und ich sage dir, Martucha — wie ich es schon öfters gesagt und noch oftmals sagen werde — die Herrschaft auf Erden gehöret dir . . .“

* * *

Als sie von der Mutter zurückkehrte, wandte sich die Künstlerin mit verdoppelter Liebe zu ihr; es schien, als wenn sie an ihr neuerdings eine neue „Schönheit“ entdeckt hätte.

Aber sie kehrte gebrochen zurück. Ihre Mutter lag schwer krank, und sie kam nur deshalb, um bei den Eltern der Schülerinnen, denen sie Unterricht in der Musik erteilte, Urlaub auf zwei, drei Wochen zu erbitten; sie mußte unbedingt an das Lager der Kranken zurückteilen.

Nachdem sie ihre Angelegenheit geordert, reiste sie abermals fort, ihr geliebtes Instrument unserer besonderen Obhut übergebend, damit keines der fremden Mädchen seine Tasten berühre und den Resonanzboden mit falschen Akkorden „reize . . .“

Sie kehrte schneller als in zwei Wochen zurück.

Ihre Mutter starb und sie kehrte sogleich nach der Beerdigung zurück. Sie kehrte zurück blaß und still, — gleichsam an Körper und Seele erfroren.

Als sie in das Zimmer trat, schleppte sie nach sich einen langen Streifen Frostes von draußen herein . . . Hanne zog sogar fröstelnd die Schultern in die Höhe . . .

„Der Atem des Todes ist an mir hängen geblieben,“ entschuldigte sie sich, die Bewegung Hannens auffangend. Hernach klagte sie, daß sie sich nicht erwärmen könne . . .

Später setzte sie sich in ihren Lehnstuhl beim Kamin.

Ich kann sie nicht vergessen wie sie dort saß. Die lange, schwarze, um Hals und bis zu Füßen pelzverbrämte Mante hatte sie um die Schultern geworfen, und auf der Brust hielt sie sie, nachlässig mit der Hand, wie mit einer weißen Agraffe zusammen. Der dunkle Knoten ihrer Haare senkte sich ihr tief bis auf den Hals hinab, und der zweimal mit einem dunklen Sammetband umwundene Kopf war an den Rücken des roten Sammetstuhles gelehnt . . . Das regelmäßige, wie aus weißem Marmor gemeißelte Antlitz mit den großen, traurigen Augen . . . nein, nein, ich werde sie niemals vergessen!

Hanne reichte ihr den Tee und sie trank ihn und erzählte uns, was sie erlebt.

(Fortsetzung folgt.)





Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe, Kreuzbänder, Rezensionsexemplare, Bücher** etc. etc. sind **nur** an Roman Sembratowycz, Wien XVIII, 2, **Gersthoferstrasse Nr. 32** zu senden.



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 12.

Zweites Junihett 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet !)

Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland.

Eine Enquete.

II.

Yves Guyot,

Ehemaliger Minister. Paris.

Ich glaube, dass in einem Lande wie Frankreich die sprachliche Einigkeit vom offiziellen Gesichtspunkte aus notwendig ist. Sie besteht auch in Wirklichkeit. Uebrigens kein Gesetz hindert die Bretonen, eigene Zeitschriften und Bücher herauszugeben. Doch das Gesetz anerkennt nur Dokumente, die in französischer Sprache abgefasst sind. Die Gerichtsführung ist französisch, ebenso der Unterricht. Das bezieht sich auch auf die Basquen. Diese Stämme aber sind nicht zahlreich.

Was Belgien betrifft, so hätte ich dort gegen die Anerkennung des Vlämischen als einer offiziellen Sprache gestimmt. Diesen Charakter hat dem Vlämischen die katholische Partei verliehen, um die vlämischen Katholiken vor den französischen Einflüssen zu beschützen.

Sie wollte ihre Gläubigen durch eine letztere isolierende Sprache im Gehorsam erhalten. Um dieses politische Resultat zu erzielen, versetzt die katholische Partei dieselben in einen Zustand der Mindervertigkeit in dem Kampfe ums Dasein.

In Bezug auf die Ruthenen stellt sich die Frage ganz anders dar.

Eines muss aber vor allem hervorgehoben werden : Es ist evident,

dass die Kultur der Ruthenen eine viel höhere war, als die der Moskoviter. Weit davon entfernt, dieselbe zu fördern, haben sie die Moskoviter zurückgehalten. Und ihr Werk dauert fort.

Die russische Macht stellt keinesfalls ein zivilisatorisches Element vor. Sie erstickt die Völker, die sie absorbiert, die Ruthenen seit jeher, und in jüngster Zeit die Finnländer.

Ich erblicke eine Zukunft für Russland nur in der Veränderung seiner Organisation: die zentralistische Autokratie soll durch eine Föderation abgelöst werden. Dass seine verschiedenen Provinzen den Kaiser als ein persönliches Band betrachten, das scheint mir notwendig zu sein; aber das zentralistische Regime soll in Anbetracht der verschiedenen Nationalitäten — die sich auf diesem Territorium befinden, welches Russisches Kaiserreich heisst — verschwinden.

Lokale Administrationen sollen an Stelle der überangestregten und jeder Kontrolle — die Spionage ausgenommen — entzogenen zentralen Administration treten. Die russische Regierung soll den Finnländern ihre Autonomie geben, sie soll sie geben den Polen, ebenso wie den Ruthenen. Dasselbe soll auch allen anderen Nationalitäten gegenüber geschehen.

Die Ketten — die seit Jahrhunderten die vom Zarismus unterjochten Völker umschlingen — noch fester zusammenschliessen, ist nicht das richtige Mittel, Russland grösser zu machen und seine Macht zu wahren. Aktuelle Begebenheiten sind es unter anderem, die für eine Ohnmacht zeugen. So wie jetzt Russland organisiert ist, erscheint es als eine grosse gelatinartige Masse mit einem sehr winzigen nervösen Apparat. Der zarische Despotismus wollte alles gleichartig gestalten, im Gegensatz zum Gesetz der Völkerrevolution, das so klar von Herbert Spencer erwiesen wurde. Russland kann sich nicht weiter entwickeln, ohne heterogen zu werden.

Das russische Regime soll von der harten Prüfung, die es jetzt besteht, eine Lehre ziehen. Oesterreich vermochte sich nach Königgrätz nur dank dem Kompromiss vom Jahre 1867 zu erholen.

Die Regierung des Zaren soll diesem Beispiele folgen und in Russland ein Kompromissregime der verschiedenen Nationalitäten errichten.

F. Van Eeden.

Bussum (Niederlande).

Die traurige Sachlage, die Sie schildern, ist bloss ein Teil, wenn auch ein schrecklicher Teil der ganzen russischen Tyrannei.

Die Unterdrückung der Geistesfreiheit halte ich für das schwerste Laster, für das, was als eine Sünde gegen den heiligen Geist bezeichnet wurde — denn das ist eine unmittelbare Schändung der Rechte Gottes.

Da ich mein Leben dem Kampfe für diese Freiheit gewidmet habe, brauche ich kaum zu betonen, wie sehr ich meine aufrichtigsten Sympathien Ihren Bestrebungen zuwende.

Dr. Franz Oppenheimer.

Berlin.

In der Schweiz leben Deutsche, Franzosen, Italiener und Wälsche neben- und miteinander in friedlichem Wettbewerb um die Palme der Bürgertugend, jeder Stamm stolz auf seine Sprache und Eigenart: und es ist dennoch eine Nation voll Saft und Kraft, einig in der Abwehr jeder fremden Einwirkung, voller National- und Heimatsstolz auf ihre schnell emporschreitende Kultur.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika siedeln alle Stämme der Romanen, Kelten, Germanen und Slaven miteinander; niemand hindert den Bürger zu glauben, zu sprechen, zu schreiben und zu lesen, was er mag; jeder kann seine Sprache und Eigenart pflegen nach Herzenslust: und dennoch ist das Mischvolk zu einer Nation geworden voller Macht und Gesundheit, beseelt von einem stolzen Einheitsgefühl; dennoch hat es eine neue, höhere Menschheitskultur zu entwickeln angefangen und entscheidet immer gewaltiger über das Schicksal der Welt.

Aber in Österreich branden die Völkerschaften gegeneinander wie die Wellen im Zentrum des Taifun; Deutsche, Tschechen, Polen, Ruthenen, Italiener, Slovenen, Juden und so fort haben im gegenseitigen Hass verlernt, dass es ein Gemeinsames geben sollte: Österreich; und die Kultur des Geistes ebenso wie der materielle Fortschritt liegen darnieder.

Und in Russland pflügt man die Völker nieder, rottet jede nichtrussische Sprache und jede Sonderart aus, in der Absicht, ein Einheitsreich zu schaffen, ein Volk, eine Sprache, ein Kaiser und Papst in einer Person. Und das Riesenreich ist darüber zum faulen Sumpf geworden, in dem kein Pflänzchen der Kultur und des Menschenglücks gedeihen kann; Bestechung und Aberglaube, Trägheit und Dummheit sind seine wahren Herrscher, und heute wankt es unter den Schwertschlägen eines verachteten Gegners und steht vor dem Bürgerkriege aller gegen alle!

Wer sieht diese gewaltigen Gegensätze und vermag sie nicht zu deuten? Die Freiheit für jede Eigenart; das ist Glück, Einigkeit, Wohlstand und Macht; aber die Unfreiheit im Reiche des Despotismus und der Adelswirtschaft: das ist Unglück, Zwietracht, Armut und Ohnmacht.

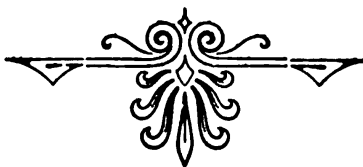
Die ganze Weltgeschichte ist nach Theodor Mommsen nichts anderes als der Kampf des asiatischen Sultanismus gegen den westeuropäischen Bürgerstaat. Oder, was dasselbe sagt, indem es auf die soziologische Grundlage beider Staatsformen rückwärts geht: die ganze Weltgeschichte ist nichts als der Kampf der in den östlichen Steppen heimischen Eroberer und Unterdrücker, die über entrechteten Bauern ihre Junkerherrschaft errichtet haben,

gegen die freien Bauern und Städter des Westens; sie ist der Kampf der ohne Arbeit lebenden Räuber gegen die Schaffenden, die Kulturschöpfer.

Dieser welthistorische Kampf steht jetzt vor seiner letzten Entscheidungsschlacht. Denn Russland ist die letzte gewaltigste Feste des Sultanismus. Ohne Russland wäre Mitteleuropa schon seit dem Jahre 1848 ein Reich der Freiheit, des Wohlstandes und des Menschenglückes: und wenn jetzt das verruchte System an seinen eigenen Sünden zusammenbrechen wird, dann hat dem Feudalismus auch in Oesterreich, Deutschland und den Balkanstaaten die Sterbeglocke geläutet.

Wir lieben das russische Volk und darum gilt unser glühender, unversöhnlicher Hass seinem Räuber, Folterer und Henker, dem russischen Feudalbureaukratismus. Und wir kämpfen und leiden mit allen im Geiste mit, die drüben im Reiche des Schreckens trotz Not und Tod mutig die Sache der Menschheit führen. Polen, Deutsche, Finnen, Ruthenen Russlands: sie alle haben für den Tag nach dem grossen Pflügen das Saatgut ihrer Sprache und Sonderart zu bewahren, damit der Boden seine Ernten tragen kann. Und dann wird ein späteres Geschlecht staunend erkennen, dass all die schimmernden Gründe für Unterdrückung und Entrechtung nur Vorwände waren für räuberischen Eigennutz; und dass jetzt alle die Stimmen eines freien Volkes lieblich zusammenklingen zu der grossen Symphonie von Glück, Wohlstand, Einheit und Sittlichkeit.

Wenn ein Volk für seine Sprache und Art kämpft, so kämpft es für die Kultur und das Glück der ganzen Menschheit. Darum, Ruthenen, Glückauf zu eurem Kampfe!



Der neue Kurs.

Jener Teil der Ukraine, der nach der Zergliederung der grossen ruthenischen Monarchie schon zeitlich unter die polnische Herrschaft kam — das heutige Ostgalizien — verspürte bald die Folgen der polnischen Wirtschaft und hörte auf, überhaupt eine Rolle im geistigen Leben der Nation zu spielen. Ostgalizien konnte den herrschsüchtigen Gelüsten der polnischen Schlachta und deren Verbündeten, den Jesuiten, nur mehr passiven Widerstand leisten. Das einst blühende Land wurde sowohl ökonomisch wie auch kulturell zugrunde gerichtet, vollständig devastiert — die Bevölkerung zu Heloten degradiert. Der Schlachziz erzeugte den Branntwein und zwang den Bauer, seinen Schnaps zu konsumieren. Ruthenische

Priester, die gegen die Trunkenheit auftraten, wurden als gefährliche Aufwiegler verfolgt. Die Erbitterung des Volkes war unbeschreiblich.

Jedoch die kluge Schlachta hat sich einen Sündenbock ausfindig gemacht, der eventuell die Suppe auslöffeln würde, die der Schlachziz gekocht — gegen den sich gegebenen Falls der Zornausbruch des geknechteten Volkes richten sollte. Das war der polnische Jude. Dieser wurde zum Wirtshauspächter, zum Stellvertreter des Schlachzizen in allen unlauteren Geschäften, zum Vollstrecker seiner Befehle etc. An diesen wurden ruthenische Kirchen verpachtet, so dass der Bauer z. B. für's Begräbnis nicht nur den Priester, sondern vor allem den Wirtshauspächter — welcher letzterer die Kirchenschlüssel in Verwahrung hatte — bezahlen musste. Auch heutzutage sind die meisten galizischen Wahlhyanen ebenfalls die von der Schlachta abhängigen Wirtshauspächter.

Es ist nun begreiflich, dass sowohl die breiteren Volksschichten, wie auch die ruthenische Intelligenz, um jeden Preis das polnisch-jesuitische Joch abzuschütteln bestrebt waren, selbst wenn sie ein anderes aufnehmen sollten. Das führte in der Folge wiederholt zur Verwirrung der politischen und nationalen Begriffe. Als nämlich die Idee von der „Vereinigung aller slavischen Ströme im russischen Meere“ auftauchte und die russischen Panславisten ihre Aufmerksamkeit besonders den galizischen Ruthenen zuwandten, da griffen viele ruthenische Patrioten verzweifelt nach diesem Rettungsgürtel, indem sie sich sagten: „wenn wir nun einmal untergehen müssen, so sollen wir lieber im russischen Meer ertrinken, als in der polnisch-jesuitischen Pfütze“

So entstand die russophile Partei unter den galizischen Ruthenen — ihre Basis war die Reaktion gegen die polnische Wirtschaft. Die meisten Elemente, die diese Partei bildeten, waren aber niemals russophil. Ja, die Leute fanden es nicht einmal der Mühe wert, russische Sprache zu erlernen und gaben ihre Publikationen in einem possierlichen, russisch-polnisch-ruthenischen Jargon heraus. Freilich stellte sich mit der Zeit der Generalstab der Partei ganz in den Dienst der russischen Regierung.

Einst war die russophile Partei unter den Ruthenen ausschlaggebend — heute ist sie bereits im Aussterben begriffen und selbst das Parteiorgan muss von russischer Seite künstlich erhalten werden.

Es ist nun für die Politik der polnischen Schlachta sehr bezeichnend, dass, solange die russophile Partei unter den Ruthenen stark war, die ruthenischen Russophilen äusserst verfolgt wurden. Hochverrats-Prozesse, Verhaftungen, Hausdurchsuchungen etc. waren auf der Tagesordnung. Die in Österreich massgebenden Kreise wurden von Seite der polnischen Staatsmänner immer daran erinnert, dass die Ruthenen ein österreichfeindliches, russophiles Element seien — dass der polnische Adel der einzige Träger der österreichischen Staatsidee in Galizien sei u. s. w.

Heute ist die russophile Partei sehr klein, hat keine Be-

deutung mehr und wird von den Ruthenen sehr gehasst. Gerade im kritischsten Moment wird ihr aber die Hilfe bringende Hand der Schlachta gereicht. Die galizischen Machthaber bieten alles auf, um diese Partei vor dem Untergange zu retten. Man besetzt die wichtigsten Positionen mit den Russophilen und sucht ihnen einige Mandate — in jenen Wahlkreisen, wo man es nicht vermag, das Mandat den Ruthenen streitig zu machen — zuzuschancen. So war es letzthin bei den Landtagsersatzwahlen in Brody, wo die galizischen Machthaber mit Anstrengung aller Kräfte dem Russophilen Effenowytch zum Siege verhalfen.

Das ist eben der neue **Kurs** in der galizischen Politik.

R. S e m b r a t o w y c z.



Der ruthenisch-ukrainische Verein Proswita.

(Zur Geschichte der kulturellen Bestrebungen der Ruthenen.)

Von Wl. Kuschnir. (Wien.)

Das Gros des ruthenischen Volkes wohnt in der russischen Ukraine. Es ist somit nur erklärlich, dass von hier aus auch die nationale Wiedergeburt dieses Volkes ausgegangen ist*), dass die Ukraine bis heute die bedeutendsten ruthenischen Schriftsteller und Gelehrten hervorbringt und somit im kulturellen Leben des Volkes die Hauptrolle spielt. In Galizien hat der Prozess der nationalen Wiedergeburt später angefangen und ist eine Zeit lang sehr langsam vor sich gegangen. Als eine sehr wichtige Etappe auf diesem Wege ist die Gründung des Volksbildungsvereines „Proświta“ zu betrachten.

Die „Proświta“ ist zweifellos die Hauptträgerin der kulturellen Bestrebungen des ruthenisch-ukrainischen Volkes in Galizien. Diesem Vereine gehört heute jeder intelligente Ruthene — ohne Rücksicht auf seine politische Parteistellung — an. Lange Zeit war der genannte Verein das alleinige Zentrum des nationalen Lebens der Ruthenen.

Die „Proświta“ ist der älteste der heute bestehenden ruthenischen Vereine in Galizien. Ihre Gründung fällt in das Jahr 1868 — gerade zwanzig Jahre nach der Zeit, als die galizischen Ruthenen, nach dem langen lethargischen Schlaf erwacht, in der ersten ruthenischen Versammlung (Lemberg 1848) ihr nationales Programm proklamiert und dadurch den ersten Schritt auf das politische Gebiet gemacht haben. Zwanzig Jahre waren seit dieser Zeit verstrichen, aber die Ruthenen konnten nur einen allzu geringen Fortschritt aufweisen. Die Mehrzahl der nationalen Koryphäen vom Jahre 1848 schrak vor den ihnen in den Weg gelegten Schwierigkeiten zurück und verfiel in Apathie, andere begaben sich ins Lager der vom russischen Panslavisten Pogodin ins Leben gerufenen russophilen Partei. Erst die in den 60er Jahren aus der Ukraine hergebrachten Dichtungen Schewtschenkos und anderer Schriftsteller riefen eine neue und heftige Begeisterung für die nationale Idee hervor. Das unerschütterliche Bewusstsein der nationalen Einheit mit den russischen Ruthenen bringt Klärung in die bisherige Wirrnis. Es entsteht also ein unausbleiblicher Zwiespalt, der bis auf den heutigen Tag andauert, der aber den schliesslichen Sieg der national gesinnten Elemente gesichert und die Russophilen zu einer kleinen, allgemein verachteten, korrumpierten Clique herabgesetzt hat, die heute nur der materiellen Unterstützung der russischen Regierung, sowie der moralischen der polnischen Schlachta ihre klägliche Existenz verdankt. Doch zu jener Zeit, wo die an Zahl noch stärkeren Russophilen 1866 die Einheit der Ruthenen mit den Russen predigten, befanden sie sich im Besitz aller ruthenischen Institutionen und des gesamten nationalen Vermögens.

*) Vgl. „Ruthenische Revue“, II. Jahrg., S. 194—197.

Gering an Zahl, noch ärmer an Mitteln, waren es meistens Studenten, die sich im Jahre 1868 zur Gründung eines neuen Vereines, der „Proświta“, zusammenfanden, aber reich waren sie an Idealen, gross in ihrer Liebe zum bedrückten Volke. Es war kein blosser Zufall, wohl aber ein glücklicher Einfall, dass die damaligen intelligenten Ruthenen das Hauptgewicht der nationalen Wiedergeburt auf die Aufklärung des Volkes gelegt haben. Sie sahen es ein, dass die Emanzipation einer Nation erst in der geistigen Hebung des Volkes festen Fuss gewinnt. Die 36jährige Dauer des aus dieser Atmosphäre hervorgegangenen Vereines bewies zur Genüge, dass das im ersten Paragraph der Vereinsstatuten ausgedrückte Gebot der Aufklärung und Erkennung des Volkes zur Durchführung gebracht wurde.

Dieser Tage hat eine Generalversammlung des Vereines stattgefunden, deren Bericht uns über dessen Tätigkeit eingehend informiert. Dem Vereine sind bis Ende Dezember v. J. über 16 000 Mitglieder beigetreten, die jährlich einen Betrag von 2 Kronen zu zahlen haben, dafür aber jeden Monat gratis eine Broschüre zugeschickt bekommen.

In den Publikationen wird alles dessen gedacht, was zur Hebung des geistigen Niveaus der Mitglieder, deren Hauptkontingent Bauern bilden, und zum Erwecken des Bewusstseins in politischer und nationaler Hinsicht beiträgt, was die Förderung der Landwirtschaft, der Hygiene und der Hausindustrie zum Ziele hat. In letzter Zeit hat der Verein sein Augenmerk der Popularisation der ruthenischen Literatur zugewendet, indem er eine Herausgabe unternahm, die zu äusserst billigen Lieferungen (500—600 S. 8^o gebunden 1 K) eine Auswahl der ruthenischen Schriftsteller bieten soll.

Der Einfluss des Vereines erstreckt sich auf das ganze Land und trägt in die ärmsten Hütten das Licht des Selbstbewusstseins und des Fortschrittes. Das erzielt der Verein zunächst mit Hilfe von Lesehallen, auf Statuten des Vereines gegründet, die zur Zeit ganz Ostgalizien gleichsam mit einem Netze bedeckt haben. Der Zentralverein verbleibt mit den Lesehallen in ständiger Fühlung, sei es durch Korrespondenz und Presse, sei es durch ausgesendete Lesehallenlustratoren, oder durch die von den Lesehallen dem Vereine jährlich zuzusendenden Berichte. Nach den im letzten Jahre eingelaufenen Berichten zählen alle Lesevereine 66.000 Mitglieder, darunter ein hoher Prozentsatz Frauen. Auf jeden einzelnen Leseverein entfallen demnach durchschnittlich 60 Mitglieder. Die Bibliotheken der Lesevereine verfügen insgesamt über mehr als 100.000 Bücher. In den Lesehallen bestehen in der Regel Chöre, hie und da auch Orchester, die ihre Leistungsfähigkeit anlässlich mancher Feierlichkeiten, wie am Schewtschenkos Gedächtnistage, an den Tag legen. Beliebt sind auch Theateraufführungen, was den Verein bewogen hat, populäre dramatische Werke zu verschaffen. Eine sehr erfreuliche Tatsache ist die in den letzten Zeiten sich bemerkbar machende Bewegung, Anal-

phabetenkurse zu errichten, was mit Rücksicht auf die erschreckende Analphabetenarmee in Galizien von grosser Bedeutung ist.

Nicht minder werden die Bemühungen des Vereines geschätzt, auch für die ökonomischen Interessen seiner Mitglieder zu sorgen. Dass diese nicht erfolglos sind, zeigt am besten das Resultat in Ziffern. Es befanden sich im letzten Jahre bei den Lesehallen im ganzen 450 Verkaufsläden, 250 Getreidevorratskammern und 200 Vorschusskassen. Besser situierte Lesehallen besitzen ausserdem ihre eigenen Häuser.

Die führende Rolle des Zentralvereines wird durch die Filialen erheblich erleichtert, deren es zur Zeit in den verschiedenen Städten der 52 von den Ruthenen bewohnten Bezirke 30 gibt. Die Filialen haben Rechte und Agenden des Zentralvereines auf den gegebenen politischen Bezirk eingeschränkt. Ihre Aufgabe besteht zunächst in der Ueberwachung der Lesehallen, in der Einberufung von Versammlungen in wichtigeren kulturellen Angelegenheiten, in der Veranstaltung von Vorträgen, Referaten usw. Manche Filialvereine entwickelten eine äusserst rege Tätigkeit, so jener in Stryj, welcher in der Stadt selbst Vorträge beinahe zu einer Volksuniversität erweiterte, ein Schülerkonvikt gründete, in dem arme Schüler gegen mässige Entlohnung oder auch unentgeltlich Verpflegung und Obhut finden; ferner besorgte der erwähnte Filialverein eine unentgeltliche Leihbibliothek für die Stadt Stryj und trug viel zur Gründung des Turnvereines „Sokol“ bei, ebenso wie zu zahlreichen Gründungen von gleichnamigen Feuerwehrvereinen in den Dörfern. Der Filialverein liess sich auch die Hebung der Hausindustrie in seinem Bezirke angelegen sein und organisierte die Milchindustrie, ebenso, wie er Vorkehrungen zur Errichtung einer Weberschule trifft.

Der Umfang der in Kürze dargestellten Tätigkeit ist an und für sich bedeutend. Wenn wir aber alle die Hindernisse in Betracht ziehen, die den Ruthenen in ihrer kulturellen Arbeit in den Weg gelegt werden und ein erspriessliches Gedeihen derselben oft geradezu lähmen, so dürfen wir, ohne zu übertreiben, den bisherigen Erfolg als einen glänzenden bezeichnen. Den Hemmschuh einer vollen Entfaltung der Tätigkeit des Vereines, wie des kulturellen Lebens des ruthenischen Volkes überhaupt, bilden hauptsächlich die bekannten, unberufenen Vormünder, die polnischen Machthaber. Schon im Jahre 1875 wurde der Verein im Landtage von manchen polnischen Abgeordneten so angegriffen, dass er auf eine ihm zuerkannte Subvention verzichtet hat. Die Subvention ist später dem Vereine wieder zuerkannt worden unter der Bedingung, dass seine Lieferungen „nichts gegen die andere Landesnation enthalten werden“. Diese glimpfliche Bedingung nützte der Landtag aus, um dem Vereine wegen einer streng objektiven, historischen Broschüre die Subvention für ein Jahr nicht auszuzahlen. Und diese Subvention ist so minimal — im ganzen 6000 Kronen — während die Polen für ähnliche Zwecke 34.400 Kronen aus den Landesfonds beziehen. Dass die polnischen Machthaber dem Vereine feindlich gesinnt sind, erhellt u. a. auch aus der Tatsache, dass

das Ansuchen des Vereines um eine Subvention zum Zweck der Erhaltung eines agronomischen Wanderlehrers, den der Verein 5 Jahre lang auf eigene Kosten unterhielt, abgewiesen wurde, ebenso wie die Statthalterei das Ansuchen um Erteilung einer Konzession zur Gründung eines Arbeitsvermittlungsamtes verweigerte.

Das eminenteste aber, was gegen den Verein „Proświta“ und dessen Lesevereine erdacht wurde, ist der polnisch-hakatische Pseudoaufklärungs- „Volksschulverein“. Das ist der polnische Ostmarkenverein, welchen — wie ein Deutscher jüngst behauptete — der preussische Ostmarkenverein sich zum Vorbild genommen. Der Hauptzweck des Vereines ist Polonisierung Ostgaliziens. Und der polnische Ostmarkenverein hat bereits manches auf diesem Gebiete geleistet: Einige Schulen in rein ruthenischen Dörfern, etliche röm. kath. Kirchen und Kapellen, oft für ein halbes Dutzend Gläubige bestimmt, zahlreiche Lesehallen mit polnischen Zeitungen und polnisch-patriotischen Büchern für röm. kath. Ruthenen, die oft kein Wort polnisch verstehen, trotzdem sie von ihren Beichtvätern zum Eid gezwungen werden, nie anders als polnisch zu reden.

Dieses Treiben wäre recht belustigend und der verfehlt, einer besseren Sache würdige Eifer der Herren Allpolen würde sich nur für Witzblätter eignen, umsomehr, als die röm. kath. Ruthenen ihre „Freunde“ genau kennen gelernt haben, — wenn nur dieses Spiel nicht ruthenisches Geld kosten würde, wenn es dem Bauer nicht zu teuer käme. Es würde sich vielleicht nicht der Mühe lohnen, dagegen Einspruch zu erheben, wenn die Herren für diesen Zweck nicht die vom k. k. Landeschulrat angestellten Lehrer, mit Schaden für den Unterricht, in Anspruch nehmen würden, wofür dieselben in ihrer Naivetät, statt von den patriotischen Empfindungen sich satt zu essen, „Ostmarkzulagen“ fordern.

Man muss somit sowohl die Opferwilligkeit der armen galizischen Bevölkerung wie auch die Energie des Vereinsvorstandes bewundern, wenn man bedenkt, dass der genannte ruthenische Verein trotz aller Schwierigkeiten, trotzdem gegen ihn von Anfang an mit dem ganzen bürokratischen Apparat gearbeitet wurde — dass „Proświta“ trotz der fortwährenden Befehdung von Seite der galizischen Machthaber sich nicht nur zu behaupten vermochte, sondern auch auf eine erfolgreiche Entwicklung zurückblicken kann und heute als die bedeutendste ruthenisch-ukrainische Institution betrachtet wird.



Die Wiedergeburt der galizischen Ruthenen.

Die ersten Schritte.

Von Dr. Ossip M a k o w e j (Czernowitz).

Als Galizien im Jahre 1772 der österreichischen Monarchie einverleibt wurde, wusste die österreichische Regierung selbst nicht, was für eine Nation, ausser der Polen, sie in dem neu-erworbenen Lande bekommen hatte und bezeichnete sie bald als Russen, bald als — Ruthenen. Die Sache war auch der ruthenischen Intelligenz nicht ganz klar. Fast niemand mehr hat damals die enge Verwandtschaft der galizischen und ukrainischen Ruthenen und den Unterschied zwischen den Genannten und den Russen recht verstanden. Die alten Sympathien zur kirchenslavischen Sprache waren in jener Zeit nicht nur in Russland, sondern auch in Galizien wach. Es ist daher nichts Sonderbares an der Sache, wenn auch die Professoren Lodij und Sacharyasewytsch, die an den Parallelfakultäten der Lemberger Universität ruthenisch unterrichteten, selbst nicht recht wussten, was für eine „Landes-, Volks- und Nationalsprache“ durch die kaiserlichen und Gubernialdekrete vom Jahre 1786 und 1787 von ihnen verlangt wurde. Sie trachteten zwar in „einfacher und gemeiner Sprache“ zu schreiben, es war aber bei weitem keine echte Volkssprache, sondern eine Mischung der kirchenslavischen und Volkssprache.

Zur Zeit als die deutsche Sprache die galizischen Schulen und die Ämter nach und nach beherrschte und die polnische, der alten Tradition gemäss, nicht nur bei den Polen, sondern auch bei der ruthenischen, nicht zahlreichen Intelligenz im täglichen Leben gang und gäbe war, sahen die Ruthenen, — wie der berühmte Philologe B. Kopitar behauptet — vielmehr eine Art Zurücksetzung darin, dass sie nicht auch, wie die Deutschen und Polen lateinische Philosophie und Theologie an der Universität hören sollten und so trugen sie selbst unbewusst zur Aufhebung des ruthenischen Lyceums 1808 bei.*) Die Ruthenen wollten keine „Winkelschule“ haben, wie das ruthenische Lyceum von den Deutschen genannt wurde, und so kam es, dass es nach der Wiedererrichtung der Lemberger Universität bis zum Jahre 1848 an der genannten Hochschule keine einzige ruthenische Lehrkanzel gab.

Das Mass des Niederganges der ruthenischen Intelligenz im Anfange des 19. Jahrhunderts lässt sich noch daraus ersehen, dass im Laufe eines Vierteljahrhunderts (bis zum Jahre 1814) nur vier kleine ruthenische Broschüren gedruckt wurden. Selbst die ruthenischen Bischöfe waren der ruthenischen Sprache nicht vollkommen mächtig und schrieben viel lieber polnisch. Die Ruthenen litten also an den Nachwehen der polnischen Herrschaft und an dem Mangel intensiver Obsorge seitens der Regierung.

*) Ausführlicher darüber vergl. meine Studie über „Drei galizische Grammatiker“ (Lemberg, 1908). Anm. des Verfassers.

Zu den galizischen Volksschulen wurde die ruthenische Sprache — dank den polnischen Einflüssen — auch nicht gerne zugelassen. Es gibt einen Erlass des galizischen Guberniums aus dem Jahre 1816, wo es heisst, dass es nicht ratsam sei, die ruthenische Bevölkerung noch mit der ruthenischen Sprache zu plagen und auf diese Weise den Separatismus zu mehren (!) — das ruthenische Volk versteht ja die polnische Sprache. Es kostete viel Mühe, bis im Jahre 1818 ruthenische Volksschulen wenigstens in rein ruthenischen Gemeinden gegründet werden konnten; in den gemischten Gemeinden aber blieb die polnische Unterrichtssprache.

Das galizische Gubernium mischte sich auch in die ruthenische Sprach- und Schriftfrage ein und der Lemberger Metropolit samt seinem Konsistorium, der einzige damalige Arcopag in allen ruthenischen Fragen, verteidigte nach Möglichkeit die ruthenische Sprache, freilich nach seinem „besten“ Wissen, das nicht immer das beste war.

Der erste ruthenische Gelehrte, der Pfarrer Iwan Mohylnyckyj — wir haben bis zum Jahre 1848 nur mit Geistlichen zu tun — der um das Jahr 1815 zu wirken begann, sich mit den Studien auf dem Gebiete der ruthenischen Sprache befasste und, als Ratgeber des Metropoliten, alle Rekurse in der Sprachfrage an die Regierung schrieb, stand auf dem Standpunkte, dass die ruthenische Sprache weder als Dialekt der polnischen, noch der russischen Sprache betrachtet werden solle — solche Meinungen wurden damals laut — dass sie vielmehr ganz selbständig sei. Aber in der Frage dieser selbständigen Sprache hatte Mohylnyckyj seine eigene Meinung: er riet nämlich in den Erlässen der kirchlichen Behörden, der Autorität wegen, die kirchenslavische Sprache zu gebrauchen und in anderen Schriften die „Büchersprache“, die sich — seiner Ansicht nach — seit dem 13. Jahrhunderte fast gar nicht geändert hatte — und die mit der echten Volkssprache nicht viel Gemeinsames hatte. Es war der berüchtigte „höhere Stil“, nach dem Mohylnyckyj und seine Nachfolger in der Schrift strebten. Die Ansprüche dieses „höheren Stils“ verleiteten die Gelehrten immer auf Irrwege und entfernten sie von der Volkssprache.

Der Gedanke der Selbständigkeit der ruthenischen Sprache stand aber theoretisch fest — und darin folgte Mohylnyckyj dem B. Kopitar, der die Ruthenen im Jahre 1816 auf 9 Millionen bezifferte, ihre Sprache für „sanfter“ als die „gröbere“ russische hielt und als ausgesprochener Verteidiger der Dialekte auch die Pflege des ruthenischen Dialektes anriet.

Mohylnyckyj starb 1831. Er war ein Autodidakt, aber die Werke der damaligen Grössen, Dobrovsky, Kopitar, Engel, Schlözer, Linde, Bandtke u. a. waren ihm bekannt.

Sein Nachfolger auf dem Gebiete der ruthenischen Grammatik war Josef Lewickyj. Dieser studierte in Wien und verkehrte persönlich mit Kopitar. Im Jahre 1831 verfasste er eine ruthe-

nische Grammatik, die drei Jahre später gedruckt wurde. Der Verkehr mit Kopitar, seine Rezension der Grammatik und Briefe hatten aber keinen besonderen Einfluss auf den Lewickyj, bei dem die kirchenslavische Tradition überhand nahm und ihn vom richtigen Wege ableitete. Er verteidigte zwar auch die Selbständigkeit der ruthenischen Sprache, wollte aber die alte ruthenische Schriftsprache und die lebendige Volkssprache in Einklang bringen, welcher Versuch ihm natürlich nicht gelingen konnte. Es war der nämliche Standpunkt, den auch, ausser Mohylnyckyj, der ungarische Ruthene Lucskay in seiner in Budapest 1830 gedruckten Grammatik verteidigte; er meinte, dass man zu seiner Zeit in den Karpathen noch kirchenslavisch gesprochen hatte und dass „nullam existere linguam eruditam cum plebe communem.“

Kopitar, dessen Obsorge und Sympathien für die Sache der Dialekte zu bewundern sind, gab dem Lewickyj ausgezeichnete Winke:

„Dialectus ecclesiastica vix minus differt a ruthenica, quam a russica propria.

Impossibile est, sine miraculo, excitare ad novam vitam mortuos. Ideo nec Itali latine, nec Neograeci graece loquuntur.

Est haec vestra calamitas, quod habetis binas linguas, alteram sacram, vulgarem alteram. Sed fuere in eodem casu Itali, qui tamen optime se extricarunt. Tut desgleichen!

Sed vos semper vultis servire duobus dominis, et ita utrique male servitis.

Vera exempla (linguae matris) sunt in cantilenis populi, proverbiiis.

Tu si vis veram grammaticam ruskam facere, fac 1^o ut obliviscaris ecclesiasticam linguam; 2^o finge te docere fraïlam americanam loqui ruskum cum tua coqua, et ita docere, ut cum coqua perfecte possit colloqui. S o n s t, semper macaronizabis ipse magister.“

Solche vernünftige Ratschläge gab Kopitar dem Lewickyj, nachdem er die Handschriften seiner Grammatik durchgelesen hatte. Lewickyj gab aber nicht nach und blieb bei seiner konservativen Ansicht sein Leben lang. Die Kirchensprache und die Kirchenschrift waren für diesen Geistlichen viel zu heilig, als dass er sich an ihnen zu rütteln erlauben könnte. Es wiederholte sich, mit kleinen Unterschieden, dieselbe Geschichte, die viel früher in Russland und Serbien stattgefunden hat.

Um das Jahr 1833 standen in Galizien die Ansichten über die ruthenische Sprache noch so unklar, dass der bekannte Herausgeber der ruthenischen und polnischen Lieder, Waclaw Zaleski, der zukünftige Gubernator Galiziens, die Ruthenen ganz ungeniert zu den Polen zählte und verwundert fragte: „Sollen wir uns denn etwa wünschen, dass die Ruthenen ihre eigene Litteratur haben?“

Aber gerade um diese Zeit begann auch die heilsame Reaktion bei den Ruthenen. Diese wurde durch das Auftreten eines anderen jungen Geistlichen, Josef Losinskyj, hervorgerufen, der einen Attentat auf das grosse Heiligtum der Ruthenen, auf die

Kirchenschrift verübte. Auf Anraten Kopitars und dem Beispiele der Südslaven folgend, riet er, die lateinische (polnische) Schrift statt der cyrillischen einzuführen und gab selbst eine Sammlung der ruthenischen Hochzeitslieder (1835) in dieser Schrift heraus. Das empörte beinahe die ganze ruthenische Intelligenz, die, obwohl sie sogar in ihrer Kirche polnische Predigten hörte, doch an der „vom hl. Cyrill erfundenen“ Schrift viel zu fest hing und sie um keinen Preis aufgeben wollte.

Es entstand eine heftige Polemik; die Schriftfrage wurde so weit zugespitzt, dass sie lautete: sein oder nicht sein. Es herrschte, wie der damalige Schriftsteller Wahylewytch behauptet, ein wahrer Abc-Wahnsinn. Losinskyj wurde zwar in dieser Sache nicht mehr zum Worte zugelassen; die ruthenischen Zensoren verfolgten ihn und gaben seiner, auf Kopitarschen Grundsätzen begründeten, wirklich wertvollen Grammatik der ruthenischen Sprache jahrelang kein „imprimatur“ — aber die einmal aufgeworfene Schriftfrage wurde lange von der Tagesordnung nicht abgesetzt.

Diese Polemik hat gute Folgen gehabt. Es wurde doch eine gewisse Anzahl der ruthenischen Intelligenz überzeugt, dass viele Buchstaben der cyrillischen Schrift ganz unnütz seien und man begann diese Schrift zu reformieren. Die Reform unternahmen drei junge Hörer der Theologie in Lemberg, Markian Schaschkewytch, Jakob Hołowackyj und Iwan Wahylewytch. Dieser Lemberger Dreibund, der sich mehr mit der Ethnographie und Geschichte des ruthenischen Volkes, als mit der Philologie befasste und auf diesem Wege zur Einsicht kam, dass die ruthenische Volkssprache in das Schrifttum Eingang finden solle, gilt als Parallellgruppe zu den Peremyschler Gelehrten, zu welchen Mohylnyckyj, Lewickyj, Losinskyj, und ihr Gönner, der in Wien erzogene, mit Kopitar und anderen slavischen Gelehrten befreundete ruthenische Bischof Snihurskyj gezählt werden können. Die Lemberger Gruppe, mit Schaschkewytch an der Spitze, gab 1837 in Budapest (!) eine Sammlung ruthenischer Volkslieder und eigener Gedichte, Übersetzungen und drgl. unter dem Titel „Russaŭka dnistrowaja“ (Dnister-Nixe) in rein ruthenischer Volkssprache und reformierter Orthographie heraus. Die Herausgabe dieser Sammlung wird gewöhnlich als ein Wendepunkt, als der Anfang der Wiedergeburt der ruthenischen Literatur in Galizien betrachtet, obwohl diese Wiedergeburt, wie wir gesehen haben, schon seit längerer Zeit keimte.

Die ruthenische Schrift- und Sprachfrage wurde aber durch die Versuche Losinskyjs und Schaschkewytch noch lange nicht gelöst. Es waren nur die ersten Schritte in der Wiedergeburt der galizischen Ruthenen. Alle Freunde der ruthenischen Volkssprache hatten mit den Verteidigern der Kirchensprache zu kämpfen und wurden auch verfolgt. Die alte Generation der Geistlichen, die an die kirchenslavische Sprache seit Urzeiten gewöhnt war, liess nicht so leicht die Volkssprache zur vollen Geltung kommen. Das Buch „Russaŭka“ wurde konfisziert, die Herausgeber hatten viele Unannehmlichkeiten auszustehen — und Losinskyj konnte seine Grammatik erst im Jahre 1846 drucken

lassen. Seine Idee, die lateinische Schrift bei den Ruthenen einzuführen, wurde, trotz wiederholter Versuche der Polen, auch zu Fall gebracht; sie war auch nicht besonders glücklich, da es unmöglich war und ist, dieselbe Schrift auch bei den Ruthenen in Russland einzuführen.

Noch war der Kampf zwischen der jungen und alten Partei nicht zu Ende geführt, als ein neuer Gedanke: die ruthenische Sprache durch die russische zu ersetzen, aus Russland kam und viel Unheil in Galizien stiftete. Diese „fixe Idee“ fand nach und nach Freunde und führte zur Bildung der russophilen Partei in Galizien, die später auch vom offiziellen Russland unterstützt wurde. Indess wurde auch die nationale Idee, obwohl auf Jahre lang verdunkelt, doch nicht begraben. In den 60-er Jahren des vorigen Jahrhunderts von der ruthenischen Jugend wieder aufgeworfen, besiegte sie endgiltig alle anderen Meinungen, so dass die nationale, zur vollen Selbstständigkeit strebende Partei der galizischen Ruthenen jetzt die stärkste und infolge der Unterdrückung der Ruthenen in Russland die massgebende ist.



Walse melancholique.

Novelle von Olga Kobylanska.

(Schluß.)

Ihre Mutter war nach dem Tode ihres Vaters sehr unglücklich.

Erstens durch den Verlust desselben und zweitens, weil sie durch ein schweres Leiden an den Sessel gefesselt auf Gnade und Ungnade der Dienerschaft angewiesen war. Zudem nagte an ihr die verzehrende Überzeugung, daß sie dem Onkel eine Last war. Sie flehte Gott täglich um Erlösung von ihren Leiden und ihre ganze Freude und Zerstreuung war die Bibel, in der sie von Fröh bis Abend las. Sie war schon längst auf den Tod vorbereitet. Sie nahm ihr, Sofien, das Wort ab, um sie nach ihrem Tode nicht zu weinen und zu trauern, denn das würde ihr die ersehnte Ruhe im Grabe benehmen. Und sie gab dies Wort der Mutter. Und als man sie beerdigte, da beherrschte sie sich mit Anstrengung aller Kräfte, um das gegebene Wort nicht zu brechen. Sie hatte nämlich noch niemals ein gegebenes Wort gebrochen, aber als trotzdem der Schmerz die Oberhand gewinnen wollte und sie sich mit unerhörter Anstrengung bemühte, ihn zu überwinden, da verdarb der Kirchengesang — diese häßliche schwarze Musik komponiert absichtlich zu dem Zwecke, um die mutigeren und lichtereren Regungen des Geistes zu ersticken und zu töten, ja aus ihm einen kraftlosen Sklaven zu machen — alle ihre Bemühungen und sie brach in ein furchtbares Weinen aus!

Und sie kann eines todesartigen Hauches — der sich ihrer am Grabe bei diesem Gesange bemächtigte — nicht los werden! kann ihre Seele nicht erwärmen! Und als die Mutter zu Grabe getragen wurde, war gerade solch' ein wunderschöner Morgen! Die Sonne verlieh mit ihrem goldigen Schimmer dem Schnee eine rosige Farbe, alles schien so friedlich und zugleich festlich, wie wenn es sich absichtlich in Schönheit gekleidet hätte, wenn ein Mensch in den Schoß der Natur zurückkehrt! Eine Symphonie hätte sie der Mutter zum Grabe aufspielen lassen — eine schöne großartige Symphonie; die Seele zu einem erhabenen Fluge stimmend, damit sie mit ihrem Charakter den aufgewühlten Schmerz in der Brust lindern! So aber verdarb man ihr die Nerven durch die finstere Kraft des Kirchengesanges und sie erlag ihr und ergab sich ihrer Dürsterheit. Und in der Tat, sie war ganz gebrochen.

Aber Hanne hatte es sich nicht vergebens vorgenommen diesen typus antique mit ihrer Liebe zu erwärmen. Sie ging in ihren Bemühungen um sie auf. Sie war so fein und warm, so gut, wie ich sie noch gegen niemanden gesehen habe — und dies alles blieb nicht ohne Folgen.

„Ich verliere unter Euch das Gefühl der Einsamkeit,“ sprach sie auf solche Bemühungen und lächelte dazu dankbar ihr mildes Lächeln . . .

Und damit gaben wir uns schon zufrieden.

Die Künstlerin war witzig und unterhaltend und sprühte vor Geist und da sie in heiterer Stimmung hinreichend wirkte, so brach ihre Heiterkeit die Trauer des Mädchens und langsam kehrte ihr das frühere Gleichgewicht der Seele in ihre alte Stimmung wieder.

Es schien, als habe sie sich mit dem Leben ausgesöhnt.

Der Musik wandte sie sich mit doppeltem Eifer zu.

Im Herbst hatte sie nach Wien ins Konservatorium zu fahren und gleich in den dritten Jahrgang zu treten. Und in der Tat; ihr Talent und ihre große Vorliebe zur Musik versprachen ihr schon jetzt eine glänzende Zukunft.

• * *

Der Mai war angebrochen.

Alles stand in Blüte.

Die Bäume prangten voller Blüte, ihr Duft wogte weit und breit in der Luft und die Abende waren voller, unfäglich milben, verlockenden Schönheit.

Wir beide mit Hanne erwarteten Sofija, die jeden Augenblick von den Stunden heimkehren, das Nachtmahl einnehmen und dann mit uns wie gewöhnlich einen Abendspaziergang machen sollte. Wir saßen beide im unbeleuchteten Zimmer und jede hing ihren Gedanken nach.

Hanne hatte bereits ihre große Kopie des Gemäldes „Die Ehebrecherin“ von Tizian verkauft und träumte von der Reise nach Rom und ich war nicht minder befriedigt.

Ich legte gerade die schriftliche Matura ab, gab mich der freudigen Hoffnung hin, daß die mündliche ebenso gut ausfallen werde und was das Schönste an meinem Schicksale war, ich war die Braut des Professors. Desselben, der zu den englischen Konversationsstunden erschien! Ich hatte ihn seinerzeit vergebens wegen Sympathien zur lieben, jungen Deutschen verdächtigt und beschuldigt; — er machte nur Reklame für einen seiner Kollegen.

Die Tür des Zimmers — darinnen das Instrument Sofijas stand — war zur Hälfte offen.

Durch unsere Fenster fiel das Mondlicht in lichten Streifen herein und aus jener einen Türhälfte gähnte uns schwarzes Dunkel an. Über dies und jenes nachgrübelnd, blieb der Blick immer wieder an jener hohen, dunklen Hälfte haften und die Grabesstille, die dort drinnen herrschte, schien zu uns heranzurücken.

Wenn sie doch jemand schließen würde! fuhr es mir durch den Sinn. Aber ich hatte keine Lust aufzustehen und dahin zu gehen . . . Dann führte etwas meinen Blick auf den dunkelroten Lehnstuhl Sofijas, welcher unweit der Ottomane Hannens in der Nähe des Kamins stand und indem sie am liebsten ausruhte, sich dafelbst stets gemüthlich und bequem streckend und mein Blick blieb an ihm haften. Er stand steif und hölzern und gerade jetzt im Dunkeln . . .

Hanne lag auf der Ottomane und schweig gleich mir. Plötzlich unterbrach sie die Stille.

„Martucha, schließ die Tür von Sofijas Zimmer!“

„Schließe du sie . . .“

„Ich liege so bequem . . .“

„Mir ergeht es grad so.“

„So schließen wir sie beide zusammen,“ bat ich mit unsicherer Stimme und erhob mich von meinem Plaze entschlossen.

„Kommen wir!“

Gleichsam von einem Gefühle geleitet, traten wir beide dicht an einander und mit einer energischen, hastigen angsterfüllten Bewegung, schloß . . . nein, warf das Mädchen die Tür ins Schloß.

„Diese Dunkelheit stört mich,“ murmelte sie erschauernd und sich gleichsam vor mir entschuldigend. Und mich an der Hand ergreifend, zerrte sie mich zu sich auf die Ottomane herab. „Bleibe dasitzen . . .“

Ich blieb da schweigend sitzen. Ich war außer Stande ein Wort zu sprechen. Irgend etwas schloß mir die Lippen, auf den Flug der Gedanken legte sich etwas Hemmendes und eine qualvolle Unruhe bemächtigte sich meiner . . .

Die ganze Seele erwartete irgend etwas.

Hanne schwieg wie verstummt.

Nach einiger Zeit ließen sich Schritte auf den Stiegen vernehmen, leichte aber langsame.

Da kam Sofija. Sie kam immer näher und näher heran und endlich trat sie ein. Sie bewillkommte sich nicht wie gewöhnlich, gerade wie wenn sie uns im Zimmer nicht bemerkte. Sie ging direkt auf die vor einer Weile verschlossene Tür, öffnete sie und trat dorthin hinein . . .

Wir hörten, wie sie drinnen das Fenster öffnete, später nach einigen Augenblicken die ganze Klavierdecke . . . Dort legte sie wider ihre Gewohnheit Hut und Schirm ab, und erst hernach trat sie zu uns ins Zimmer herein.

Sie näherte sich uns in schleppendem, rhythmischem Gange wie ein Schatten und wie einen zweiten Schatten schleppte sie etwas aus dem geöffneten Zimmer nach sich . . .

Dann setzte sie sich in ihren Lehnstuhl neben uns.

Sie schwieg.

„Gut daß du kommst Musik,“ unterbrach Hanne das Schweigen.

„Wir erwarten dich schon mit Ungeduld!“

Sie gab keine Antwort. Sie saß wie eine Statue bewegungslos.

„Du hörst, Sofija?“

„Ich höre. Bitte macht Licht!“ versetzte sie mit veränderter Stimme. Ich starrte sie durch das Dunkel an — mit einer solchen Stimme sprach sie gewöhnlich nicht. Ich zündete die große Hängelampe über dem Tische an und blickte ängstlich nach ihr . . .

Sie saß da blaß wie der Tod und ihre Augen gerade auf mich gerichtet leuchteten in einem fast phosphorartigem Glanze und schienen mir ungewöhnlich groß . . .

Auch die Künstlerin bemerkte die Veränderung an ihr.

„Sofija, — bist du krank?“ fragte sie voller Angst und Besorgnis.

„Ach nein, nein! . . .“ versicherte sie, sich zu dem gewöhnlichen Ton zwingend und senkte plötzlich die Augen.

„Aber ich sehe, du bist nicht wohl, Nachtigall! Komme, esse etwas! Hernach wollen wir unseren Spaziergang machen.“

„Ich bin nicht hungrig,“ antwortete sie. „Esset allein . . . Ich werde spielen. Während Ihr esset — werde ich spielen.“

„Aber du bist ja müde! Komm' iß mit uns!“ baten wir beide gleichzeitig und traten beide zugleich an sie heran.

„Nein, nein, ich werde nicht essen . . . ich kann nicht . . .“ Sie blickte uns mit großen und flehenden Augen an! „Ich erhielt vom Onkel einen Brief und kann nicht. Ich werde spielen. Ich muß spielen . . .!“ Und sich erhebend griff sie in die Tasche und warf den Brief auf den Tisch. Hernach ging sie mit dem Schritt von früher in das Klavierzimmer. Wir stürzten uns auf den Brief. Der Onkel machte ihr die Mitteilung, daß er geheiratet habe und sie in Wien nicht erhalten werde. Wir verstummten.

Hanne traten Tränen in die Augen und mich durchfuhr es mit einer Angst, mit einer unmotivierten, unbeschreiblichen Angst!

„Das ist schlimm, Martucha . . . Ach, ist das ein Gauner!“

Ich nickte stumm mit dem Kopfe und setzte mich. Setzte mich gedankenlos an den Tisch und meine Augen richteten sich dorthin nach ihr. Sie spielte da drinnen im unerleuchteten Zimmer und die Tür stand wie früher geöffnet.

Sie spielte ihren Walzer, aber so wie nie vorher.

Wohl nie hatte er mehr die Benennung „Valse melancolique“ verdient als heute. Der erste Teil voller Heiterkeit und Grazie, voller Aufforderung zum Tanze und

Glücke, und der zweite — o diese Läufe! Diese uns wohl bekannten, aufwiegelnben Läufe! Sie flog im rasenden Lauf von den leichtesten Tönen bis zum tiefsten Bass und dort die entsetzte Unruhe, das Herumsuchen und Drängen, das verzweiflungs-volle Wühlen dicht nebeneinander, Ton neben Ton, das Aufeinanderdrängen der Töne, ein Kampf . . . und wieder der Lauf der Töne nach unten und dann inmitten der Tonleiter ein jäh' aufschreiender Trauerakkord — Schluß.

Hanne weinte. Auch ich weinte.

Wir beide wußten es, daß ein Leben gebrochen war.

Dann beendete sie ihr Spiel und kam zu uns herein.

„Jetzt gebt mir zu essen,“ sprach sie und neben uns stehenbleibend, gerade dem Licht gegenüber, begann sie sich zu recken und zu dehnen, wie sie es gewöhnlich nach jedem längeren oder anstrengenderen Spiele zu tun pflegte.

Wir erhoben uns, erfreut durch ihre Worte.

Allein sie hatte sich noch nicht zu Ende geredt — war noch so recht mitten drinnen — als im anstoßenden Zimmer, darinnen das Instrument stand, ein furcht-bares Getrach erfolgte und darauf ein schwacher, wehmütiger Klang der Saiten . . .

Sie erstarrte.

„Der Resonanzboden ist gesprungen!“ schrie Hanne auf.

„Eine Saite!“ rief ich.

„Der Resonanzboden . . .“

Ein gellender Schrei durchschneidet die Luft und Sofija flog ins Zimmer.

Oh' wir ihr mit dem Lichte nachkamen, wußte sie bereits was geschehen war.

„Der Resonanzboden?“ fragte Hanne.

„Eine Saite . . .“

„Also doch eine Saite!“

Und in der Tat, es war nur eine Saite. Das Instrument war vollständig geöffnet, wir standen alle geneigt über ihm und sahen jene Saite. Es war eine von den Basssaiten; sie lag zusammengerollt von der starken Anspannung unter den anderen gerade gespannten Saiten und blinnte rot-golden gegen das Licht . . .

„Und ich dachte der Resonanzboden sei dir untreu geworden!“ unterbrach Hanne die erste die Stille in ihrem gewöhnlichen sorgenlosen Ton — allein sie antwortete nicht mehr. Den Oberkörper über die Saiten neigend ward sie ohnmächtig . . . Wir trugen sie heraus. Dann brachten wir sie zur Besinnung und Hanne lief selber um einen Arzt. Bevor dieser noch ankam begann sie zu sprechen.

„Weshalb sagte Hanne, daß der Resonanzboden gesprungen sei? Warum?“ fragte sie ineinemfort voller Verzweiflung, so wie kleine Kinder fragen, ohne die Ursachen ihres Schmerzes zu kennen, ohne sich dessen bewußt zu sein, was mit ihr vorgegangen war. „Warum, warum?“

Ich beruhigte sie nach Möglichkeit.

„Aber warum behauptete sie es?“ forschte sie und große Tränen rollten über ihre Wangen. „Warum sagte sie es, da er ja nicht untreu geworden war!“

* * *

Der Arzt trat an ihr Bett heran, wie sie den Herzschlag bekam.

Er vermochte ihr nicht zu helfen.

Die Aufregungen, die über sie kamen, waren zu heftiger Natur und traten zu rasch nacheinander heran, als daß ihre physische Kraft ihnen zu widerstehen vermocht hätte. Sie überwandten sie . . .

* * *

Man trug unsere Musik heraus.

Der Mai raubte sie zu sich.

Hanne hatte nie erfahren, wie ihre gedankenlos hingeworfenen Worte zu dem traurigen Ereignisse beigetragen haben. Allein sie vermochte sich auch ohne dem ein paar Wochen hindurch nicht zu trösten. Von Zeit zu Zeit brach sie in ihr starkes, leidenschaftliches Weinen aus, verwarf alle farbige Kleidung und zerriß ein wunderschönes, zur Hälfte vollendetes Gemälde, zu dem ihr die „Musik“ als Motiv gedient hatte. Aber nach sechs Wochen überkam sie die Sehnsucht nach Farben und nachdem sie sich von allen verabschiedet hatte, reiste sie nach Rom . . .

Das Klavier der „Musik“ hatte ich für mich erstanden und auf ihm spielt mein Sohn, Aber wie ich es auch behüten und schonen, jedes leiseste Stäubchen von ihm wischen mag — so scheint es mir immer es sei düster, verwaist und sehne sich nach jenen weißen, zarten Händen, die seine schwarze glatte Fläche mit einer Bewegung voller Liebe und Zartheit gestreichelt hatten und auf seiner Klaviatur wie weiße Blätter umherflogen. Hanne bemüht sich, mich zu überzeugen, daß mein Sohn niemals ein Künstler sein werde und vielleicht ist die Wahrheit auch auf ihrer Seite. Aber dafür wird ihr Sohn ein Künstler sein, wenn nicht von Beruf, so gewiß der Seele nach.

Sie kehrte nach dreijähriger Abwesenheit aus Italien zurück und brachte mit sich einen wunderschönen zweijährigen Knaben, dunkel wie aus Bronze und mit ihren Augen.

„Wo ist dein Mann?“ fragte ich sie, als sie mir ihren Besuch mit dem Kleinen abstattete, elegant und prächtig wie eine Fürstin. Sie hob die Brauen in die Höhe, und sah mich mit erstaunten Augen an. „Mein Mann? . . . Ich habe keinen Mann.“ Der Vater meines Knaben blieb dort, wo er war. Wir konnten uns in der Lebensweise nicht vereinbaren und als er mich nicht verstehen wollte — verließ ich ihn. Aber der Knabe ist mein. Ich verdiene selber den Lebensunterhalt für ihn und er gehört mir. Niemand hat ein Recht auf ihn außer mir. Dieses Recht erkaufte ich mit meinem guten Ruf. Aber . . . das verstehst du nicht!

Und vielleicht verstehe ich es auch in der Tat nicht! Aber . . . was ist mit ihr, daß sie diesen Schritt beging? Vielleicht ist sie auch schuldig . . . wenn gleich . . . wenn man ihre seltsame Natur auseinander nimmt . . . kann ich keinen Stein auf sie werfen. Ich bin sogar überzeugt, daß auch die „Musik“, dieser unendlich reine typus antiquo, sich von ihr nicht abgewendet hätte. Sie hatte selber gesagt, es wäre schade diese durch und durch artistische Individualität zu verderben und sie solle sich voll ausleben!

Nur sie konnte sich nicht voll ausleben.

Wie sie auch dem Drängen einer verhängnisvollen Macht zu widerstehen trachtete und zwar mit einem beinahe klassischem Gleichgewichte eines starken Geistes — der Musik selber vermochte sie nicht zu widerstehen. Und ihr Ende hat sich in sie gestücht und verborgen, in diese Musik. Blicke aus ihr mit hinreißender Schönheit voller Trauer und Melancholie und gerade wenn sie ihre eigenen Kompositionen und Phantasien spielte und wenn sie sich in ihr wie in ihrem eigentlichen Elemente badete . . .

Ich kann mich bis zum heutigen Tage des Gedankens nicht erwehren, daß die Musik sie ums Leben gebracht hat . . .

Mit einer einzigen feinen Saite hatte sie sie getötet . . . !



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 13.

Erstes Juliheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Das Verbot der ukrainischen Sprache in Rußland.

Eine Enquete.

III.

Dr. G. Sergi

Universitäts-Professor in Rom.

Die eigene Sprache bewahren wollen, das heisst — die eigene Seele bewahren wollen und damit den Charakter des nationalen Lebens. Denn die Sprache ist der Ausdruck des Gedankens und der Gefühle des Einzelnen, sowie der Gesamtheit.

Eine fremde aufgezwungene Sprache gleicht einer anbefohlenen Bewegung, welche nicht aus dem Inneren ausgeht, nicht dem menschlichen Willen und Streben entspringt — daher die menschliche Seele verunstaltet und verfälscht.

Die Ruthenen verlangen nur das, was ihnen die Natur gegeben hat, sie — sowohl einzeln, wie auch die ganze Nation — beanspruchen das Recht, ihre nationale Existenz bekunden, ihr inneres Leben in natürlicher Weise unbehindert ausdrücken zu dürfen, das heisst — ihre Sprache zu gebrauchen. Keine Macht hat das Recht, das zu gestatten oder zu verbieten, sowie sie das Recht nicht hat, die Seele eines Volkes unnatürlich zu gestalten.

Der Ukas vom Jahre 1876 ist wie eine Sense, welche die Wege des Denkens und des Empfindens, das innere Leben und die Bindeglieder des Gemeinlebens verstümmelt. Das ist ein Fehler, eine Unwissenheit derer, die

die Völker regieren — das ist eine Ungerechtigkeit, welche früher oder später zu ihrer natürlichen Lösung führen muss.

N. C. Frederiksen.

Ehem. Reichstagsabgeordneter und Professor der politischen Ökonomie und der Finanzwissenschaften an der Universität in Kopenhagen.

Das Verbot der ruthenischen Literatur und Sprache in Russland ist barbarisch und schädlich.

Wie wichtig und notwendig die Schulen und die ganze intellektuelle Kultur — selbst für die rein materielle Wohlfahrt — sind, haben wir hier in Dänemark erfahren.

Ich verstehe nicht, wie eine solche Politik möglich ist und dass ein Volk von vielen Millionen sie duldet.

Diese Politik ist unklug. Sie muss eine steigende Unzufriedenheit erzeugen und notwendigerweise das Volk von den Grossrussen abwenden. Dies muss umso gefährlicher sein, je schlechter das Verhältnis der Grossrussen zu ihren anderen Nachbarn, besonders zu den Polen, ist. Wenn die Politik in St. Petersburg eine solche ist, versteht man erst recht, dass während des Krimkrieges verhältnismässig liberale Staatsmänner in Berlin — der Bethman-Hollwegsche Kreis, mit Bunsen in London und den englischen Staatsmännern, sowie Prinz Albert — den Plan hegen konnten, Österreich nach dem Schwarzen Meere zu erweitern.

Eine solche Zentralisation erzeugt notwendigerweise nicht nur Elend und Erbitterung nach unten, sondern auch Schwäche, schlechte und demoralisierte Administration nach oben.

Plehwe hat mich persönlich versichert, dass er die Wichtigkeit der partikulären Entwicklung der verschiedenen Nationalitäten im Reiche anerkennt.

Gewiss müssen wirklich patriotische Russen dazu kommen, sowohl ihre eigenen nationalistischen Vorurteile, wie auch den abscheulichen deutschen zentralisierenden Bureaokratismus in St. Petersburg aufzugeben.

Björnstjerne Björnson.

Aulestad (Norwegen).

Der russische Minister des Inneren Plehwe ist ohne Zweifel der stärkste Repräsentant der russischen Lüge und Unterdrückung in unserer Zeit.

Er hat neulich die Meinung geäussert, dass sich Westeuropa nicht um die Ruthenen bekümmere und deshalb deren Klagen beiseite gesetzt werden können.

Ich will mich an Seite derer stellen, die Protest erheben. Alle, welche mitfolgen, mögen sie Welch aufgeklärter Nation immer angehören, halten den Versuch der russischen Regierung, 24 Millionen Ruthenen innerhalb der russischen Reichsgrenzen ihrer Sprache zu berauben, — indem man ihnen verbietet, ein rutheni-

sches Buch oder eine Zeitung zu drucken, aus einem anderen Lande Bücher oder Zeitungen in ruthenischer Sprache zu beziehen, bei dem Gedenkfeste eines grossen ruthenischen Dichters ruthenische Reden zu halten, — ich sage und betone nochmals, dass alle rechtschaffenen Männer und Frauen jeder beliebigen zivilisierten Nation diesen Versuch für das D ü m m s t e halten, wovon man je im Umkreise des geistigen Lebens sprechen gehört. Was sie sonst darüber denken, brauche ich nicht zu sagen . . .

Prof. H. De Gubernatis.

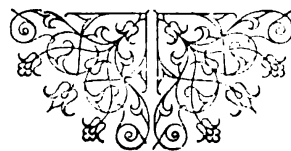
Rom

Meine Ansicht ist die, dass zu der Zeit, wo alle Völker frei sein werden, es keine Kriege mehr geben wird. Die unterjochten Völker sind es allein, die diese grosse Schande — welche Krieg heisst und die grösste Schmach der Menschheit bildet — ermöglichen. Die Tiere verzehren einander, getrieben durch Hunger. Der Mensch allein mordet und unterjocht, um seine Grillen, seine Lüsterheit und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Nur die grossen Mächte sind es, die den Kriegszustand aufrecht erhalten. Die moderne Gesellschaft muss somit notgedrungen einsehen, dass die Kolosse — die, um sich selber zu erhalten, andere Völker bekriegen und vergewaltigen, — zerstört werden müssen. Wären Finnland, Polen, die Ukraine und Armenien frei, dann wäre diese Torheit, die jetzt Russland zu den Massakren im fernen Osten verleitet hat, nie zustande gekommen.

Ich kenne die Ruthenen nicht, ausser ihrer Volksliteratur, die ich bewundere und liebe. Poetischer Geist durchdringt das Leben dieses sanften Volkes, das unter einer freiheitlichen Regierung glücklich wäre.

Im Jahre 1876 begegnete ich in Wroblewice einem ruthenischen Bauern aus Galizien, mit dem ich mich in ein Gespräch einliess. Er sprach zu mir ruthenisch, ich radebrechte russisch. Wir konnten uns verständigen. Ohne zu vermuten, dass ich ein Lateiner bin, war der Mann bereit, mich als seinen Bruder zu umarmen; und doch würde ich gar nicht staunen, wenn ich diesen braven Mann sehen würde, wie er, durch irgend eine despotische Macht entfesselt, bei der Zerstörung des monströsen Reiches freudig mithelfen würde.

Ich kann nicht anders, als den Tag herbeisehnen, an dem die Finnländer, Polen, Ruthenen und Armenier vollständig frei sein werden. Dieser Tag wird auch für die Russen heilbringend sein, denn auch sie stöhnen unter dem Drucke des heutigen Zarismus.



Eine politische Pilgerfahrt.

Der Sommer ist die Jahreszeit der Ferien und der Lehrkurse zugleich, der Vergnügungs- und Studienreisen, welche letztere zuweilen gleichzeitig die Form von demütigen und reinigen Wallfahrten annehmen. Denn nicht jedem ist ein ruhevoller Urlaub gegönnt. Manch Menschenkind muss gerade die Ferienzeit dazu benützen, um etwas zu erlernen oder das Versäumte nachzuholen. Viele müssen gerade in dieser Saison — wo alles ein ruhiges, idyllisches Plätzchen für die angestregten Nerven oder für die zu stark gereizte Lunge sucht — für das Gedeihen ihrer Geschäfte und Geschäftchen am meisten tun und ihre kaufmännische Sorgfalt an den Tag legen. Der liebe Herrgott hat eben verschiedene Kostgänger . . .

So ist es auch in der politischen Welt und unser Ministerpräsident ist ein klassisches Beispiel der politischen Chimäre. Dr. Koerber wird nämlich gerade in der politischen Sauregurkenzeit von den schwersten Sorgen geplagt. Trotz aller Geschicklichkeit vermag er es nicht, die polnische Schlachta dauernd an sich zu fesseln. Jede Liebesgabe verschafft ihm nur für einen Augenblick deren Gunst.

Bereits viele österreichische Staatsmänner haben die traurige Erfahrung gemacht, dass die Schlachta eine unersättliche „Freundin“ sei. Heutzutage ist das aber ein sehr geringer Trost.

Deshalb ist Herr Koerber seit längerer Zeit kopfhängerisch, er sinnt und sucht nach einem Ausweg. Er bemüht sich nicht mehr um die Lösung der böhmischen Frage. Nein! die schlachzische Frage ist ihm viel wichtiger! Der nunmehrige Ministerpräsident hat auch allen Grund, misstrauisch zu sein: Er beschönigte wiederholt im Abgeordnetenhaus die polnische Wirtschaft in Galizien und holte sich dabei manche unangenehme Schlappe — so wurde beispielsweise die Richtigkeit der Behauptungen der rüthenischen Abgeordneten, die Dr. Koerber als unwahr bezeichnete, während der berühmten Streikprozesse vor Gericht nachgewiesen; vor dem Tarnopoler Schwurgericht sagte sogar ein Gendarm unter Eid das Gegenteil davon aus, was der Ministerpräsident im Parlament behauptete; mit Dr. Koerbers Hilfe brachte die Schlachta das antirüthenische Ausnahmsgesetz in Galizien zustande; unter seiner Ägide veranstaltete man — nicht in Krakau, wie es recht und billig gewesen wäre, sondern in Lemberg, im rüthenischen Landesteile — den allpolnischen Sokoltag, unter Assistenz der Spitzen der landesfürstlichen Behörden (der k. k. Statthalter von Galizien Graf Potocki, der k. u. k. Korpskommandant von Lemberg Feldzeugmeister Fiedler u. a. waren dabei) proklamierte man die polnischen Sokolisten als ein nationales Heer, das, wie der Festredner hervorgehoben „gemeinsam mit den preussischen Polen auf diesem Boden den Triumph der Gerechtigkeit feiern werde“ — gleichzeitig aber lässt die Regierung durch ihre Verwaltungsorgane die rüthenischen Feuerwehrvereine „Sitsch“ auf's äusserste

verfolgen, sowie deren Mitglieder einkerkern und der Statthalter Graf Potocki sagt dem Herrn Popel, e r g e s t a t t e den Ruthenen, allerlei Vereinen anzugehören, nur nicht den Sitsch-Vereinen; Dr. Koerber, der gleichzeitig Ministerpräsident, Minister des Inneren und Justizminister ist, duldet es, dass man in Ost-Galizien straflos allerlei alarmierende Nachrichten verbreitet, Unruhen fabriziert und planmässig die Erbitterung schürt¹⁾; der Herr Ministerpräsident brüstet sich im Abgeordneten-hause, dass er über die Vorkommnisse in Galizien auf's genaueste informiert sei, trotzdem aber duldet er die un-glaublichsten Missbräuche der galizischen Verwaltungsorgane²⁾; Dr. Koerber stellte einen Posten für das ruthenische Gymnasium in Stanislaw in's Budget ein, um ihn dann auf Wunsch des Polen-klubs auszuschalten, obwohl er ähnliche Posten für die Unter-richtsanstalten z. B. in Schlesien ins Budget einstellt, ohne sich um den Willen der schlesischen Parteien zu kümmern. Dem Dr. Koerber haben wir es also grösstenteils zu verdanken, dass Galizien im Schuljahre 1904/5 — **4 ruthenische** und **44 polnische** Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) haben wird. . . . Und alles das tut Dr. Koerber der launenhaften Schlachta zu liebe, die aus ihm unbekanntem Gründen mit seiner Politik noch immer unzufrieden ist.

Selbstredend kann auch das polnische Volk durch diese Politik für Österreich nicht gewonnen werden, denn trotzdem dieser Stand der Dinge dem Polentum zugute kommt, so gelten doch all' die Geschenke ausschliesslich dem polnischen Adel und nicht dem Volke. Man hat also kein Recht, für die Geschäfte, die man mit der Schlachta abschliesst, von der polnischen Nation den Dank zu verlangen.

Es ist fürwahr ein tragisches Los, in Österreich Minister-präsident zu sein!

Doch in jüngster Zeit ist Seine Exzellenz auf einen glück-lichen Gedanken verfallen: um die Launen der Schlachta näher kennen zu lernen, sowie derselben ungestört und ungeniert den Hof machen zu dürfen, wird sie der Herr Ministerpräsident in ihrer galizischen Domäne aufsuchen. Vielleicht will er auch die galizischen Machthaber überzeugen, dass er bei der etwaigen System-änderung in Österreich ihre Domäne unberührt lassen und ihre Herrschaft in Galizien nur noch verstärken werde Nur weiss er nicht recht, was für eine Miene er dabei aufsetzen soll — ob ihm die Rolle des galanten Bewerbers, des devoten Besuchers,

¹⁾ Wie die Unruhen fabriziert werden, sagte letzthin vor Gericht ein Gendarm aus. Er meldete seinem Postenführer, dass er nichts „Verdächtiges“ vorgefunden habe und alles ruhig sei. Der Postenführer telegrafierte an die Bezirkshauptmannschaft, dass schreckliche Unruhen ausgebrochen seien.

²⁾ Der berühmte Wahlmacher Kozminski avancierte, ebenso sein würdiger Kollege, der k. k. Bezirkskommissär Kalinowicz. Solche Herren, wie der k. k. Bezirks-kommissär Kwiatkowski, Stroka et tutti quanti, die im Bureau der k. k. Bezirks-hauptmannschaft Prügelszenen veranstalten, öffentliches Ärgernis hervorrufen u. s. w., werden als musterhafte Beamten angesehen.

oder die des vornehmen Gastes besser stehen würde. Diese Unsicherheit wird am besten durch die Haltung der officiösen Blätter illustriert — man spricht bald von einer politischen, bald von einer Inspektions- und Informationsreise des Ministerpräsidenten. Man will aber durchblicken lassen, dass Dr. Koerber die Postulate der galizischen Potentaten näher studieren wolle, um denselben gerecht werden zu können — und deshalb in der Schlachta Lande wandert.

Unter den Profanen gibt es zwar Natterzungen, die da von einem politischen Lehrkurs bei der Schlachta schnattern — allein das ist eitel Gerede. Dr. Koerber — der seine Laufbahn unter Badeni angefangen, dessen Verwaltungstalent gerade Graf Badeni entdeckt hat — kann als Schüler des letzteren betrachtet werden und hatte Gelegenheit genug, die Arkana der schlachzizischen Politik von der Nähe sich anzuschauen. Se. Exzellenz braucht in dieser Hinsicht keine Lehre mehr.

Sehr bezeichnend sind die Äusserungen der polnischen Organe anlässlich des bevorstehenden Ausfluges des Ministerpräsidenten in die zweite Hälfte Zisleithaniens. Kaum ward der Welt die löbliche Absicht Sr. Exzellenz kund und schon machen Stimmen sich bemerkbar, die nicht auf die huldvollste Aufnahme des ministeriellen Gastes schliessen lassen. Die unzufriedenen Stimmen nämlich werden wieder laut.

Um die ewige Unzufriedenheit des polnischen Adels mit den österreichischen Zuständen besser zu verstehen, muss man einige Momente aus der polnischen Verwaltungsgeschichte in Erinnerung bringen. Bis zum letzten Augenblick des Bestandes des polnischen Königreiches wurden die unbequemen Führer der Ruthenen gefoltert und oft auf dem Ringplatz zu Warschau lebendig verbrannt. Nicht besser erging es den ruthenischen Priestern, die zu dem Volke hielten; diese wurden auch gewöhnlich auf den öffentlichen Plätzen hingerichtet. Die österreichische Verfassung hindert die galizischen Machthaber, in einer so radikalen Weise ihre freiheitlichen Prinzipien zu betätigen — wie in Polen. Sie müssen sich bisweilen damit begnügen, über die unliebsamen Personen eine längere „Untersuchungshaft“ (galizische Inquisition) zu verhängen, die aber auch nicht ewig dauern darf. Das ist nun einer der Hauptgründe, warum sie die Durchführung der Länderautonomie anstreben und „sich vom deutschen Einfluss emanzipieren“ wollen.

Nur derjenige Ministerpräsident, der die Schlachta von dieser drückenden Atmosphäre befreit, kann auf deren längere Freundschaft rechnen. Deshalb verhalten sich auch manche Organe des polnischen Adels der bevorstehenden Reise des Ministerpräsidenten gegenüber — zum Teil missgünstig, zum Teil kühl. Der „Przegład“ behauptet, Dr. Koerber müsse als gut Freund behandelt werden, da er niemals ein Freund der Ruthenen gewesen sei, den Ruf der polnischen Wirtschaft im Parlament verteidigt und die ruthenischen Vertreter an den gerechten galizischen Landtag verwiesen habe. Die „Gazeta Narodowa“ dagegen hält dem

Ministerpräsidenten ein Sündenregister vor (es handelt sich um Versäumnisse — also culpa in non faciendo), triumphiert, dass Dr. Koerber sich um die Gunst der Schlachta bewerben müsse und verspricht ihm grossmütig, man werde ihn als einen reuevollen Sünder freundlich aufnehmen, sobald er Besserung verspreche. In einem schärferen Ton äussert sich das von den polnischen Chauvinisten am meisten gelesene „Słowo Polskie“. Man will es also mit einer politischen Wallfahrt und nicht bloss mit einer Inspektionsreise des Ministerpräsidenten zu tun haben.

Sei dem wie immer, Dr. Koerber muss ein kostbares Geschenk den Herrschaften mitbringen, wenn er sich keinen Korb holen will. Den Preis dieses Geschenkes müssen aber die Ruthenen bestreiten, ebenso wie bei allerlei Abmachungen der Zentralregierung mit der Schlachta immer sie die Zeche bezahlen mussten.

R. Sembratowicz.





Die österreichische Staatskunst und die Ruthenen.

Von Wl. Kuschnir (Wien).

Der Vernichtung der im Perejaslawer Vertrage (1654) garantierten Autonomie der Ukraine und der Aufhebung der nationalen Miliz — mit anderen Worten, der politischen Vernichtung der Ukraine, sollte bald die kulturelle und nationale folgen. Das ruthenische Schulwesen wurde ruiniert und man schritt bald an das Verbot der ruthenischen Sprache, was das Dekret des russischen Kaisers vom Jahre 1876*) besorgte. Und so kam es, dass das Todesurteil über die Literatur und Sprache des zweitgrössten slavischen Volkes gerade das slavische Riesenreich verkündete. Heute noch, wo das Zarentum eine zivilisatorische Mission in Ostasien zu erfüllen, sowie die europäische Zivilisation zu verteidigen vorgibt, hat diese kulturwidrigste Verordnung — die die Geschichte der Menschheit überhaupt kennt — in Russland Gesetzeskraft.

Aber einem Teile der Ruthenen war es gegönnt, dem russischen Joche zu entschlüpfen und unter das österreichische Szepter zu gelangen. Man glaubte, dass jener Teil der ruthenisch-ukrainischen Länder, der dem österreichischen Staate einverleibt wurde, jetzt zu einem wichtigen Kulturzentrum des ruthenischen Volkes wird. Die Ruthenen richteten auch wirklich ihre Blicke nach Österreich und versprachen sich sehr viel von der österreichischen Verfassung. In offiziellen Kreisen Russlands befürchtete man, Österreich werde durch die Gewährung der nationalen Autonomie an die Ruthenen eine österreichfreundliche Bewegung in der ganzen Ukraine hervorrufen.

Es hatte den Anschein, dass die österreichische Regierung politisch so reif sei, um einen für Österreich so günstigen Moment nicht zu verpassen. Es schien auch, dass es den Ruthenen gegönnt sein werde, gleich anderen österreichischen Völkern die nationale Gleichberechtigung zu erlangen. Diese Hoffnung nährte die konstitutionelle Verfassung Österreichs. Wie erwähnt, blickte das Gros des ruthenischen Volkes voll Zuversicht über die Grenze herüber. Es hoffte hierher den Stützpunkt seines kulturellen und nationalen Lebens verlegen zu können und war offenkundig austrophil.

Doch diese Zuversicht erwies sich als eitel. Denn auch die tatsächlichen blutigen Verdienste der österreichischen Ruthenen um das Reich fielen der Vergessenheit anheim. Die leitenden Staatsmänner in Österreich wussten niemals die Treue des ruthenischen Volkes in Hinblick auf die Staatsidee und auf das Wohl des Staates richtig einzuschätzen. Im fortwährenden Ringen um die alltäglichen Interessen übergaben die massgebenden Kreise die Herrschaft über die Ruthenen den Polen, wodurch sie die Ruthenen dem nationalpolitischen Tode aussetzten. Dieser Staat, der den Ruthenen Schutz bieten sollte, wo sie das Heim ihres nationalen Lebens zu errichten hofften, bot ihnen das Gegenteil

*) Vergl. Ruth. Revue Nr. 9, S. 193—197.

und der ganze bürokratische Apparat dieses Staates, die ganze staatliche Organisation wurde in den Dienst des polnischen Adels gestellt.

Wenn wir die Geschichte des ruthenisch-ukrainischen Volkes in Galizien von der Hälfte des vorigen Jahrhunderts an verfolgen, so ergibt sich die Schlussfolgerung, dass die österreichischen Staatsmänner gleichsam zweckmässig dahin gearbeitet haben, das Österreich in Treue ergebene ruthenische Volk, diese Tiroler des Ostens, diesem Staate abspenstig zu machen. Die weitgehendsten Reformen, die anderen Völkern Österreichs zugute kamen, werden so gehandhabt, dass sie für die Ruthenen bedeutungslos, ja schädlich werden. Es ist keine Phrase, wenn der ruthenische Bauer die Jahre vor 1848 als besser im Vergleich mit den laufenden bezeichnet. Die Aufhebung des Frondienstes im Jahre 1848 erhob zwar den Bauer zum Staatsbürger, aber sie machte ihn auch der Wälder und Wiesen verlustig, in deren Besitz er gestanden, deren Rückerhaltung heute das wichtigste Postulat der ruthenischen Agrarpolitik bildet. Und an diesem himmelschreienden Unrecht war eben die österreichische deutsch-tschechische Bureaukratie schuldig, die durch keine Interessen mit dem Volke verbunden, dessen Sprache unkundig, leicht von dem Gutsherrn zu bestechen war, die Servitutenverteilung zu Gunsten des letzteren durchführte. Die Bauern, die die deutsche Amtsführung nicht verstanden, erschienen in der Regel nicht zu den Servituten-Verhandlungen und liessen in ihrer Abwesenheit alles geschehen. Die Behörde nahm sich aber ihrer nicht an, sondern nützte diesen Zustand aus. Sie merkten es erst, als man ihnen ihre Habe mit Gewalt zu entreissen begann. Sich ihrer Rechte bewusst, wallfahrten sie massenweise nach Wien, von dem angebeteten Kaiser ihr Heil erwartend. Man liess sie aber nicht einmal die Schwelle des Audienzsaales betreten. Die österreichischen Staatsmänner schienen dem Prinzip zu huldigen: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan.“

Ähnlich verhält es sich mit der Konstitution. Statt Gewähr für die freie Entwicklung der Nation zu leisten, bedeutete sie für die Ruthenen nichts anderes als die Wiederkehr unter die polnische Regierung. Und das ist nichts weniger als schmeichelhaft für die österreichische Konstitution! Ohne an das „Morgen“ zu denken, lieferte die kurzsichtige Regierung eine ganze Nation der Gnade und Ungnade der Schlachzizen aus, die nur bestrebt sind, um jeden Preis ihre dominierende Stellung zu erhalten. So wurde das Repräsentationsrecht der Ruthenen unter das Minimum reduziert, so trat das Schulwesen in den Dienst der Volksverdummung. Vor allem aber wurde die Landesverwaltung in den Dienst der Klique gezogen. Den moralischen Wert der galizischen Verwaltung kennzeichnen folgende Worte eines pensionierten Bezirkshauptmanns und zwar eines Polen: „Wer heute in Galizien Bezirkshauptmann sein will, der muss ein Mensch ohne Ehrgefühl und Gewissen sein.“ Oder folgende zynische Worte eines aktiven Bezirkshauptmanns zu Brzeżany, die dieser zu einem sich über einen Schultheiss beklagenden ruthen.

Pfarrer sprach: „Ich weiss, dass X. der letzte Schuft ist, aber eben solche brauchen wir,“ — sind sie nicht auffallend genug? — Und ähnliche Verhältnisse herrschen überall. Um die Vorherrschaft der Klique zu erhalten, werden die Gesetze mit Füßen getreten, schwerste Missbräuche verübt. Doch auflehnen darf sich niemand. Die ruthenische Presse, jenes ewige Klagebuch der ruthenischen Nation, wird geradezu geknebelt. Während es der polnischen Presse freistand, in letzterer Zeit eine ganze H u z u l e n - R e v o l t e aus der Luft zu greifen und sogar spezielle photographische Aufnahmen von erdichteten Greuelthaten und Verwüstungen zu bringen und zu kolportieren, wurde die ruthenische Presse, die dieses niederträchtige Treiben aufhellen wollte, durch den staatsanwaltlichen Stift ohne weiters zum Schweigen gebracht. Und wie die galizische Staatsanwaltschaft zu einer polnischen Institution wurde, so hörten auch alle anderen Institutionen auf, österreichisch zu sein. Galizien ist nicht mehr eine von zwei Nationen bewohnte österreichische Provinz, sondern ein polnisches Königreich en miniature. Die Restaurierung der Residenz der polnischen Könige zu Krakau, sowie die von der Schlachta ersehnte und geplante Krönung des österreichischen Kaisers zum polnischen Könige, ungeachtet dessen, dass dieser schon den der ruthenischen Geschichte entnommenen Titel des Königs von Galizien und Lodomerien führt, würden das Werk vollenden.

Ja, so weit hat es die Politik der österreichischen Staatsmänner gebracht. Das ruthenische Volk aber, das früher nach Wien, dem Mekka, fromm pilgerte, fängt jetzt an, Wien mit Krakau zu identifizieren. „Die Tiroler des Ostens“ schüttelten diesen Spitznamen ab. Sie haben eingesehen, dass sie von der Regierung nichts zu erwarten haben, die zum Unheil des ruthenischen Volkes und nicht zum Ruhme Österreichs die Wiederaufrichtung des altpolnischen Verwaltungssystems auf ruthenischem Boden fördert. Und gleichzeitig hörte das ruthenische Volk in Russland auf, in Österreich sein Eldorado zu sehen. Enttäuschung hat den Ruthenen die Überzeugung beigebracht, dass sie in der Emanzipation ihres Volkes sich nach keiner Stütze einer Regierung umsehen dürfen, sondern mit eigenen Kräften kämpfen müssen, — und diese Überzeugung hat bereits die besten Früchte gezeitigt.





Zwischen Fels und Meer.

Ein Aquarell von M y c h a j ł o K o c j u b y n s k y j.

Von dem einzigen Kaffeehaus des tartarischen Dorfes aus war sowohl das Meer wie der graue Küstensand zu schauen. Zu den offenen Feustern und Türen herein drang in die auf Säulen ruhende lange Veranda das lichte Meeresblau, um sich dann als blauer Himmel weiter zu dehnen, ins Unendliche. Selbst die schwüle Luft des Sommertages war von einer sanften Bläue und in diese versanken und zerflossen die Umrisse des fernen Küstengebirges.

Vom Meere her wehte ein Wind. Die salzige Frische lockte Gäste herbei, die, nachdem sie ihren Kaffee bestellt, sich teils an die Fenster herandrängten, teils auf der Veranda Platz nahmen. Selbst der Cafétier, der krummbeinige Mehmet, der fleissig seinen Gästen die Wünsche ablauschte, rief jetzt seinem jüngeren Bruder zu: „Dschepar, on kawe . . . bir kawe!“*) Er selber beugte sich zur Tür hinaus, um die feuchte Kühle einzuatmen und für eine Weile die runde Tartarenmütze vom rasierten Haupt herunterzunehmen.

Während der von der Stickluft gerötete Dschepar die Glut anfachte und das Pfännchen hin- und herschüttelte, damit ein guter Kajmak**) entstehe, vergaßte sich Mehmet ins Meer.

„Ein Sturm kommt!“ sagte er, ohne sich umzuwenden. „Der Wind wird heftiger. Dort auf dem Boote rafften sie die Segel.“

Die Tartaren wandten ihre Köpfe nach dem Meere hin.

In der Tat wurden auf der grossen schwarzen Barkasse, die, wie es schien, dem Ufer zusteuerte, die Segel gerafft. Der Wind blähte sie und sie entschlüpfen den Händen wie grosse weisse Vögel; das grosse Boot kippte um und kam mit der einen Seite auf einer blauen Woge zu liegen.

„Er steuert auf uns los!“ sagte Dschepar. „Ich erkenne sogar das Boot. Da bringt der Grieche das Salz.“

Auch Mehmet erkannte das Boot des Griechen. Für ihn war das sehr wichtig, denn aussser dem Kaffeehause hatte er noch einen Kramladen inne, gleichfalls den einzigen im ganzen Dorfe und war überdies Fleischhauer. Das Salz benötigte er also.

Als die Barkasse näher kam, verliess Mehmet das Kaffeehaus und begab sich ans Ufer. Die Gäste beeilten sich, ihre Schalen zu leeren und folgten Mehmet. Sie durchquerten die runde, schmale Gasse, liefen an der Moschee vorüber und gingen den steinigen Fussteig zum Meer herunter. Das blaue Meer ging hoch und schäumte am Ufer. Die Barkasse schaukelte hin und her an ein und derselben Stelle, plätscherte wie ein Fisch und war nicht imstande, ans Ufer zu stossen. Der graubärtige Grieche und dessen junger, schlanker und langbeiniger Knecht Danhalak konzentrierten alle ihre Kräfte auf die Ruder, doch gelang es ihnen nicht, das Boot nach dem Küstensande hinzulenken. Da senkte der Grieche den Anker ins Meer, und Danhalak begaun sich rasch zu entkleiden, streifte die gelben Beinkleider bis über die Knie herauf. Die Tartaren sprachen mit dem Griechen vom Ufer aus. Eine blaue Welle spritzte zu ihren Füssen hin, gleichsam Milch, breitete sich zerstiebend über den Sand aus und rieselte ins Meer zurück.

„Bist du endlich fertig, Ali?“ schrie der Grieche Danhalak an. Statt zu

*) Ein Kaffee . . . zwei Kaffee . . .

**) Der Schaum auf dem Kaffee.

antworten, hing Ali die Beine über den Rand des Bootes herüber und sprang ins Wasser. Mit einer geschickten Bewegung fing er vom Griechen einen Sack Salz auf, warf ihn über die Schulter und eilte ans Ufer. Seine schlanke Figur in den engen gelben Beinkleidern und der blauen Jacke, wie sein von Seewinden gebräuntes Antlitz und das rote Tuch auf seinem Haupte hoben sich prächtig vom blauen Meeresspiegel ab. Ali schmiss seine Kleider auf den Sand, die nassen, rosafarbenen Waden in den leichten, wie geschlagenes Eiweiss weissen Schaum tauchend und sie nachher in den klaren, blauen Wellen abspülend. Beim Griechen angelangt, musste er den Augenblick abwarten, da das Boot in die gleiche Lage mit seiner Schulter kommen würde, damit er behende den schweren Sack auffangen könne. Das Boot schaukelte auf den Wellen, am Anker zerrend wie ein Hund an der Kette und Ali lief immer wieder vom Boot ans Ufer und zurück. Eine Welle holte ihn ein und warf ihm unter die Füsse einen Ball weissen Gischts.

Übersah Ali zuweilen den günstigen Augenblick, dann klammerte er sich an die Seite der Barkasse und schnellte mit dieser in die Höhe, gleichsam ein an einer Schiffswand kleben gebliebener Hummer.

Die Tartaren versammelten sich an der Küste. Und auch im Dorfe erschienen auf den flachen Dächern der Häuser trotz der grossen Hitze die Tartarinnen, gruppenweise, Blumenbeeten ähnlich, um zuzusehen.

Und das Meer ward nach und nach unruhiger. Von den vereinzelt Küstenfelsen sich zum Fluge erhebend, stiessen die Möven wehklagend mit der Brust gegen die Fluten. Das Meer ward düster, veränderte sich. Die kleinen Wellen flossen ineinander und wälzten sich, gleichsam Blöcke grünlichen Glases, ans Ufer heran, ergossen sich über den Sand und zerstoben im weissen Gischt. Unter dem Boote kochte, brauste und sauste es. Und das Boot ging hoch und tief, als schwämme es irgendwohin auf weissmähnigen Ungeheuern. Der Grieche wandte sich des öfteren um und sah angsterfüllt aufs Meer hinaus. Und Ali, ganz mit Schaum bespritzt, lief rascher vom Boot ans Ufer. Das Wasser an der Küste trübte sich und wurde gelb. Mit dem Sand holte die Flut auch Steine vom Meeresgrund herauf und als sie zurücktrat, schleifte sie sie am Grunde mit einem Geroll, das vom Zähnegeklapper und Gebrüll irgend eines Ungetüms tief unten herzurühren schien. Nach kaum einer halben Stunde wühlte die Flut unter dem Gestein, überschwenkte den Küstenweg und machte sich an den Salzsäcken zu schaffen. Die Tartaren mussten zurückweichen, damit ihre Sandalen nicht nass würden.

„Mehmet! Nurla! Hilfe, Leute, das Salz wird nass! Ali, so komm doch her!“ kreischte der Grieche.

Die Tartaren machten sich ans Werk und während der Grieche mit seinem Boote auf den Fluten tanzte und ratlos auf das Meer hinaussah, war das Salz geborgen.

Das Meer ging indessen höher. Das eintönige rhythmische Brausen der Wellen ging in lautes Brüllen über. Anfangs dumpf, wie schwer atmend, dann wuchtig und abgerissen, wie fernes Kanonengedonner. Wolken, grauen Schleiern gleich, verhüllten den Himmel. Und das bewegte Meer, nun trübe und düster, schlug ans Ufer und bedeckte die Felsen, von denen dann Ströme Wassers herabflossen, trübe und mit Gischt untermengt.

„He he! Der Sturm kommt!“ schrie Mehmet dem Griechen zu. „Zieh die Boote ans Ufer!“

„Ha! Was sagst du?“ kreischte der Grieche, alle Kraft aufwendend, um das Getöse der Flut zu überschreien.

„Das Boot ans Ufer!“ brüllte Nurla aus Leibeskräften. Beunruhigt blickte der Grieche um sich und begann unter dem Gebrüll und Getöse der Fluten die Kette loszumachen und die Taue anzubinden. Ali machte sich flink an der Kette zu schaffen. Die Tartaren legten die Sandalen ab, streiften die Beinkleider herauf und halfen mit. Endlich lichtete der Grieche den Anker, und von einer schmutzigen Woge erfasst, welche die Tartaren vom Kopfe bis zum Fuss abwusch, stiess die schwarze Barkasse ans Ufer. Das Häuflein der gebückten und durchnässten Tartaren zog nun unter Lärmen die schwarze Barkasse aus dem Meere, gleichsam irgend ein Meeresungetüm oder einen riesenhaften Delphin.

Und die auf dem Sande liegende Barkasse wurde an Pfählen befestigt. Nachdem die Tartaren sich abgeschüttelt, wogen sie mit dem Griechen das Salz ab. Ali half mit, wenn er auch zuweilen, während sein Herr mit den Käufern schwatzte, verstohlen nach dem fremden Dorfe ausspähte. Die Sonne stand bereits hoch über den Bergen. Am nackten grauen Felsenvorsprung klebten die tartarischen Hütten, aus wildem Gestein und mit flachen irdenen Dächern, eine über der anderen, wie Kartenhäuschen. Ohne Zäune, ohne Tore, ohne Gassen. Steile Steige schlängelten sich den steinigen Hang entlang, entschwanden auf den Dächern, um irgendwo tiefer zum Vorschein zu kommen, just vor den gemauerten Treppen. Alles düster und nackt. Nur auf einem der Dächer wuchs wunderbarerweise ein zartes Maulbeerbäumchen; von unten aber angesehen, schien es seine dunkle Krone am blauen Himmelsgewölbe auszubreiten.

Hinter dem Dorfe hingegen, in ferner Perspektive, erschloss sich eine märchenhafte Welt. In tiefe, von Weingärten grünende Täler voll tiefblauer Nebel ragten Haufen Steine hinein, von der Röte der Abendsonne oder des dichten Waldes Bläue. Kahle Bergkuppeln, Riesengezelten gleich, breiteten schwarze Schatten um sich her und wie Spitzen gefrorener Wolken waren die fernen tiefblauen Gipfel anzusehen. Zuweilen entsandte durch die Wolken hindurch die Sonne schiefe Schwaden goldener Fäden in den Talnebel — und diese durchschnitten dann die rosafarbenen Felsen, die blauen Wälder, die schwarzen schweren Gezelte und entzündeten Feuer auf den scharfen Bergspitzen.

Vor diesem märchenhaften Panorama nahm sich das tartarische Dorf wie ein Klumpen wilden Gesteins aus, und nur die Reihe der von der „Tschischme“*) heimkehrenden schlanken Mädchen mit den hohen Krügen auf den Schultern belebte die steinige Einöde.

Am äussersten Ende des Dorfes, mitten durch die tiefe Ebene unter Wallnussbäumen, floss ein Bächlein. Von der Meeresflut aufgehalten, ergoss sich sein Wasser unter den Bäumen, ihr Grün widerspiegelnd wie auch die farbigen Kaftane der Tartarinnen und die nackten Leiber der Kinderschar.

„Ali!“ donnerte der Grieche. — „Hilf das Salz ausschütten!“

Mitten im Getöse des Meeres konnte Ali kaum die Laute auffangen.

Über dem Ufer schwebte eine salzige Wolke. Das trübe Meer tobte. Keine Wellen, Wogen erhoben sich jetzt auf dem Meere, hoch, zornig, mit weissen Kämmen, von denen unter Gebrüll lange Gischtmassen sich losrissen und in die Lüfte schnellten. Unaufhaltsam gingen die Wogen. Die zurücktretenden Wellen mit sich reissend, rasten sie über sie hinweg und schleuderten ans Ufer

*) Brunnen.

feinen grauen Sand. Allos war nass, überschwemmt und in den Ufervertiefungen blieb Wasser zurück.

Plötzlich vernahmen die Tartaren ein Krachen und hatten auch schon die Sandalen voll Wasser. Eine mächtige Woge hatte nämlich das Boot ergriffen und es an einen Pfahl geschleudert. Zum Boote herbeigeeilt, keuchte der Grieche hervor: das Boot hatte einen Leck. Er schrie vor Weh, fluchte sich selber, weinte — doch ging sein Lamento im Toben des Meeres unter. Nun musste ja das Boot herausgezogen und von neuem angebunden werden. Der Grieche war derart niedergeschlagen, dass, trotzdem die Nacht herein gebrochen war und Mehmet ihn ins Kaffeehaus rief, er dennoch nicht ins Dorf ging, sondern am Ufer zurückblieb. Gespenstern gleich irrte er mit Ali umher mitten im Wasserstaub, unter zornigem Getöse und im starken Meergeruch, der ihnen Mark und Knochen durchdrang. Der Mond war schon längst aufgegangen und huschte von Wolke zu Wolke; und in seinem Scheine schimmerte der Küstenstreifen vom weissen Schaum, wie mit dem ersten flaumigen Schnee bedeckt. Endlich überredete Ali, von den Lichtern aus dem Dorfe her angezogen, den Griechen, sich ins Kaffeehaus zu begeben.

Nach den Krimdörfern pflegte der Grieche einmal des Jahres Salz zu führen, das er für gewöhnlich borgte. Um keine Zeit zu verlieren, liess er Ali tags darauf das Boot seebereit halten, er selber machte sich auf den Gebirgsweg, die Schulden in den Dörfern einzutreiben: der Küstensteig war überschwemmt und das Dorf von der Meeresseite her von der Welt abgeschnitten.

Schon gegen Mittag begann die Flut zurückzutreten und Ali schickte sich an die Arbeit. Das rote Tuch auf Danhalaks Haupte flatterte im Winde und er machte sich am Boote zu schaffen und sumnte dabei ein Lied, eintönig wie des Meeres Flut. Als guter Moslim bereitete er zur rechten Zeit das rote Tuch auf dem Sande aus und sank darauf in die Knie in gottgefälliger Ruhe. Abends machte er Feuer am Meere und kochte sich Pilan aus dem durchweicherten Reis, der in der Barkasse noch zurückgeblieben war, er traf sogar Anstalten, beim Boote zu übernachten, als ihn gerade Mehmet ins Kaffeehaus rief. Nur einmal des Jahres, wenn die Traubenaufkäufer gefahren kamen, fiel es schwer, sich darin ein Plätzchen zu erobern, heute war es frei, ja geräumig.

Im Kaffeehaus war es still. Dscheper schlummerte hinter dem mit schimmerndem Geschirr behängten Ofen, und im Ofen schlummerte glimmend das Feuer. Weckte Mehmet dem Bruder mit dem Wort: „Kawe!“, dann schrak Dscheper zusammen, fuhr auf und griff nach dem Balg, das Feuer anzufachen. Das Feuer im Ofen fletschte die Zähne, sprühte Funken und in seinem Widerschein leuchtete das kupferne Geschirr, in der Stube aber verbreitete der frische Kaffee einen duftigen Dunst. Unter der Decke summten die Fliegen. Hinter den Tischen, auf breiten, mit Seidenstoff umsäumten Teppichen sassen die Tartaren; hier wurde gewürfelt, dort wieder Karten gespielt und überall standen kleine Schalen schwarzen Kaffees. Das Kaffeehaus bildete den Mittelpunkt des Dorfes. Darin verkehrten lauter bedeutende Gäste: der alte strenge Mulla Assan in der Tschalma und dem auf seinem knöchernen, steif gewordenen Körper sackartig sitzenden feinen Kaftan. Er war blind und wie ein Esel starrköpfig und eben deswegen wurde er von allen geachtet. Auch Nurla, der Effendi, war hier, ein Held, weil er eine rote Kuh hatte, einen Korbwagen und ein Paar Büffelochsen, und ausserdem der wohlhabende „Jusbasch“, im ganzen Dorf der einzige Besitzer eines Pferdes. Alle waren sie verwandt, wie überhaupt die ganze Bevölkerung dieses einzigen abseits gelegenen Dorfes, obschon dieser

Umstand sie keineswegs hinderte, sich in zwei feindliche Lager zu teilen. Die Ursache dieser Feindseligkeit barg die kleine Quelle, welche einem Felsen entsprungen, gerade durch die Mitte des Dorfes floss, zwischen den tartarischen Gärten. Denn nur diese belebte alles, was auf dem Steingrund wuchs, und wenn die eine Hälfte des Dorfes das Wasser ihren Gärtchen zuführte, schnitt es einem ums Herz, zuzusehen, wie in der anderen Sonne und Stein die Zwiebeln zum Welken brachten. Die zwei reichsten und angesehensten Personen des Dorfes hatten ihre Gärten an verschiedenen Seiten des Bächleins liegen — Nurla an der rechten, der Jusbasch an der linken. Und sobald der letztere das Wasser seinem Grundstück zuführte, verdämmte Nurla das Bächlein höher und leitete dessen Wasser nach seinem Winkelchen ab. Das erboste alle am linken Ufer und ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen ganz vergessend, verfochten sie die Lebensberechtigung ihrer Zwiebeln und hieben einer dem anderen den Schädel ein. Nurla und der Jusbasch standen an der Spitze der feindseligen Parteien, obgleich die des Jusbasch die mächtigere war, weil sie den Mulla Assan auf ihrer Seite hatte. Diese Feindseligkeit trat auch im Kaffeehaus zutage: sobald Nurlas Anhänger würfelten, warfen ihnen die des Jusbasch Blicke voller Verachtung zu und nahmen die Karten hervor. In einem stimmten die Feinde überein: sie alle tranken Kaffee. Mehmet, der keinen Garten hatte und als Kaufmann über jegliche Parteizwistigkeiten erhaben war, hinkte immerzu auf seinen krummen Beinen von Nurla zum Jusbasch, beschwichtigend und Frieden stiftend. Sein glattes Gesicht und sein rasiertes Haupt glänzten wie bei einem geschundenen Widder und in seinen schlauen, stets geröteten Augen flackerte ein unruhiges Feuer. Er war ewig bekümmert, dachte ewig über etwas nach, überlegte, rechnete und lief ein ums anderemal in den Kramladen, in den Keller, dann wieder zu den Gästen. Zuweilen entfernte er sich aus dem Kaffeehaus, reckte den Kopf in die Höhe, zum flachen Dach hinauf, und rief:

— „Fatme!“ . . .

(Schluss folgt.)



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowicz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von :

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 14.

Zweites Juliheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet !)

Die Publikation der uns zugekommenen Zuschriften, betreffend das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland, findet in der nächsten Nummer ihre Fortsetzung.

Die Klippen im panrussischen Meere.

Unter den von Galliardet im Jahre 1836 in Paris herausgegebenen Memoiren d'Eons befand sich bekanntlich auch das mysteriöse Testament Peter des Grossen — welches letzteres d'Eon im Jahre 1757 aus Petersburg mitgebracht hatte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass dieses Testament, gleich vielen politischen Legenden, eine Schöpfung der russischen Diplomatie ist, die mit Vorliebe hervorragende Gestalten aus der russischen Geschichte, ja sogar die Heiligen der orthodoxen Kirche inspiriert und dieselben ihren Plänen dienstbar macht. Doch die Entstehung des Testamentes ist für uns von untergeordneter Bedeutung. Tatsache ist aber, dass die russischen Diplomaten in die Fusstapfen Peter des Grossen treten und dass dieser Zar als Anfänger der imperialistischen Politik Russlands im grossen Stil zu betrachten ist. Seine Idee war die, alle Russland angehörenden Länder einheitlich zu gestalten und das Zarenreich zur Beherrscherin zweier Weltteile zu machen. Das fragliche Testament kleidet diese Politik nur in eine programmässige Form. Die feierlichen Enunziationen der russischen Staatsmänner und Publizisten bei allerlei wichtigeren politischen Begebenheiten beweisen nur, dass die im erwähnten Testament festgelegten Ideen bereits tiefe Wurzeln in der russischen Gesellschaft gefasst haben. „Mit eiserner Konsequenz muss Russland auf dem

von Peter dem Grossen vorgezeichneten Wege vorwärts-schreiten“ solche und ähnliche Worte bekommt man in Russland oft zu hören und zu lesen.

Auch die fortschrittlichen Elemente Russlands sind von der panrussischen Wahnidee nicht frei, sie werden von der offiziellen Politik nur durch das unhaltbare Verwaltungssystem getrennt, das sie abschaffen möchten. Russlands Weltherrschaft spuckt auch in den Köpfen der nicht offiziellen Politiker — an die grosse Mission des Slaventums, unter welchem *mutatis mutandis* nur Russland zu verstehen ist, denken selbst die revolutionären Russen. Sowohl das offizielle, wie auch das nicht offizielle Russland glaubt daran fest, das russische Volk sei ein ganz anders geartetes, Westeuropa fremdes*) Element, das aber das westeuropäische Kulturerbe anzutreten berufen ist. Freilich interpretieren die vermeintlichen Erben ihre Mission und deren Bedeutung — entsprechend ihrer politischen Parteistellung — verschieden.

Der die extremen Töne und Nuancen der russischen Zukunftsmusik vereinigende Fürst Esper Uchtomskij, ein Publizist von europäischer Bildung, der die Gewaltpolitik der zarischen Regierung niemals gebilligt, ist auch nur ein Kind dieser von Eroberungsplänen beherrschten Gesellschaft. In seinen Publikationen spiegelt sich ziemlich genau die öffentliche Meinung Russlands wieder. In der politischen Studie „Zu den Ereignissen in China — über das Verhältnis des Westens und Russlands zum Orient“ (Petersburg 1901) schreibt Uchtomskij u. a. wörtlich:

„Das in sprachlicher und religiöser Hinsicht slavische, was das Blut aber anbelangt, bunte und von fremden Elementen durchsickerte Russland erhebt sich unter dem Einflusse der westeuropäischen Aufklärung und wird bald mit einem noch grösseren Bewusstsein erwachen, in der Eigenschaft der erneuerten orientalen Welt, mit welcher nicht nur die benachbarten Asiaten, sondern auch der Indier und der Chinese unvergleichlich mehr gemeinsame Interessen und Sympathien wirklich besitzen und besitzen werden, als mit den Kolonisatoren von einem anderen durch die europäische Geschichte der letzten vier Jahrhunderte gebildeten Typus Wir Russen, die wir, was das Prestige anbelangt, die ersten in Asien sind, wir treten einstweilen unsere historische Rolle und die ererbte Mission der Führer des Orients freiwillig demjenigen ab, der sie will Der russische Staat steht nun vor einem Dilemma: entweder das zu werden, wozu er seit Jahrhunderten berufen ist, d. i. eine den Osten mit dem Westen verbindende Weltmacht, oder ruhm- und spurlos dem Verfall entgegenzugehen; wird er durch die äussere Übermacht Europas besiegt werden, dann werden sich die nicht durch Russland erweckten asiatischen Völker gegen uns wenden“

Solche Ansichten sind in Russland vorherrschend, wenn man

*) Das Misstrauen zu Westeuropa nimmt in letzterer Zeit beständig zu. Die massgebenden Kreise halten das Liebäugeln der westeuropäischen Regierungen für unaufrichtig. Über die Liebesdienste, die Preussen der russischen Polizei erweist, ist der weitaus grösste Teil der russischen Intelligenz empört.

auch die Mittel und den *modus procedendi* der Regierung nicht billigt und die oppositionellen Elemente würden heute den Machthabern viel grössere Schwierigkeiten bereiten, wenn nicht gerade der ostasiatische Krieg wäre. Die russische Gesellschaft — sogar ein Teil der Bureaukratie — wünscht vom Herzen die Niederlage der Regierung, den Bankrott des absoluten Regierungssystems, zittert aber gleichzeitig um die traditionellen politischen Pläne in Asien. Man sehnt das Ende der russischen Tyrannei, aber nicht das der russischen Diplomatie herbei . . .

In seinen weitschweifigen Ausflügen nach dem Orient geriet eben das russische Staatsschiff an eine japanische Klippe, die ihm ein energisches Halt zu gebieten droht. Da dies in den gelben Gewässern geschah und die russischen Eroberungspläne dadurch gefährdet werden — so wurde die „gelbe Gefahr“ signalisiert. Das ist auch wirklich die seriöseste Gefahr, von der die russische Politik in Asien jemals bedroht wurde.

Doch auch im Inneren des Zarenreiches droht der schönste Gedanke Peter des Grossen, das herrlichste panrussische Phantasiegebilde an einer angeblich längst aus dem Wege geräumten Klippe zu zerschellen. Der Lieblings-Gedanke des genannten Zaren war nämlich der, seinem Reiche ein einheitliches Gepräge zu verleihen. Die ruthenischen Schriftsteller und Gelehrten hat er aus Kijew nach Moskau übersiedeln lassen, um in kultureller Hinsicht den krassen Unterschied zwischen der Ukraine und dem moskovitischen Reiche auszumerzen. Er verwarf auch den Titel seiner Vorgänger (moskovitischer Zar) und nannte sich „Zar der gesamten Reussen“ — vielleicht hoffte der russische Reformator, auf diese Weise den historischen Antagonismus zwischen Moskovien und der Ukraine zu beseitigen. Als dann zu Ende des 18. Jahrhunderts die Zarin Katharina II. die Autonomie der Ukraine endgiltig aufgehoben, hat sie dieses Ruthenenland in eine russische Provinz unter dem offiziellen Titel „Kleinrussland“ verwandelt, was auch dem Nivellierungssystem des „grossen russischen Reformators“ entsprungen ist. Doch das war nicht das einzige Mittel, um das grosse russische Meer — das noch viele Gebiete überfluten soll — zu regulieren. Als ein für die russischen Zukunftspläne gefährlicher Damm wurde nicht nur die politische Autonomie, sondern auch die geistige Selbstständigkeit der Ukraine betrachtet. In der Ukraine bestanden bereits im XVI. Jahrhunderte freie Buchdruckereien, nicht nur für religiöse Bücher, sondern auch für die Weltliteratur*). Als nun die Ukraine mit Russland vereinigt, sowie deren Autonomie nach und nach derart geschmälert wurde, dass man die internen ukrainischen Angelegenheiten zu „regeln“ begann, rief der erste „Zar der gesamten Reussen“ eine Kulturinstitution in's Leben, die

*) In Russland verhielt sich die Bevölkerung der Kunst Guttenbergs gegenüber äusserst feindlich. Das Gebäude, in welchem sich die russische Buchdruckerei befand, wurde überfallen und demoliert. Die später gegründete Druckerei befasste sich nur mit den Kirchenbüchern — bedurfte also keiner Zensur, welche Institution im moskovitischen Reiche, vor der Vereinigung der Ukraine mit demselben, nicht existierte.

unter dem Namen „russische Zensur“ wohl bekannt ist und in der zivilisierten Welt den verdienten Ruf genießt. Zar Peter I. erliess nämlich einen Ukas vom 5. Oktober 1720, durch welchen die freien ukrainischen Druckereien in Kijew und Tschernigow der Kontrolle der Synode in Moskau unterstellt wurden. Ferner verfügte der Ukas, dass in den genannten Druckereien nur mehr Kirchenbücher gedruckt werden dürfen und selbst diese nach dem russischen Muster, „damit keine andere Sprache sich in den Büchern einbürgern könne.“ Das ist also die erste den Druck von Büchern betreffende Verordnung in Russland. Charakteristisch ist es aber, dass dieses erste Pressgesetz im Zarenreiche gerade die Ukraine und die ruthenische Sprache trifft.

Diese Versuche, aus den zwei grössten slavischen Nationen, der ukrainischen und der moskovitischen, ein einheitliches russisches Meer zu schaffen — in welchem auch die anderen slavischen Ströme sich vereinigen sollen — dauern fort. In den massgebenden Kreisen Russlands hat sich die Überzeugung eingebürgert, dass ohne die vollständige Russifizierung der Ukraine die Durchführung der panrussischen Pläne unmöglich sei. Man glaubt, mit den drakonischen, kulturwidrigsten und unsinnigsten Massnahmen den nationalen Unterschied verwischen zu können. So folgte Verordnung auf Verordnung, bis der famose Ukas vom Jahre 1876 der ganzen Nivellierungsarbeit die Krone aufsetzte. Nun ist aber die panrussische Staatskunst zu Ende. Noch schärfere Massregeln sind nicht mehr möglich! Und doch hat der Zarenukas weder das ruthenische Volk, noch dessen Sprache aus der Welt zu schaffen vermocht. Die nationale Wiedergeburt dieses Volkes schreitet trotz allerlei Schwierigkeiten unaufhörlich vorwärts, seine Literatur hat bereits die Anerkennung der zivilisierten Welt erworben, jener Welt, der weder die russische Zensur noch die russische Polizeiwissenschaft imponieren und deren eminentester Vertreter — der norwegische Dichter und Denker Björnstjerne Björnson — den Ukas vom Jahre 1876 als das dümmste Stückchen des geistigen Lebens der Menschheit bezeichnet.*) Den kulturellen Wert der Massnahmen der russischen Regierung zur Unterdrückung der ruthenischen Literatur haben bis nun in unserer Zeitschrift die hervorragendsten Männer aus allen Ländern und aus allen Parteilagern besprochen und eingeschätzt. Niemand ist darüber im Zweifel, dass dank den erwähnten Massregeln die Konturen der unerwünschten Klippe sich nur noch spitziger gestalten und noch mehr hervortreten, die Wellen des panrussischen Meeres durchschneidend. Also auch hier erleidet die traditionelle Politik Schiffbruch und trägt der staatsmännischen Kunst der russischen Diplomaten nur Spott und Schande ein; — die massgebenden russischen Politiker dürfen sich somit nicht einbilden, dass es heute in Europa einen intelligenten Mann gebe, der an ihre zivilisatorische Mission glauben würde.

*) Vergl. „Ruthenische Revue“, II. Jahrg. S. 290—291.

Für die russische Weltpolitik, sowie für das russische Regierungssystem begeistern sich heute nur mehr die Herren Panslavisten und die preussische Polizei . . .

R. Sembratowycz.





Die Ruthenen in Ungarn.

Von Wl. Kuschnir. (Wien).

Die Lage der Ruthenen in Ungarn ist gar nicht rosig. Dieser kleinste Teil des ruthenisch-ukrainischen Volkes scheint einem Baumzweige ähnlich zu sein, der von dem Stamme abgeschnitten, dessen nährender Säfte beraubt, allmählich verwelkt. Von allen Seiten bedrängt und ausgebeutet, leistet dieses Volk nur einen ultrapassiven Widerstand, indem es an den Bettelstab gebracht, massenhaft seine Heimat verlässt, um sich in Amerika ein neues Heim zu gründen. Indem wir nun aber dieses Volk in Schutz nehmen wollen, müssen wir gleichzeitig als Kläger auftreten. Die Schuld daran trifft in erster Linie die magyarische Regierung, die in ihrem blinden Eifer, den Ländern der Stefanskronen ein exklusiv magyarisches Gepräge zu verleihen, der Entwicklung der anderen transleithanischen Nationen hemmend entgegentritt, den Ruthenen aber gegenüber umso rücksichtsloser vorgeht, da sie in ihnen ein staatsgefähr-

liches, zum verhassten Russland hinneigendes Element erblickt. Und nachdem sie den ungarischen Ruthenen die Möglichkeit einer selbstständigen Entwicklung entzog, brachte sie es so weit, dass dieser Teil des ukrainischen Volkes, welches schon damals eine hohe Kultur aufzuweisen hatte, da die Magyaren noch als ein unzivilisiertes Element der Schrecken Europas waren, heute dank der freiheitlichen Fürsorge dieser Regierung in tiefster Finsternis wandelt. Die magyarische Regierung erbaute zwischen das Gros des ukrainischen Volkes und dessen ungarländische Abzweigung eine chinesische Mauer und verwandelte das Karpathengebirge zum Kerker, von wo aus nur ein Weg offen steht, der über das Meer. Es gelang ihr, die ungarischen Ruthenen derart zu isolieren, dass die Worte des ruthenischen Gelehrten Dragomanow als treffend bezeichnet werden müssen, das ruthenische Volk Ungarns lebe zwar mitten in Europa, sei aber mehr von demselben abgeschnitten, wie etwa Australien.

Wann die Ruthenen nach Ungarn eingewandert sind, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Allerdings wissen geschichtliche Quellen von Ruthenen zu berichten, die sich schon im IX. Jahrhundert in dem damals slavischen Pannonien gleichzeitig mit den Magyaren niedergelassen haben sollten. Die letzte und zahlreichste Einwanderung der Ruthenen erlebte Ungarn im Jahre 1339. Damals kam der litauisch-ruthenische Fürst Fedor Korjatowytsch, sich vor der Rache des litauischen Grossfürsten Olgerd flüchtend, mit 40.000 Ruthenen über das Karpathengebirge herüber, wo er von dem ungarischen Könige Karl I. gastfreundlich empfangen und mit grossen Gütern am Karpathengebirge beschenkt wurde. Heute wohnen die ungarischen Ruthenen, deren Zahl nach der offiziellen Statistik 423.159 Köpfe,*) in Wirklichkeit aber weit mehr beträgt, hauptsächlich in den nordöstlichen Komitaten Ung, Bereg, Marmaros und Ugocsa, wenn sie auch in keinem dieser Komitate die absolute Mehrheit bilden. Ferner befinden sich Ruthenen in den Komitaten Sáros, Zemplin, der Zips und vielen anderen, wo sie sporadisch unter den Magyaren, Slovaken oder Deutschen wohnend, vieles zu Gunsten dieser Nationen verloren haben, was sie freilich oft durch Ruthenisierung der in überwiegend ruthenischen Ortschaften sich befindlichen fremden Minderheiten an Zahl wiedergewinnen. Auswanderer aus dem Zempliner Komitate liessen sich gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts im Süden Ungarns im Bácsker Komitate nieder, wo sich gleichzeitig auch eine Anzahl ruthenischer Kosaken einfand, die nach der Aufhebung der ukrainischen Autonomie und der Zerstörung des ukrainischen Militärlagers unter der Zarin Katharina II. in der Wallachei an der Donau ihre Sitze aufschlugen, später aber teilweise nach Ungarn hinüberzogen und in Bánát und Bácska ihre Wohnstätten errichteten. Ausserdem leben Ruthenen in manchen Gegenden Slavoniens und Siebenbürgens.

Nach der Ankunft in Ungarn erfreuten sich die Ruthenen freundschaftlicher Beziehungen zu den ungarischen Königen, ja sogar ihrer besonderen Gunst. Ungarische Ruthenen bildeten die königliche Leibgarde, sie bekleideten hohe Würden etc. Aber schon im XVI. Jahrhundert beginnt die Unterdrückung anderer Nationalitäten seitens der Magyaren, zunächst auf kirchlichem Gebiete. Es war dies die Zeit der religiösen Verfolgung in ganz Europa, welche auch die damals orthodoxen Ruthenen in Polen und Ungarn nicht unbehelligt liess. Um ihre Lage erträglicher zu machen, ergaben sich die ungarischen Ruthenen im Jahre 1649 dem römischen Papst. Doch dies änderte nicht viel an der Sache.

*) Über den „Wert der offiziellen Statistik“, siehe „Ruth. Revue“, II. Jahrgang, Heft 1.

Der übriggebliebene *separate* Ritus, sowie die verschiedenartige Nationalität war den magyarischen Katholiken ein Dorn im Auge. Sie arbeiteten eifrig weiter am Werke der Latinisation der ungarischen Ruthenen und bald gelang es wirklich den hinterlistigen Bemühungen der Jesuiten, die höheren Schichten des ruthenischen Volkes in Ungarn dem lateinischen, d. h. römisch-katholischen Ritus und eo ipso dem *Magyarentum* zuzuführen.

Von der regierenden Nation unterdrückt, von den eigenen höheren Ständen verlassen, gerieten die ungarischen Ruthenen, obwohl sie von dem ganzen ukrainischen Volke Westeuropa am nächsten leben, in eine weitaus tiefere Finsternis, als es je bei irgend einem anderen Teile dieses Volkes der Fall war. Das Selbstbewusstsein verschwand. Das ruthenische Wort erhielt sich noch nur unter der Strohhütte und in den kirchlichen Büchern.

Dieser Übelstand dauert bis Ende des XVIII. Jahrhunderts unverändert fort. Da bestiegen den Thron Österreichs die aufgeklärten Monarchen Maria Theresia und Joseph II., die sich die kulturelle und wirtschaftliche Hebung ihrer Völker angelegen sein liessen und auch von Seite der Ruthenen eine dankbare Erinnerung verdienen. Um dem Verfall der ruthenischen Geistlichkeit vorzubeugen, begründete Maria Theresia ein Priesterseminar in Wien, wo ungarische und galizische Ruthenen untergebracht werden sollten. Diese Kaiserin erkannte auch den Munkácser Bischöfen das Selbstständigkeitsrecht zu, die, obwohl von den Päpsten mit speziellen Privilegien und dem Ehrentitel der „päpstlichen Vikarien“ ausgestattet, bis dahin in Wirklichkeit als Vikarien der magyarischen Bistümer betrachtet und behandelt wurden. Ebenso wie die Kirche, erfreute sich auch die Volksschule einer wohlthuenden Fürsorge dieser Herrscher. Es entstand eine ansehnliche Anzahl von Volksschulen, die entweder dem Staate untergestellt, oder aber den Kirchengemeinden überlassen waren. So waren also die zur Entwicklung nötigen Bedingungen gegeben und sie haben auch in Bälde Früchte getragen. In Ungarisch-Ruthenien entstand eine wissenschaftliche Bewegung, eine ansehnliche Anzahl von Ruthenen betätigte sich wissenschaftlich, ungarische Ruthenen wurden Rektoren an den Seminarien in Wien und Lemberg, sie hielten an der Lemberger Universität ruthenische Vorlesungen und wirkten als Professoren in Russland. Doch diese günstigen Bedingungen währten nicht lange. Denn seit dem ersten Viertel des XIX. Jahrhunderts, da die magyarische Sprache in Ungarn überhand nahm und das neutrale Latein aus den Schulen und Ämtern verdrängte, entstand unter den Magyaren ein Nationalismus, der sich die Unterdrückung der Nationalitäten zum Ziele machte. Die nationale Verfolgung setzte ein. — Da kam die Revolution vom J. 1848. Die Ruthenen stellten sich auf die Seite der österreichischen Regierung und, von ihr unterstützt, fingen sie an, sich politisch zu betätigen. Schon im nächsten Jahre entsandten sie nach Wien eine Deputation, die dem Kaiser wichtige Postulate vorlegte. Sie forderte die Regierung auf, die österreichische Konstitution vom 4. März 1849 in Ungarn einzuführen, aus dem ostnördlichen Ungarn ein besonderes politisches Territorium zu bilden, dort ruthenische Schulen und eine juristische Fakultät mit ruthenischer Vortragssprache zu kreieren u. s. w. Ein kleiner Teil dieser Forderungen wurde auch erfüllt. Die österreichische Regierung legte die Verwaltung der von den Ruthenen bewohnten Komitate teilweise in ruthenische Hände und berief Ruthenen zu hohen Stellungen. Darunter zeichnete sich besonders der begabte Organisator Adolf Dobrjanskyj aus. Als Obergespan über vier von Ruthenen bewohnte Komitate führte er dort die ruthenische Administration ein, gründete ruthenische Volksschulen und liess einige Gegenstände an den Gymnasien ruthenisch vortragen.

Aber es dauerte nicht lange und die Magyaren verstanden es, nach und nach einzelne Privilegien von der österreichischen Regierung abzuhandeln, die ihnen eine dominierende Stellung über andere in Ungarn wohnende Nationalitäten zusicherte. Eine entscheidende Wendung bringt aber die Kőuiggrätzer Schlappe mit sich. Ihre Folge war der unheilbringende Dualismus, welcher die eine Hälfte des Staates den Magyaren übergab. Nun waren die Magyaren die alleinigen Herren von ganz Ungarn.

Der heutige Zustand der ungarischen Ruthenen muss einen Uneingeweihten in Staunen setzen. Dass ein in Mitteleuropa lebendes Volk sich in derartigen Verhältnissen befindet, die nicht mehr schlechter werden können, dass das geistige und materielle Niveau dieses Volkes ein so tiefes ist, dass es unmöglich tiefer sinken kann, klingt beinahe märchenhaft. Es braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass die ungarischen Ruthenen von dem politischen Leben ausgeschlossen sind. Eine halbe Million ungarische Staatsbürger entsendet in den Landtag keinen einzigen Abgeordneten. Wahlmissbräuche, gleich den galizischen, sind hier keine Seltenheit. Die ungarische Regierung glaubt dazu berufen zu sein, selbst die Volksvertreter bezeichnen zu dürfen und sie wählen zu lassen. Wie diesen aufgedrungenen Vertretern das Wohl des Volkes am Herzen liegt und wie sie ihre Aufgabe begreifen, liegt auf der Hand. Betrachten wir zunächst die materielle Lage des Volkes. Im Gebirge wohnend, also vor allem auf Wälder und Weiden als einzige Mittel zum Lebenserhalt angewiesen, wurden sie derselben verlustig. Die Bauern wurden gänzlich expropriert. Unter solchen Umständen darf es nicht verwundern, dass unter den Ruthenen gerade die ungarischen Ruthenen die ersten waren, die nach Amerika auswanderten und dass sie den verhältnismässig und absolut grössten Perzentsatz aller ruthenischen Emigranten bilden. Und verständlich erscheint der abenteuerliche Plan eines ruthenischen Russophilen in Ungarn, der vor zwei Dezennien in einer russischen Zeitung den Vorschlag machte, die russische Regierung möge mit den ungarischen Ruthenen die Krim und die Amursufer kolonisieren, um sie von der unausbleiblichen Vernichtung zu retten.

Nicht besser ist es auch um das geistige Leben der ungarischen Ruthenen bestellt. Im Jahre 1881 gab es in Ungarn 353 ruthenische Volksschulen und 265 utraquistische, d. i. magyarisch-ruthenische, in Wirklichkeit aber nichts anderes, als rein magyarische Schulen, in denen auch etwas ruthenisch unterrichtet wird. Im Jahre 1883 gibt es der ruthenischen Schulen nur mehr 282, dafür aber der pseudotraquistischen 313. Also binnen zwei Jahren verminderte sich die Zahl der rein ruthenischen Schulen um 71, die der utraquistischen vergrösserte sich um 48, die Gesamtzahl der Schulen beider Typen sank um 23. Im Jahre 1894 gab es nur noch 195 ruthenische Volksschulen, in denen natürlich auch magyarisch unterrichtet wird, aber auch die Zahl der utraquistischen sank auf 242. Das Jahr 1901 hingegen weist 325 magyarisch-ruthenische Schulen auf, die Zahl der rein ruthenischen Schulen ist aber auf 70 gesunken. Innerhalb eines Zeitraumes von sieben Jahren (1894—1901) sind also fast zwei Drittel der ruthenischen Schulen in ganz oder fast ganz magyarische verwandelt worden. In der Zeit aber von 1881—1901 schmilzt die Gesamtzahl der Schüler beider Typen von 618 auf 395 zusammen. Das ist das Werk der magyarischen Bemühungen um die Hebung der Volksaufklärung. Kann es also jemand Wunder nehmen, dass die ungarischen Ruthenen einen viel grösseren Perzentsatz Analphabeten aufweisen, als irgend ein anderer Teil des ukrainischen Volkes, wenn

sie so wenige und so schlechte Schulen haben? Kann es jemanden verwundern, dass der ruthenische Bauer auch diese wenigen Schulen nicht gerne beschickt, wo der Unterricht in einer ihm ganz fremden Sprache erteilt wird und also erfolglos ist? Wir stehen daher vor der Tatsache, dass während im Zeitraume von 1891—1895 im ganzen 66·20%, der schulpflichtigen Kinder die Schule besuchten, es im Jahre 1901 nur 63·33%, also um 30% weniger waren.

Angesichts des gänzlichen Verfalls des ruthenischen Volkes in Ungarn, angesichts der dasselbe ergreifenden, erschreckenden Emigrationssucht (ein Fünftel der ungarischen Ruthenen ist bereits nach Amerika ausgewandert), sah sich die ungarische Regierung, die nicht einmal Steuern von den ruthenischen Bauern einnehmen kann, gezwungen, denselben zu Hilfe zu eilen. Die Sache wurde seinerzeit im ungarischen Landtage laut, von wo aus das Ackerbauministerium den Auftrag erhielt, irgend etwas in dieser Hinsicht vorzunehmen. Manches ist bereits darin zu verzeichnen. Um der Besitzlosigkeit der Bauern vorzubeugen, nahm die Regierung beim Grafen Schönborn Äcker in Pacht, die unter die Besitzlosen gegen Verzinsung weiter verpachtet wurden. Die Regierung wandte sich ebenfalls gegen die zahlreichen heimischen und von Galizien aus ihre Netze auswerfenden Wucherer, indem sie ein Wuchergesetz erliess. Auch für die Schaffung einer rationellen Wirtschaft wird bis zu einem gewissen Grade gesorgt, es werden nämlich Schulen für Kleingewerbe und Ackerbau gegründet, welche im Auftrage der Regierung von den Geistlichen und Lehrern besucht werden müssen, die den Bauern die erworbenen Kenntnisse übermitteln sollen. Übrigens beginnt sich das Volk etwas zu rühren. Wir begegnen manchen in den letzten Jahren entstandenen Lesehallen, Vorschussvereinen, Gemeindeverkaufsläden etc. Auch die Frequenz der Schulen ist in den letzten Jahren gestiegen. Indem nämlich im vorigen Jahre die Zahl der in die Volksschule eingeschriebenen ruthenischen Schulkinder 6553 betrug (die Kirchenschulen werden nicht mit eingerechnet), beträgt die der heuer eingeschriebenen 9336. Das sind die Folgen der minimalen Nachsicht der Regierung, die gut daran tun würde, nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiete Reformen durchzuführen, sondern mit dem magyarisierenden System überhaupt zu brechen und dem ruthenischen Volke eine selbstständige Entwicklung freizulassen. Indem sie nämlich das magyarisierende Prinzip hervorhebt, tritt sie gegen die Volksaufklärung auf, ohne ihr Ziel zu erreichen. Denn trotz der tendenziös durchgeführten Volkszählungen, trotz der zahlreichen Emigration, weisen die statistischen Daten doch immer einen unaufhörlichen Zuwachs auf.

Nun wenden wir uns dem nationalen Gebiete zu, wobei wir es hauptsächlich mit der ruthenischen Intelligenz in Ungarn zu tun haben werden, als der Hauptträgerin der nationalen Entwicklung eines jeden Volkes. Hier aber begegnet uns eine bittere Enttäuschung. Schon das magyarisierende System der Mittelschulen trägt dafür Sorge, die Heranbildung der ruthenischen Intelligenz zu unterdrücken. Die Mittelschule soll eben nicht nur bilden, sondern vor allem magyarische Patrioten heranziehen. Diesen Zweck erreicht sie durch das Schulsystem, wobei der grösste Teil für die magyarische Sprache, Literatur und Geschichte verwendet wird, während andere Gegenstände notgedrungen in den Hintergrund treten. Ruthenische Schüler haben keine Gelegenheit, ihre Sprache und Geschichte kennen zu lernen, sie werden von magyarischem Geiste durchdrungen, während ihr nationales Bewusstsein verloren geht. Die Tatsache, dass an allen Mittelschulen Ungarns bloss 100 Schüler sich zum Ruthenischen als ihrer Muttersprache bekannten, spricht für sich selbst. Aber auch diese äusserst

geringe Zahl wird vor dem Verlassen der Schule auf ein Zehntel sinken. Das Heranwachsen einer ruthenischen intelligenten Klasse ist unter solchen Umständen eine Unmöglichkeit. Es gibt auch in Ungarn keine ruthenische intelligente Klasse im eigentlichen Sinne. Es gibt nur drei griechisch-katholische Bistümer in der ungarischen Hälfte der österr. Monarchie und eine gewisse Anzahl gr.-kath. Priester, die, obwohl sie in nächster Fühlung mit dem Volke verbleiben, oft sogar dessen Sprache nicht können und es für ihre höchste Aufgabe halten, sich als gute Magyaren hervorzutun, um dafür womöglich eine Auszeichnung, oder gar eine Unterstützung in Geld zu erhalten. Eine nationale Frage gibt es bei diesen Intelligenten überhaupt nicht. Jahrhunderte hindurch von dem Gros des Volkes durch politische Grenzen abgeschlossen, mitten unter ganz verschiedenartigen Verhältnissen lebend, besitzt das ruthenische Volk in Ungarn keine Traditionen, die in ihm das nationale Bewusstsein wachrufen könnten. Die grossen politischen Umwälzungen des gesamten ukrainischen Volkes liessen die ungarländischen Ruthenen ganz unberührt. Die Beziehungen der ungarischen Ruthenen zu den galizischen beschränkten sich von jeher auf das Bestellen von Kirchenbüchern aus dem staupigianischen Institute in Lemberg. Die zur Zeit Josephs II. angeknüpften Beziehungen waren von zu kurzer Dauer und beschränkten sich auf eine zu geringe Zahl, um tiefere Wurzel zu fassen. Die ungarländischen Ruthenen bewahrten aus alten Zeiten her nur Überbleibsel der byzantinischen Kultur, nämlich den griechischen Ritus, den allein sie den heranrückenden Magyaren entgegenstellen konnten.

Es gab zwar lichtere Momente, wo es schien, dass die ungarischen Ruthenen aus ihrer Lethargie erwachen werden, ja, es hat einmal den Anschein gehabt, dass von Ungarn aus die Wiedergeburt des ukrainischen Volkes hervorgehen werde. Es war dies die Zeit, als die ungarischen und galizischen Ruthenen zum erstenmal seit undenkbaren Zeiten in Fühlung zu einander traten, und zwar nach der Gründung der griech.-kath. Priesterseminarien in Wien und Lemberg. Ungarische Ruthenen studierten hier zusammen mit den galizischen und brachten es hier zu Rektoren und Professoren. Sie hielten in den 80er Jahren des XVIII. Jh. ruthenische Vorlesungen aus der Philosophie, Theologie, Physik und Mathematik an der Universität zu Lemberg. Dieser reichen Entfaltung wurde aber bald magyarischerseits ein Ende gemacht. Zum zweitenmale ging ein Licht auf im Jahre 1848 und hatte einen politischen Hintergrund. In diesem Jahre geschah, wie bereits erwähnt, die russische Invasion nach Ungarn. Es fanden sich unter der ruthenischen Intelligenz in Ungarn einzelne Männer, denen die bestehenden Zustände anormal erschienen, die die nationale Erniedrigung leichten Herzens nicht ertragen konnten. Aber die gänzliche Unwissenheit der gleichzeitigen nationalen und politischen Bewegung unter den galizischen Ruthenen, der grösste Wirrwarr hinsichtlich der nationalen Zugehörigkeit bewirkten es, dass dieser bessere Teil der ruthenischen Intelligenz in Ungarn in den Russen — die auch dieselben Kirchengebräuche und auch die zyrillische Schrift besitzen — ihre Stammesgenossen erblickte. Die intelligenten Ruthenen glaubten eine Stütze gegen die magyarischen Machthaber, nach der sie schon lange suchten, endlich gefunden zu haben. Mit einem Schlag wurden sie russophil. Das war der Fehltritt, der eine Entwicklung der Ruthenen auf lange Zeiten hinaus unmöglich machte.

Wir begegnen in der zweiten Hälfte des XIX. Jh. d. Spuren von nationalem Leben unter den ungarischen Ruthenen. Man gründete z. B. einen heil. Basiliusverein, der aber seine beinahe ein halbes Jahrhundert lange Existenz nur der

vollkommenen Untätigkeit seiner Mitglieder verdankte. Letztbin wurde an dessen Stelle ein neuer Verein gegründet, der in den traditionellen Bahnen seines Vorgängers wandelt. Auch wurden ein paar Zeitungen herausgegeben, die in einem wunderlichen Gemisch von ruthenisch, kirchenslavisch, russisch, slovakisch und magyarisch geschrieben, weder dem Volke verständlich sind, noch den geistigen Bedürfnissen der intelligenten Klasse entsprechen. (Erst in den letzten Jahren wurde im Auftrage der ungarischen Regierung eine Zeitschrift „Nedila“ gegründet, die sich freilich nicht eines rein ruthenischen, immerhin aber einer dem Volke mehr verständlichen Sprache bedient.)

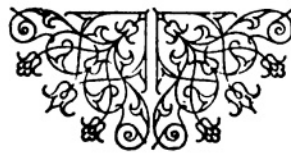
Die ungarischen Ruthenen sind ein abschreckendes Beispiel für diejenigen, die gegen die Naturgesetze auftretend, die natürliche Entwicklung eines Volkes unterbinden, indem sie, um politische Zwecke zu erreichen, demselben willkürlich zurechtgeschnittene Gewänder anlegen wollen.

So bleibt die Lage der ungarischen Ruthenen im grossen und ganzen dieselbe, wie sie früher war. Sie bleiben immer dasselbe unterdrückte und unaufgeklärte Bauernvolk. Ihre einzige Zuflucht bleibt jetzt, wie zuvor nur die griechische Kirche, nicht aber dessen Vertreter, die selbst den Magyaren behilflich sind, diese zu einer Festung des Magyarentums zu machen. Denn auch diese Zuflucht ist ihnen nicht sicher. Die magyarischen Chauvinisten strecken auch danach ihre gierige Hand aus. Wie forciert sie am Werke der Magyarisierung der griech.-kath. Kirche arbeiten, erhellt daraus, dass, indem noch im Jahre 1880 von der Gesamtzahl der griech.-kath. Gläubigen, die Magyaren nur 9·36% bildeten, es im Jahre 1900 schon 13·39% griech.-kath. Magyaren gab. Obwohl aber die slavischen, hauptsächlich ruthenischen, griechisch-katholischen Gläubigen noch immer mehr als zweimal so stark sind, als die griech.-kath. Magyaren, ist die gänzliche Kirchenverwaltung ausschliesslich magyarisch, magyarisch ist das Priesterseminar und die Lehrerpräparande. Man hat versucht, die griech.-kath. Kirche selbst in eine magyarische Institution zu verwandeln. Zu diesem Zwecke hat man die slavische Liturgie ins Magyarische übersetzt und dieselbe gelegentlich der Jubiläumsfeier des 1000-jährigen Bestehens des magyarischen Reiches zum erstenmal gelesen. Ein Verbot aus Rom bereitete jedoch dieser Gewalttätigkeit ein Ende. Auf dieses Heranwagen auf die heiligsten Güter des Volkes, blieb dieses nicht gleichgiltig. Es antwortete darauf, ähnlich wie es vor Jahren seine intelligente Klasse tat, mit einem sui generis Russophilismus. Den Anfang machten die Einwohner des Dorfes Iza, wo anfangs des 1. J. 390 Familien vom griech.-kath. zum orthodoxen Glauben übertraten. Die magyarische Regierung sah darin Folgen einer panslavistischen Agitation und strengte einen Prozess gegen 22 Personen wegen Aufreizung gegen Kirche und Staat an.

Angesichts der obigen Ausführungen fragt man sich, wie sich zu alledem die nächsten Nachbarn und Brüder, die galizischen Ruthenen, verhalten haben. Die Antwort kann nicht zu Gunsten der letzteren ausfallen. Zu sehr durch die Emanzipationsarbeit zu Hause in Anspruch genommen, konnten sich die galizischen Ruthenen nicht sich gehörig ihrer ungarländischen Konnationalen annehmen. Und nachdem sie in den letzten zwei Dezennien ihr Augenmerk fleissiger ihnen zugewendet haben (es wurde sogar ein spezielles „ungarisches Komitee“ in Lemberg organisiert), fanden sie die dortigen Zustände geradezu abschreckend. Und doch werden von Zeit zu Zeit Stimmen laut, die auf die ungarischen Brüder als den Opferbock hinweisen und zu ihrer Rettung mahnen und doch

dringt von Zeit zu Zeit eine Stimme über das Karpathengebirge herüber, die bald als Weberuf klingt, bald aber den froheren Ton der Hoffnung anschlägt und die Dahinsiechenden den Armen des nationalen Todes zu entreissen versucht.





Ruthenisch Volk!*)

O Volk voll seltsam schöner Poesie,
Voll trauter Liebe und voll Tapferkeit,
Jahrhunderte hindurch erschien dir nie
Das, was allein den Menschen adelt: Freiheit!

Und doch schlägt auch in dir ein braves Herz
Voll Lebensglut, der schönsten Zukunft wert!
D'rum sei getrost, bezwinde deinen Schmerz,
Der wahrlich dich, mein edles Volk, nur ehrt!

O schau' empor zum Morgensonnenlicht,
An dessen Strahl die Hoffnung neu sich zündet,
Die Muttersprache lebt, die Kette bricht,
Die deine Würde, deine Freiheit bindet!!

Cassel.

August Gotthard.



Zwischen Fels und Meer.

Ein Aquarell von Mychajlo Kocjubynskyj.

(Schluss.)

Und von den Wänden seines Hauses, das sich über dem Kaffeehaus erhob, löste sich dann, gleichsam ein vermummter Schatten, ein Weib los und schritt schweigsam dahin über das Dach, dessen äusserstem Rande zu.

Er warf ihr leere Säcke hinauf oder befahl etwas mit scharfer, kreischender Stimme, kurz und gebieterisch, wie ein Herr seiner Magd — und der Schatten verschwand ebenso unversehens, wie er erschienen war.

Ali hat sie einmal bemerkt. Vor dem Kaffeehaus stand er und sah zu, wie die gelben Pantoffeln leise auf den steinernen Stufen auftraten, welche in Mehrets Haus führten und wie das hellgrüne „Feredsché“ in Falten an der schlanken Figur herabfiel, vom Kopf bis zu den roten Pluderhosen. Leise stieg sie herab und langsam, einen leeren Krug in der einen Hand, mit der anderen das Feredsché derart zusammenhaltend, dass der Fremdling nur die grossen, länglichen schwarzen, wie bei einem Gebirgsreh beredten Augen zu gewahren vermochte. Die Blicke auf Ali geheftet, senkte sie dann die Lider und schritt weiter, leise und schweigsam wie eine ägyptische Priesterin.

Ali schien es, dass diese Augen in sein Herz versanken und er sie mit sich forttrug.

Am Meer, beim Boote beschäftigt und träumerische Lieder summend, sah er nur diese Augen. Allüberall sah er sie: in den wie Glas durchsichtigen und wie Glas klingenden Wellen und auch auf dem erhitzten, in der Sonne schimmernden Gestein. Selbst aus der Schale schwarzen Kaffees blickten sie ihm entgegen. Er spähte häufiger nach dem Dorfe aus und sah häufig über dem Kaffeehaus, unter dem einzigen Baum die verschwommenen Umrisse einer Frau die dem Meere zugewendet, seine Augen zu suchen schien.

*) Obwohl wir in unserer belletristischen Ecke nur Übersetzungen aus dem Ruthenischen publizieren, geben wir gerne dem uns gütigst eingeschickten Gedichte eines Freundes unserer Sache Raum.

Die Leute im Dorfe gewöhnten sich gar bald an Ali. Wie unwillkürlich lüfteten die von der Tschischme kommenden Mädchen die Schleier, sobald sie dem hübschen Türken begegneten und errötend, beschleunigten sie dann unter Geflüster ihre Schritte. Der männlichen Jugend hinwieder gefiel sein fröhliches Wesen. An schweigsamen, düfteschweren Sommerabenden, da die Sterne über der Erde schwebten und über dem Meere der Mond, zog Ali seine aus Smyrna mitgebrachte Surne hervor, machte sich vor dem Kaffeehaus bequem oder auch anderswo und unterhielt sich mit seiner Heimat in wehmütigen, herzergreifenden Tönen. Die Surne lockte die Jugend herbei, für gewöhnlich die männliche. Diese verstand das Lied des Ostens und bald begann in dem mit bläulichem Licht durchwobenen Schatten der steinernen Ansiedlungen die Unterhaltung; die Surne gab immer eine und dieselbe Stimme von sich — eintönig, verschwommen und ohne Ende, wie das Lied der Grille. Eine eigentümliche Schwäche überkam einen, bis tief ins Herz hinein. Und die betäubten Tartaren sangen im Takte mit:

— O-la-la . . . o-na-na . . .

Von der einen Seite schlummerte die geheimnistiefe Welt der schwarzen Riesenberge, unten von der anderen ruhte das Meer, heiter und wie ein Kind im Traume atmend und erbebte unter den Mondesstrahlen in goldigen Streifen . . .

„O-la-la . . . o-na-na . . .“

Jene, die von ihren steinernen Nestern herabschauten, erblickten manchmal eine ausgestreckte Hand im Mondenschein, oder im Tanze wogende Schultern und vernahmen das eintönige, gleichsam die Surne begleitende:

— O-la-la . . . o-na-na . . .

Auch Fatme lauschte.

Sie stammte aus den Bergen. Aus einem fernen Gebirgsdorf, wo andere Menschen lebten, wo ihre Bräuche herrschten, wo sie Freundinnen zurückliess. Dort gab es kein Meer. Da kam der Fleischer, bezahlte dem Vater mehr, als ihre Männer zahlen konnten und führte sie fort in seine Heimat. Widerwärtig war er, unliebsam und fremd, wie alle es hier waren, wie es dieses Land war. Hier gibt es keine Familie, keine Freundinnen und keine Menschen, die einem gut wären. Hier ist das Ende der Welt, ja nicht einmal Wege führen von hier . . .

— O-la-la . . . o-na-na . . .

Ja, nicht einmal Wege. Denn wenn das Meer erzürnt, schwemmt es den einzigen Ufersteig fort . . . Hier ist nur das Meer, überall das Meer. Frühmorgens blendet seine Bläue die Augen, tagsüber wogen die grünen Fluten und nachts atmet es schwer, wie ein kranker Mensch . . . Bei schöner Witterung stört es die Ruhe, im Unwetter speit es ans Ufer und schlägt um sich und tobt wie ein wildes Tier und raubt den Schlaf . . . Und sein Übel erregender scharfer Geruch dringt sogar bis in die Stube ein . . . Vor ihm gibts kein Entrinnen, kein Verstecken . . . Es ist überall, es glotzt sie an . . . Zuweilen peinigt es: Es versteckt sich unter einer Wolke, weiss wie der Schnee auf den Bergen; nun scheint es entschunden, doch unter der Wolke schlägt es weiterfort um sich, atmet, stöhnt . . . So wie jetzt gerade, o! . . .

— Bu-uch! . . . bu-uch! . . . bu-uch! . . .

— O-la-la . . . o-na-na . . .

. . . Es schlägt um sich unter der Wolke, wie ein Kind in den Windeln, die es dann von sich wirft . . . Und lange zerfetzte Wolkenlappen erheben sich in die Lüfte, klammern sich an die Moschee, verhüllen das Dorf, dringen ins

Haus ein, legen sich ums Herz — und nicht einmal die Sonne ist zu schauen . . .
So wie jetzt . . . wie jetzt . . .

— O-la-la . . . o-na-na . . .

. . . Jetzt geht sie oft auf das Dach des Kaffeehauses und an den Baum gelehnt, schaut sie aufs Meer hinaus . . . Nein, nicht das Meer sucht sie, nach dem Fremdling mit dem roten Tuch auf dem Haupt späht sie aus, als wenn sie hoffte, seine Augen zu erblicken — jene grossen, schwarzen, heissen Augen, von denen sie träumt . . . Und dorten auf dem Lande, am Meere, blüht jetzt ihre Lieblingsblume — der Gebirgssaflor . . .

— O-la-la . . . o-na-na . . .

Über der Erde schweben die Sterne und der Mond über dem Meere . . .

„Kommst du von ferne her?“

Ali schrak zusammen. Die Stimme kam von oben, vom Dach her und Ali riss die Augen auf.

Fatma stand unter dem Baum und dessen Schatten fiel auf Ali. Dieser errötete und stotterte:

„A—aus . . . Smyrna . . . weit von hier . . .“

„Ich bin von den Bergen.“

Schweigen.

Wie eine Meereswelle schoss ihm das Blut nach dem Kopfe und in seine Augen verbohrt sich die Tartarin und hielt ihn mit den ihren festgebannt.

„Was hast du dich herverirrt? Bist du hier traurig?“

„Ich bin arm . . . hab' kein Sternlein am Himmel, kein Gräslein auf der Erde . . . ich tagelöhnere . . .“

„Ich habe dich spielen gehört . . .“

Schweigen.

„Fröhlich . . . Bei uns in den Bergen ist es auch fröhlich . . . Die Männer, die Mädchen sind fröhlich . . . Bei uns gibt es kein Meer . . . Und bei euch?“

„In der Nähe nicht?“

„Juchter?*) Du hörst also nicht in der Stube, wie es atmet?“

„Nein. Anstatt des Meeres gibt es Land bei uns . . . Der Wind bringt heissen Sand hergeweht und Berge wachsen, gleichsam Kameelhöcker . . . Bei uns . . .“

„Tss! . . .“

Wie unwillkürlich schob sie hinter dem Feredsché das weisse wohlgepflegte Gesicht hervor und drückte einen nagelgefärbten Finger auf die vollen rosigen Lippen.

Ringsumher war es menschenleer. Gleichsam ein zweiter Himmel, sah ihnen das blaue Meer zu, und nur an der Moschee huschte irgendeine Frauengestalt vorüber.

„Fürchtest du dich nicht, Chajnym**), mit mir zu sprechen? Was wird Mehmet tun, wenn er uns bemerkt?“

„Was er wollen wird.“

„Ermorden wird er uns, sobald er uns bemerkt.“

„Wie es ihm beliebt wird.“

* * *

*) Gibt's nicht.

**) Frau.

Die Sonne war schon unsichtbar, obgleich manche Gipfel der Jayla noch gerötet waren. Duster sahen die dunkeln Felsen aus und das Meer unten lag unter des Traumes grauer Hülle. Nurla stieg den Jayla hinab und ging festen Schrittes hinter seinen Büffelochsen her. Er hatte Eile. So dringend hatte er es, dass er nicht einmal bemerkte, wie ein Bündel frischen Grases vom Korb auf den Rücken der Ochsen hinunterrutschte und unterwegs auseinanderfiel, als der hohe Wagen, an einen Stein geratend, in die Höhe fuhr. Die moosigen Höcker und unförmigen Köpfe bewegend, wandten sich die schwarzen, unteretzten Ochsen ihrem Gehöfte zu, als Nurla sich ermannte und sie auf die andere Seite hinüberzerzte, um erst vor dem Kaffeehaus halt zu machen. Er wusste es, dass Mehmet darinnen übernachtete und rüttelte an der Tür.

„Mehmet! Mehmet! Kel munda! (Komm her!)“

Verschlafen sprang Mehmet auf die Beine und rieb sich die Augen.

„Mehmet! Wo ist Ali?“ fragte Nurla.

„Ali . . . Ali . . . Da irgendwo . . .“ Und seine Blicke glitten über die leeren Bänke ringsherum.

„Wo ist Fatma?“

„Fatma? . . . Fatma schläft.“

„Über alle Berge sind sie.“

Mehmet stierte Nurla an, durchschritt dann ruhig das Kaffeehaus und sah hinaus. Auf dem Wege standen die Büffelochsen mit Gras überschüttet und auf dem Meeresspiegel spielten die ersten Sonnenstrahlen.

Mehmet wandte sich zu Nurla.

„Was willst du?“

„Wahnsinniger du . . . Ich sage dir, dass dein Weib mit Danhalak durchgegangen ist. Ich sah sie im Gebirg, als ich vom Jayla heimkehrte.“

Mehmets Augen waren hervorgequollen. Als er Nurla zu Ende gehört, stiess er ihn von sich, sprang ins Haus und stieg, auf den krummen Beinen hüpfend, die Treppe hinauf. Nachdem er seine Zimmer durchlaufen, eilte er aufs Dach des Kaffeehauses. Nun war er wirklich wie wahnsinnig.

„Osma-an!“ — schrie er auf mit heiserer Stimme, die Hände vors Gesicht geschlagen. — „Sa-ali! Dschepar-ap! Bekir! Kel munda-a!“ — Nach allen Seiten hin sich wendend, schrie er, wie eine Feuersbrunst signalisierend: — „Usse-in! Musta-fa-a-a!“

Die Tartaren fuhren auf und erschienen auf den flachen Dächern.

Von unten half indessen Nurla mit:

„Ass-an! Mahmu-ut! Sekerij-a-a!“ — donnerte er gleichsam mit fremder Stimme.

Das Entsetzen durchflog das Dorf, erhob sich in die Berge, zu den höchst gelegenen Häusern, liess sich in die Ebene hinab, eilte von Dach zu Dach und alarmierte die Leute. Überall waren rote Fez' zu sehen, auf den schiefen wie kurzen Fussteigen. Im Kaffeehaus trafen sie zusammen.

Nurla erklärte, was vorgefallen ist.

Mehmet, überrot und abwesend, sah schweigend auf das Gedränge um sich her mit hervorgequollenen Augen. Endlich eilte er an den Rand des Daches und sprang hinunter, behend und leicht wie eine Katze.

Die Tartaren summten durcheinander. Alle die Verwandten, die noch gestern im Streite um das Wasser sich gegenseitig die Schädel einhieben, vereinigte jetzt das Gefühl der ihnen angetanen Schmach. Nicht allein Mehmeds Ehre war auf dem Spiel, sondern die des ganzen Geschlechts. Irgendein arm-

seliger, hergelaufener Dauhalak, ein Knocht und Hergelaufener! Unerhört! Und als Mehmet aus dem Hause trat, mit dem Messer, dessen er sich beim Schafschlachten bediente und es gegen die Sonne spielen lassend, hinter den Gürtel steckte, war die Gemeinde wegbereit.

„Vorwärts!“

Nurla schritt voran, hinter ihm her, auf den rechten Fuss hinkend, ging der Fleischer und diesem folgte eine lange Kette empörter und ergrimter Verwandter.

Die Sonne war bereits aufgegangen und das Gestein glühte. Linienartig geordnet, kletterten die Tartaren wie eine Ameisenkette in die Höhe, auf einem ihnen bekannten Fussteig. Die Vorderen schwiegen und nur die Hintermänner wechselten ein paar Worte. Nurla geberdete sich, wie ein Jagdhund, der bereits das Wild wittert. Der hinkende Mehmet, überrot und verdüstert, trat fester auf. Obwohl es noch früh war, waren die Steinmassen schon erhitzt wie der Boden eines Backofens. Ihre nackten, hervortretenden, bald wie Riesenzelte runden, bald wie festgebannte Wellen scharfen Seiten deckte die Wolfsmilch mit ihrem fleischigen Blattwerk, und höher, nach dem Meere zu, schlang sich die hellgrüne Gänsedistel zwischen bläulich schimmerndem Gestein. Der schmale Fussteig, kaum bemerkbar gleich Spuren wilder Tiere, entschwand zuweilen mitten in der steinigen Einöde oder verbarg sich unter dem Felsenvorsprung. Feucht und kühl war es dorten und die Tartaren nahmen die Fez' ab, ihre rasierten Köpfe zu kühlen. Von da traten sie wieder in die Hitze hinaus, die war glühendheiss und schwül und grau und mit blendender Sonne übergossen. Die Leiber ein wenig vorgebeugt, klotzten sie trotzig den Berg hinauf, sich leicht auf ihren gebogenen tartarischen Beinen wiegend, oder aber sie umgingen die schmalen schwarzen Schluchten, die scharfe Felswand mit den Schultern streifend und mit der Sicherheit von Gebirgsmaultieren die Füsse an den Rand des Abgrundes setzend. Und je weiter sie gingen, je schwerer es ihnen fiel, die Hindernisse zu überwinden, je stärker die Sonne von oben auf sie herniederbrannte und das Gestein unter ihnen glühte, eine desto grössere Erbitterung spiegelte sich in ihren Gesichtern wieder, desto grösser war ihre Versessenheit, die ihnen die Augen aus dem Kopfe treten machte. Der Duft dieser wilden, unfruchtbaren, nackten Felsen, die des Nachts erstarben und tagstüber wie ein Körper warm waren, umschmeichelte die Seelen der Gekränkten, die ausgingen ihre Ehre zu verteidigen und ihre Rechte, mit der Unerschütterlichkeit des strengen Jayla. Sie beschleunigten ihre Schritte. Die Flihenden mussten ergriffen werden, noch bevor sie den nachbarlichen Weiler Suaku erreicht, damit sie nicht das Meer zur Flucht benützten. Freilich, sowohl Ali wie Fatma waren hier Fremdlinge, kannten die Fussteige nicht und konnten sich leicht in deren Labyrinth verfangen und eben damit rechneten auch die Verfolger. Trotzdem es aber nach Suaku nicht mehr weit war, war nirgends ein Mensch zu sehen. Und schwül wurde es auch, denn hier herauf reichte nicht der Meerwind, an den sie als Küstenbewohner gewöhnt waren. Wenn sie sich in eine Schlucht herabliessen oder den Berg hinaufkletterten, rutschten unter ihren Füssen kleine Steinchen herab und das ärgerte die Schweisstriefenden, Ermüdeten, Zornigen: sie fanden nicht, was sie suchten, und inzwischen hatte jeder von ihnen zuhause irgendeine Arbeit vernachlässigt. Die Hintermänner verlangsamten ihre Schritte. Mehmet aber rannte voran mit weitaufgerissenen Augen und sein Kopf glich dem eines wütend gewordenen Ziegenbockes. Er hinkte, bald in die Höhe schnellend, bald wieder sinkend — wie eine Meereswoge. Sie begannen die

Hoffnung zu verlieren. Nurla hatte sich verspätet, das stand fest. Trotzdem gingen sie weiter. Ein paarmal erglänzte von oben herab die Küste von Suaku im grauen Sand und entschwand dann wieder. Da gab Sekerija, einer der Vordersten, ein Zeichen, zu schweigen und hielt inne. Alle wandten sich nach ihm um und er, ohne ein Wort fallen zu lassen, streckte die eine Hand vor sich hin nach dem hohen Steinhorn weisend, das ins Meer hineinragte. Dorten, hinter dem Felsen, erschimmerte für einen Augenblick ein rotes Kopftuch und entschwand. Ihnen allen pochte das Herz und Mehmet stöhnte leise auf. Sie blickten einander an — und ein Gedanke durchzuckte sie: Wenn es gelingen würde, Ali aufs Horn hinauszudrängen, wäre er mit blossen Händen abzufassen. Und Nurla hatte bereits den Plan fertig: Er presste einen Finger auf den Mund und als alle schwiegen, trennte er sie in drei Abteilungen, damit sie das Horn von drei Seiten umzingelten; von der vierten Seite sank der Felsen steil ins Meer hinab. Wie auf der Jagd warteten alle vorsichtig, nur in Mehmet kochte es vor Ungeduld. Ihn riss es mächtig nach vorwärts und mit gierigen Blicken durchbohrte er den Felsen. Da guckte auch schon hinter dem Gestein der Saum eines grünen Feredsché hervor und hinter diesem her, gleichsam aus dem Felsen hervorgeschossen, klomm auch der schlanke Dauhalak den Berg hinauf. Fatma schritt voran, einem frühlinggrünen Strauche vergleichbar. Und Ali auf seinen langen, mit gelben Beinkleidern eng angetanen Beinen, in der blauen Jacke und mit dem roten Turban, nahm sich, gross und schlank wie eine junge Cypresse, riesengross aus am Firmamente. Und als sie am Gipfel angelangt waren, erhob sich von den Küstentfelsen ein Schwarm Meervögel, des Meeresspiegels Bläue mit einem bebenden Flügelnetz erfüllend.

Allem Anscheine nach war Ali irgegangen und nun zog er mit Fatma zu Bate. Voller Angst sahen sie sich auf dem Felsenabhang um, spähten sie nach einem Fussteig aus. Und in der Ferne glänzte die ruhige Bucht von Suaku.

Plötzlich schrak Fatma zusammen und schrie auf. Das Feredsché war ihr vom Kopfe heruntergeglitten und fiel ins Wasser, und mit Entsetzen stierte sie in ihres Mannes blutunterlaufene Augen, die hinter dem Gestein zu ihr hinaufsahen. Ali wandte sich und in demselben Augenblick kletterten sie den Felsen hinauf, mit Händen und Füßen sich am scharfen Gestein festhaltend: Sekerija, Dschepar, Mustafa — alle die, die seinem Spiel gelauscht und Kaffee mit ihm getrunken hatten. Jetzt schwiegen sie nicht mehr; zugleich mit dem heissen Atem entrang sich ihrer Brust eine Flut durcheinander wirbelnder Schreie und verfolgte die Flüchtlinge. Da war kein Entrinnen mehr. Ali stellte sich in gerader Positur auf, mit den Füßen am Gestein sich feststemmend, liess die eine Hand auf dem kurzen Messer ruhen und wartete. Auf seinem schönen bleichen, aber zugleich stolzen Antlitz malte sich die Kühnheit eines jungen Helden. Hinter ihm, am Felsabhang, wand sich Fatma wie eine Möve. Von der einen Seite das verhasste Meer — von der anderen der noch verhasstere, unausstehliche Fleischer. Sie sah seine blöde dareinschauenden Augen, seine bösen bläulichen Lippen, sein kurzes Bein und das scharfe Fleischermesser, womit er die Schafe zu schlachten pflegte. Ihre Seele schwang sich über die Berge hinaus. Das Heimatsdorf. Verbundene Augen. Und bei den Klängen der Musik führt sie der Fleischer übers Meer — ein Schäflein zur Schlachtbank. Mit einer verzweifelten Bewegung schlug sie die Hände vor die Augen und kam aus dem Gleichgewicht. Der blaue Kaftan mit den Halbmonden hatte sich vornübergebeugt und verschwand dann unter dem Gekreisch der aufgeschreckten Möven . . .

Die Tartaren schrakten zusammen: Dieser einfache und unerhoffte Tod lenkte sie von Ali ab. Ali merkte nicht, was hinter ihm geschah. Wie ein Wolf liess er die Blicke um sich her schweifen und wunderte sich, dass jene noch zögerten. Sollten sie sich etwa fürchten? Vor sich sah er hinterlistige Augen erglänzen, sah gerötete zornsprühende Gesichter, geblähte Nüstern und weiss-schimmernde Zähne — und diese ganze Flut von Grausamkeit stürmte plötzlich über ihn herein, wie des Meeres Flut. Ali wehrte sich. Er verwundete Nurla an der Hand und zerkratzte Osman, doch im selben Moment wurde er niedergeworfen und im Fallen sah er, wie Mehmet, sein Messer über ihn schwingend, es ihm dann in die Rippen jagte. Mehmet stiess zu, wohin er nur treffen konnte, mit der Verbissenheit eines tödlich Gekränkten und mit der Gleichgültigkeit eines Schlächters, obwohl Alis Brust sich nicht mehr hob und senkte und Ruhe über seine schönen Gesichtszüge sich lagerte.

Alles war zu Ende, die Ehre des Geschlechtes reingewaschen. Auf dem Boden lag die besudelte Leiche Daubalaks, neben ihr das zertretene, zerfetzte Feredsché.

Mehmet war berauscht. Auf den krummen Beinen hüpfend, fuchtelte er mit den Händen umher. Seine Bewegungen waren verrückt, zwecklos. Und nachdem er das Gewimmel von Neugierigen um die Leiche herum auseinandergestossen, packte er Ali an den Füßen und schleifte ihn von dannen. Ihm folgten die anderen. Und als sie auf den nämlichen Fussteigen heimkehrten, bald bergab, bald bergauf, schlug sich das schöne Haupt Alis mit dem Antlitz eines Ganymedes an den kantigen Steinen blutig. Zuweilen schnellte es an unebenen Stellen in die Höhe und dann schien es, als sei Ali mit etwas einverstanden und bestätige: „Richtig, richtig . . .“

Die Tartaren gingen fluchend hinter ihm her.

Als endlich der Zug das Dorf betrat, waren sämtliche flachen Dächer mit farbigen Massen von Weibern und Kindern bedeckt, anzusehen wie die Gärten der Semiramis.

Hunderte von neugierigen Augen geleiteten den Zug ans Meer. Dorten, auf dem von der Mittagssonne weissgeglühten Sande, stand die ein wenig seitwärts geneigte schwarze Barkasse, gleichsam ein Delphin mit durchbohrter Seite, während eines Sturmes ans Ufer getrieben. Die zarte blaue Flut, klar und warm wie ein Mädchenbusen, säumte die Küste mit Schaum. Und Meer und Sonne flossen in ein fröhliches Lächeln zusammen, das sich weit hinaus erstreckte über die tartarischen Ansiedlungen, über die Obstgärten und die schwarzen Wälder hinaus — bis weit zum grauen erhitzten Jaylagebirge.

Alles lächelte.

Ohne Worte, ohne Beratschlagung hoben die Tartaren Alis Körper vom Boden und legten ihn in die Barkasse und unter angaterfülltem Weibergeschrei, das von den flachen Dächern herab aus dem Dorfe herdrang, stiessen sie kräftig das Boot ins Meer. Das Boot rasselte über die Steine dahin, schwankte auf einer Welle, die herangeplätschert kam und blieb stehen.

Es stand, die Welle umspielte es, umglückste seine Seiten, spritzte Schaum und trug es dann sachte, kaum bemerkbar, aufs Meer hinaus.

Seiner Fatma entgegen schwamm Ali . . .

Aus dem Ukrainischen von Wilhelm Horoschowski.

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Eduard Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 15.

Erstes Augustheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland.

Eine Enquete.

IV.

Dr. E. Fasse.

Universitäts-Professor in Leipzig.

Seit einigen Jahren verfolge ich mit dem lebhaftesten Interesse die Schicksale des in Westeuropa fast unbekanntes 25,000.000 Menschen zählenden ruthenischen Volkes, das endlich beginnt, in Galizien gegen seine polnischen Unterdrücker sich aufzulehnen und in Russland sich dessen bewusst zu werden, dass es nicht ein Nebenzweig des gross-russischen Volkes, sondern eine selbstständige Nation ist. Wenn man diese letztere Tatsache berücksichtigt, so empfindet man schwer die Unbilligkeit des russischen Reiches, das der Welt glauben zu machen wünscht, ein Nationalreich zu sein, indem alle die anderen angeblich kleinen Völker, die neben den Grossrussen im russischen Reiche wohnen, in der russischen Nationalität aufgesaugt werden können und müssen.

Zu welchen harten Massregeln das amtliche Russland seine Zuflucht nimmt, um die ruthenische Nationalität zu unterdrücken, zeigt in der deutlichsten Weise der Ukas vom Jahre 1870, der in der „Ruthenischen Revue“, I. Jahrgang, Nr. 1., Seite 7, wörtlich abgedruckt ist. Dieser Ukas versucht es, einem Volke von 25 Millionen Menschen im russischen Reiche seine gesamte Literatur zu nehmen und dadurch die Fortbildung seiner Muttersprache unmöglich zu machen, indem er die Einfuhr und die Herstellung von Druckwerken in ruthenischer Sprache in Russland nahezu unmöglich macht.

Vom Standpunkte des Nationalismus aus, auf dem ich stehe, muss eine derartige Massregel auf das härteste verurteilt werden, wenn man auch annehmen darf, dass der Ukas bei der Neubelebung des ruthenischen Volksbewusstseins kaum auf die Dauer aufrecht erhalten werden kann und wohl auch kaum den gewollten Zweck erreichen wird.

Eduard Wavrinsky,

Mitglied des schwedischen Reichstages, des interparlamentarischen Rates und des internationalen Friedensbureau in Bern.

Stockholm.

Der Imperialismus unserer Zeit, der auf grosse Staatenbildungen zielt, hat die Voraussetzung, freie Formen und bedeutende Selbständigkeit der verschiedenen Nationen, welche den Staat bilden, um Stärke nach innen wie nach aussen zu erwerben. Für die scharfblickende Staatskunst liegt jetzt mehr als jemals die Aufgabe vor, das Bedürfnis des selbständigen Lebens der Nationen innerhalb des Staates oder des Staatenbundes auszuforschen und es auszunützen. Auch die mehr oder minder despotischen Regierungen müssen zur richtigen Zeit darauf achten, die nationale Vitalität aller ihrer Völker zu bewahren und zu entwickeln, anstatt sie zu unterdrücken.

In diesem Lichte gesehen, ist das Dekret vom Jahre 1876, das Verbot der ruthenisch-ukrainischen Sprache, mehr als eine Grausamkeit und ein Verbrechen — es ist eine Selbstverstümmelung ein Unsinn.

Si vis pacem, para bellum — lautet das alte politische Evangelium der Brutalität und Bedrückung. Dagegen müssen wir protestieren — mit Wort und Tat. *Si vis pacem para justitiam et libertatem*, ist das Evangelium der Gegenwart und besonders der Zukunft.

Ihr Kampf für Ihre nationale Individualität wird, wenn auch nicht von den Regierungen, so von der ganzen Armee der ehrlichen Menschheit in allen Ländern mit Begeisterung begrüsst. Sie kämpfen ja einen Kampf um eines der höchsten und teuersten Güter der Menschheit, für die kardinalsten Menschenrechte: für die Gleichberechtigung aller Völker.

Auf dem Gebiete der mächtigen Idee der geistigen Tatkräfte kann auch die kleinste Nation zur grössten werden. Und Sie sind mehr als 25 Millionen Kämpfer „für ihre lebendige Seele“. Dass Sie niemals diesen Kampf verloren gegeben, ist Ihre wahre Ehre. Seien Sie guten Mutes. *La verité est en marche!*

Dr. G. Buchholz.

Universitäts-Professor in Leipzig.

Meine Meinung über den Ukas vom Jahre 1876 gründet sich auf die Erfahrung, welche uns die Betrachtung der Geschichte an die Hand gibt. Sie lehrt uns nicht, dass Nationalitäten unzerstör-

bar sind, wohl aber, dass sie sich auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung nicht umbringen lassen.

Man kann es verstehen und vom Standpunkt der Russen auch durchaus begreiflich finden, dass sie sich die Ruthenen national zu assimilieren suchen. Aber soviel ist sicher, dass mit brutaler Gewalt da nichts getan ist, ja das Gegenteil des Erstrebten erreicht wird. Gerade die Geschichte Ihres Volkes kann als Musterbeispiel hiefür gelten. Langsam hat sich im Laufe des verflossenen Jahrhunderts seine Wiedergeburt in der Ukraine wie in Galizien vollzogen. Heute ist sie gewiss so erstarkt, dass auch die öffentliche Meinung in Europa mit ihr zu rechnen beginnt. Bei uns in Deutschland haben Einsichtigere der ruthenischen Bewegung längst die volle Sympathie zugewendet und begrüßen in dieser Bewegung eine Bundesgenossin gegen die auch aggressiven grosspolnischen Zukunftspläne, die unsere Ostmark bedrohen.

Gewiss werden die Ruthenen nicht von heute auf morgen Siege erfechten und Triumphe feiern, aber zweifellos ist, dass weder polnische Hinterlist noch russische Gewalt ihnen auf die Dauer das Wasser werden abgraben können. Denn schliesslich sind es doch die Ideen, welche siegen, nicht die Massregeln.





Hannibal ante portas.

Zur politischen Lage in Galizien und in der Bukowina.

Wie man das Zarenreich als Rückgrat der internationalen Reaktion betrachtet, ebenso kann man mit Fug und Recht das heutige Galizien als das Nest der rückschrittlichsten Unternehmungen und Pläne in Österreich bezeichnen. Jede Autokratie erblickt im Zarentum ihre verlässlichste Stütze und der Einfluss des slavischen Riesenreiches auf die benachbarten Staaten in Europa ist nicht besonders wohlthuend. Eine ähnliche Rolle spielt Galizien in Österreich. Es beschenkt Österreich mit den reaktionärsten Staatsmännern und Politikern. Der polnische Graf Badeni gestaltete den § 14 zu einem erstklassigen Machtfaktor, gründete eine neue politische Schule und schuf eine ganze Generation von §14-Ministern; R. v. Abrahamowitz führte, als Präsident des Abgeordnetenhauses, Polizei in dasselbe ein, u. s. w. Das war eine Probe, die galizische Gewaltherrschaft in ganz Österreich einzuführen — die zwar misslang, deren korrumpierende Wirkung wir aber bis heute spüren.

Wie der russischen Regierung nur die preussische Polizei, sowie die bezahlten panslavistischen Agitatoren Schildknappendienste leisten, so rallieren sich mit dem Polenklub — diesem Repräsentanten der Gewaltherrschaft des polnischen Adels — nur die reaktionärsten und volksfeindlichsten Elemente, die eben in der Schlachta ein mächtiges Bollwerk gegen die Gleichberechtigung aller Staatsbürger erblicken und deshalb gerne den status quo in Galizien erhalten möchten, um bequem im Trüben fischen zu können. Wie der weisse Zar bei der Unterdrückung der magyarischen Erhebung nicht aus Liebe für Österreich mithalf, sondern aus Hass gegen jede Volksbewegung (er spürte übrigens instinktiv, dass der absolutistische Staat in einem Konflikt mit dem Verfassungsstaate im Nachteil sich befinden müsse, wie das heute im Konflikt Russlands mit Japan so deutlich zutage tritt, und wollte daher keinen Verfassungsstaat zu seinem Nachbar haben); so hilft der Polenklub bei jeder rückschrittlichen Aktion auch ausserhalb Galiziens, denn er erblickt darin die Assekuranz seiner Herrschaft.

Das absolutistische Zarentum, gekleidet in den panslavistischen Anstandsmantel und die durch ihren Chauvinismus und ihre Skrupellosigkeit bekannte polnische Schlachta, das sind zwei so nahe verwandte Mächte, dass ihre Kooperation in der Natur der Dinge liegt. Eine Zeitlang, und zwar nach der Teilung Polens, waren sie auf einander böse. Das zeigte sich am besten in Galizien, wo die Schlachta allmächtig ist. Für russisches Geld wird hier ein panslavistisches Tagblatt herausgegeben und eine panslavistische Agitatorenkolonie erhalten. Diese letztere gruppierte sogar einige Zeit eine grössere, aus den mit der polnischen Wirtschaft unzufriedenen Elementen bestehende Partei um sich. Die Schlachta verfolgte nun die russischen Agitatoren mit der angeborenen Rücksichtslosigkeit. Man glaubte, dass der Panslavismus und das Zarentum im polnischen Adel einen unversöhnlichen Todfeind haben. Doch es verstrich nicht gar geraume Zeit, die patriotischen Wunden der Schlachta wurden geheilt, das gemeinsame Interesse kam immer mehr zum Vorschein. Die einst so bedrückte und skrupellos verfolgte russophile Partei, die inzwischen unter den Ruthenen jeden Kredit verlor und bankerott wurde, wird heute von der unlängst noch russophoben Schlachta aus der politischen Rumpelkammer hervorgeholt, mit Krücken bewaffnet und künstlich aufgerichtet. Vor allem trachtet man die ruthenische Kirchenhierarchie mit russophilen Elementen zu besetzen. Auch sonst möchte man der aussterbenden Partei zur Geltung verhelfen. Während der Landtagsersatzwahlen boten die galizischen Machthaber alle Kräfte auf, um Prof. Barwinskyj zu Falle zu bringen und an seiner Stelle dem russophilen Effenowitsch das Mandat zuzuschancen.

Diese Politik der Schlachta beruht auf einer stillschweigenden gegenseitigen Versicherung. Die russophile Agitatorenkolonie in Lemberg — die hier nur behufs Bekämpfung der nationalruthenischen Bewegung, sowie der Überwachung der Beziehungen zwischen den russischen und österreichischen Ruthenen erhalten wird — wünscht die Schlachta aus ihren Positionen gar nicht zu verdrängen und verlangt nicht die Gleichberechtigung des ruthenischen Volkes. Deshalb möchte man diese panslavistische Expositur gerne an der Spitze des ruthenischen Volkes sehen. Andererseits unterdrücken die galizischen Machthaber auf jede mögliche Weise die nationalruthenische Bewegung, die minimalsten nationalen und kulturellen Postulate der Ruthenen werden von den Polen mit Hilfe der Zentralregierung abgewiesen, wodurch die Russifizierungspolitik in der Ukraine wesentlich unterstützt und die russischen Ruthenen jeder moralischen Stütze beraubt werden. So entstand in Galizien die slavische Wechselseitigkeit in vollster Pracht. Die Rückversicherungsprämie zahlen, wie ersichtlich, nicht die beteiligten Parteien, sondern die Ruthenen.

Nicht anders wie im ruthenischen Ostgalizien verhält sich die Sache in der Bukowina. Dasselbst bilden die Polen nicht einmal 4% der Bevölkerung, haben aber trotzdem das Land in ihre national-politische Interessensphäre einbezogen und mit dem Netze ihrer Intriguen umspinnen. Früher war der Perzentsatz der

Bukowinaer Polen noch kleiner, wurde aber im Laufe der letzten drei Dezennien durch den Import polnischer Beamter aus Galizien — die sich hier hauptsächlich mit der Agitation befassen — bedeutend erhöht. Bukowina gehört nämlich dem Lemberger Oberlandesgerichtssprengel und die Bukowinaer Staatsbahnen der galizischen Direktion an. Auf dem Bukowinaer Boden entfalteten die Emissäre der Schlachta eine sehr rege Tätigkeit. Auch hier fanden sie eine russophile Expositur vor, mit der sie nun ebenso wie in Galizien gemeinsame Sache machen. Die chaotischen Zustände in Lande erleichterten ihre Machenschaften. Sie gingen also energisch an die Arbeit.

Die Sache wurde sehr geschickt arrangiert. In der Bukowina sind mehrere ehemalige armenische Ochsenhändler begütert, die — nachdem sie ihr Gewerbe aufgegeben — geadelt wurden. Dieser jüngste Zweig der „polnischen“ Schlachta (aus Armenien) wurde nun unter Vorspiegelung der politischen Karriere, der grossen historischen Mission in der polnischen Südmark u. s. w. auch herangezogen. In dem jungen Adel erwachte das alte Geschäftsblut, die Lust zu handeln. Die armenische „Schlachta“ übernahm somit gerne die „schwere“ Mission der polnischen Kulturträger in der Bukowina.

Auch die Czernowitzer Universität bekam einen polnischen Botschafter in der Person des Universitätsprofessors Dr. Halban-Rosenstock, der die Rolle des Hauptorganisators der polnischen Propaganda übernahm, hier einen polnischen Südmarkverein organisierte, etc. Seit Beginn seiner Wirksamkeit datiert auch das Misstrauen der Czernowitzer Universität den Ruthenen gegenüber. Während der Sezession der Ruthenen aus der Lemberger Universität lanzierte man polnischerseits sehr pffiffig die Parole: „Die Ruthenen sollen die Ruthenisierung der Universität in Czernowitz verlangen.“ Trotzdem nun die Ruthenen sich dagegen verwahrten und ausdrücklich die Errichtung — also nicht die Ruthenisierung einer der bereits bestehenden Hochschulen — einer ruthenischen Universität in Lemberg verlangten und bis heute verlangen, wurden die Czernowitzer Universitätskreise vor dem Zufluss der ruthenischen Studentenschaft gewarnt. Die ruthenischen Sezessionisten fanden damals überall Aufnahme, wie z. B. an den Universitäten in Wien, Graz, Prag, nur nicht an der Czernowitzer Universität.

Dem Obmann des polnischen Südmarkvereines in Czernowitz gelang es, die deutschen Politiker zu gewinnen. Der schlachzizischen Korruption aus Galizien wurde nun Tür und Tor geöffnet. Den Führern des rumänischen Adels wurden verschiedene Sinekuren versprochen, Herr Lupul wurde sogar auf Betreiben des Polenklubs zum Vizepräsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses gewählt. Die Gegner der Bojarie wurden aufs äusserste verfolgt. Nicht einmal die Richter wurden verschont*). R. v. Abrahamowicz hat sogar die Suspendierung des Landesgerichtsrates Dr. Lupu durchgesetzt — diese Massregel des polnischen Oberlandesgerichtes wurde jedoch

*) Wie erwähnt, gehört Bukowina dem Lemberger Oberlandesgerichtssprengel an.

vom Obersten Gerichtshof als unbegründet aufgehoben. Man rallierte sich auch mit der russophilen Clique, unterstützte sich gegenseitig und machte polnische Wahlen in der Bukowina.

Das ist in aller Kürze die Geschichte der armeno-polnisch-deutsch-rumänisch-russophilen Koalition gegen die Ruthenen.

Solche Verhältnisse fand der neue Landespräsident von Bukowina, Prinz Hohenlohe, vor und er tat gut daran, die Entwirrung dem freien Willen der Wähler zu überlassen. Die letztthin vorgenommenen Landtagswahlen, das waren die ersten freien Wahlen in der Bukowina. Aus der Urne gingen die freisinnigen Kandidaten der Ruthenen, Rumänen, Deutschen und Juden siegreich hervor. Dieselben werden nun auch die Mehrheit in der Landstube besitzen. Sie betreten den neuen Landtag unter der Parole der politischen, nationalen und konfessionellen Gleichberechtigung und Erweiterung des Wahlrechtes. Das zurückgebliebenste österreichische Kronland Bukowina kann somit anderen Ländern als rühmliches Beispiel voranleuchten. Deutsche und Juden, Ruthenen und Rumänen wollen da gemeinsam und friedlich an der Hebung ihres Vaterlandes arbeiten.

So litt die armeno-polnisch-rumänisch-russophile Bojaren-Koalition auf der ganzen Linie Schiffbruch, ihre Kandidaten — die früher nur von den Machthabern ernannt wurden — fielen glänzend durch.

Doch diese Wahlen erfüllen das Herz der polnischen Schlachta in Galizien mit grosser Besorgnis um die Zukunft. „Freie Wahlen an der Grenze Ostgaliziens — ja, was soll denn das heissen?“ . . . fragt verblüfft die gesamte schlachzizische Presse. In allen diesen Enunziationen kommt das Vorhaben der Herren von Galizien, sowie ihre Politik der brutalen Gewalt ganz deutlich zum Ausdruck. Das Lemberger „Słowo Polskie“ schreibt wörtlich: „Die Regierung hat die Agitation nicht verhindert, ihre Autorität und ihre Präponderanz nicht geltend gemacht . . .“ — „im Lande, in welchem der Servilismus herrschte und herrscht, sind solche Rücksichten der Pression gleich . . . Die zionistische Bewegung wurde protegiert . . . die in der Bukowina erlaubte und protegierte ruthenisch-radikale, sowie zionistische Bewegung wird man nicht an der Grenze Galiziens aufhalten können . . . es wird dort an unserer Wand ein Lager von Sprengstoff errichtet, augenscheinlich zu dem Zwecke, damit diese Wand demoliert werde . . .“

Ferner werden Drohungen gegen den Prinzen Hohenlohe ausgestossen, den man bei Dr. Koerber während dessen Visite in Lemberg anschwärzen will. Der Landespräsident von der Bukowina hätte also den polnischen und russophilen Kandidaten Militär beistellen und deren Wahl mit den Bajonetten erzwingen sollen, so wie es in Galizien geschieht. Freie Wahlen an der Grenze Galiziens können übrigens unberechenbare Folgen haben. Also caveant consules! Hannibal ante portas! R. Sembratowycz





Die Kunstgewerbeausstellung der ruthenischen Bauern.

Von W. Kuschnir. (Wien.)

Nach dem misslungenen Versuche der polnischen Presse, unter den Huzulen*) eine Revolte hervorzurufen, fasste der Bezirksausschuss von Kossów, um alle Schuld von sich abzuwälzen und die allgemeine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung zu lenken, den Entschluss, in Kossów eine Ausstellung der huzulischen Erzeugnisse zu veranstalten. Innerhalb einer verhältnismässig sehr kurzen Zeit — es dauerte kaum drei Wochen — wurde das Ausstellungskomitee einberufen und die Ausstellung zustande gebracht. Obwohl man sich also von dieser gelegentlichen Vorbereitung nicht viel versprechen konnte, ging doch die Ausstellung selbst und ihr Erfolg über alle Erwartungen hinaus.

Was sich hier dem Auge des Besuchers bot (es gehörten dazu vornehmlich eingelegte Holzarbeiten, Webereien, Töpferei u. a.), war, bis auf wenige Ausnahmen, das Produkt der autodidakten huzulischen Künstler. Die Huzulen, ein ruthenischer Volksstamm, der im südöstlichen Galizien und in der Bukowina wohnt, sind geborene Künstler. Das immerwährende Verbleiben in der prächtigen Umgebung des Karpathengebirges brachte ihnen die Vorliebe für's Schöne bei und entwickelte in ihnen das Verständnis für Formen und Farben. Dies äussert sich auch im privaten Leben des Huzulen, der sogar die Gegenstände des täglichen Gebrauches künstlerisch ausstattet. Prof. Ehrlich, der einen Aufsatz über die Kossówer Ausstellung schrieb, nennt die Huzulen Artisten im wahren Sinne des Wortes, ihre Erzeugnisse seien nicht nach der Schablone gearbeitet, sie begnügen sich nicht damit, überlieferte Motive neu zusammenzustellen. Jeder von ihnen will mit neuen Mitteln arbeiten, Neues schaffen; sie folgen nicht einem dunklen Triebe, der blossen Freude am Glanz und an der Form, sie streben bewusst eine künstlerische Wirkung an. Ihre Erzeugnisse sind Werke freier künstlerischer Erfindung und einer reichen und fruchtbaren Gestaltungskraft.

Die Ausstellung fand vom 19—21. Juni l. J. in der Volksschule eines Kossówer Vorortes statt. Das Bemerkenswerteste waren die Holzarbeiten. Es war nämlich verschiedenfarbiges Holz eingelegt, Messing, Glasperlen und Perlmutter. Das beste leisteten hierin die drei Brüder Schkryblak aus Jaworiw und Megedyნიuk aus Ritschka. Die ersteren zeichneten sich vor allem durch die schöpferische Kraft und sorgfältige Ausführung, der letztere durch seine Originalität und den Erfindungssinn aus. Er ist der erste, der sich zu seinen Arbeiten färbiger Glasperlen bedient. Das Hauptinteresse galt einem von einem der Brüder Schkryblak herrührenden, an allen Teilen reich geschnitzten und eingelegten Schreibtische. Es seien auch die Werke eines jüngeren Künstlers, Wassyl Dewdjuk, hervorgehoben, der im Gebrauch von schwarzem Holz und Perlmutter als Bahnbrecher bezeichnet wird.

*) Ruthenische Bauern — die Bewohner Süd-Ostgaliziens,

Den zweiten Rang räumen wir in dieser Ausstellung den Webereien ein. Besonders die Teppiche von der alten huzulischen Art, manche sogar auf primitiven huzulischen Webstühlen erzeugt, sowie die Leinernerzeugnisse, lauter Produkte der Webereischule in Kossów, nahmen sich sehr vorteilhaft aus. Sie lassen für diese Branche der huzulischen Industrie die besten Erfolge erhoffen.

Weniger gut gelang die Ausstellung der traditionellen Kossówer Töpferei, sowie der anderen, mehr handwerksmässigen Erzeugnisse, wie Drechslerei, Kürschnerei u. dgl. Daran dürfte die überaus rasche Zusammenstellung dieser Exposition schuld sein.

Es soll noch hervorgehoben werden, dass sich an der Ausstellung auch weibliche Künstler beteiligten. Sie waren vertreten durch Stickereien und gemalte Ostereier. Besonders die letzteren zeichneten sich durch feine Ausführung und Harmonie in der Kolorierung aus.

So hat die Kossower Ausstellung das Verdienst, das allgemeine Interesse dem künstlerischen Huzulenstamme zugewendet zu haben. Dass die Ausstellung als vollkommen gelungen angesehen werden darf, erhellt schon aus der Tatsache, dass in zwei Tagen sämtliche ausgestellte Gegenstände verkauft wurden. Wir geben uns der Hoffnung hin, dass diese Ausstellung die Kunstfreunde anspornen wird, sich der huzulischen Kunst anzunehmen und eine Organisation durchzuführen, die deren Aufrechterhaltung und Entfaltung bezwecken würde.

Wenn dem Landtage nicht die Bestrebung voranleuchten würde, Ostgalizien zu Gunsten Westgaliziens zu exploitiern — so wäre es Pflicht des Landtages gewesen, den Kunstsinn und das Talent der Huzulen zu fördern und hier eine Heimstätte für das galizische Kunstgewerbe zu schaffen.



Vermächtnis.

Von Taras Schewtschenko.

Mein Gebein sollt ihr einst betten
 Hoch auf einem der Kurhane
 Mitten in der breiten Steppe,
 Auf der Ukraine Plane :
 Dass ich schau auf weite Wiesen,
 Auf den Dnjepr und seine Schnellen,
 Dass an meine Ohren schlage
 Das Gebraus der wilden Wellen!

Erst wenn aus der Ukraine
 Helles Feindesblut wird fließen
 In des blauen Meeres Tiefen,
 Lass die Berge ich, die Wiesen,
 Um mich himmelwärts zu schwingen,
 Dort selbst vor dem Herrn zu beten . . .
 Aber jetzt — jetzt kenn ich keinen,
 Betend vor ihn hinzutreten!

Senkt ins Grab mich und erhebt euch,
 Öffnet eurer Fesseln Engen,
 Und mit bösem Feindesblute
 Sollt die Freiheit ihr besprengen!
 Und an jenem hohen Tage,
 Da verjüngt euch Freiheit einet,
 Schenkt auch meinem Angedenken,
 Schenkt ein Wort, ein leises, liebes . . .

Nachdichtung von Wilhelm Horoschowski.



Rosen.

Von Olga Kobylanska.

In einem feingeschliffenen Glase, das durchsichtig, fast bis an den Rand mit frischem Wasser gefüllt war — standen sie.

Die „Schwarzrote“, umgeben von nachlässig herabfallenden Blättern, purpur atmend. Als Blüte vollkommen vollendet, sich selber berauschend und voller auffordernder Erwartung.

Dicht neben ihr, und gleichsam behütet von klein gearteten, etwas steifen Rosenblättern gedämpfteren Grüns, lehnte eine halbaufgeblühte Zartrosa.

Es schien als hätte sie — sie die noch vor wenigen Minuten eine Knospe gewesen, ein einziger kräftiger Atemhauch der Morgenluft aufblühen gemacht und nun sähe sie aus, als sei sie von selber so prächtig geworden, während sie noch lange eine Knospe blieb.

Sie blieb noch eine Knospe voller poesievoller Ahnungen, dem Mittag mit seinen bunten Schmetterlingen glücklich entgegenlächelnd.

Während ihre Randblätter von Dunkelrosa durchdrungen waren, schienen die inneren nur von einem rosigen Atem angehaucht zu sein. Zart und duftig und von einer unbeschreiblichen Keuschheit lehnte sie sich an die Schwarzrote und stach ab und forderte unbewusst zum Insichaufnehmen auf.

Dann kam die Weisse.

Geborgen zwischen dichten Blättern verlor und fand sie sich selber wieder. Kaum ahnend von der farbenreichen Umgebung, leuchtete sie von Unschuld und Reinheit und duftete so hinreissend, dass die grünen Blätter den Atem anhielten und wie berauscht ihr süßes Wesen tranken . .

Neben der und einer Zentifolie stak eine einzelne mattgelbe Knospe.

Sahen so die Knospen aus?

Tief über den Rand des Glases hing sie.

Und grosse fast glänzende Blätter schlangen sich um sie in sanften Linien und strebten um ihre nächste Nähe. Aber sie — schwermutsdurchdrungen und ermattet von einer unbefriedigten Sehnsucht — hatte keinen Blick für sie.

Stets nach unten waren ihre Blicke gesenkt, der Kopf nach unten geneigt, als fürchtete sie, von irgend einer Seite ein unerwartetes Aufleuchten, oder einen zudringlichen Strahl der Sonne in ihr verschlossenes Inneres, den sie um keinen Preis hätte ertragen mögen. — Ihre grossen Randblätter rollten sich, wurden langsam braun und welkten vorzeitig

Neben ihr zwei dickhalsige Moosrosenknospen mit hellgrünen Blättern.

Der Tisch — worauf das Glas steht — weisser Marmor.

Hintergrund — goldbraun.

Dicht daneben gedämpfte Lampenbeleuchtung.

Schlummerten sie?

Schwerlich. Eher sah es aus, als stünden sie in Erwartung vor etwas Neuem, Unbekanntem, das an Märchen mahnte . . .

Aus einem hohen schmalen Bogenfenster gegenüber, dessen Flügel weit offen stehen, dunkeln unbestimmte grosse Baummassen entgegen und darüber erhebt sich der Himmel leicht bewölkt und mit halbverschleiertem Neumond.

Nun erhebt sich ein Säuseln. Anfangs sanft und mild, aber nach und nach stärker und wird zum heissen heimlichen Geflüster. Dann weht ein frischer, mutiger Luftzug durchs Fenster herein.

Er fährt gerade aus in die Richtung, wo die Rosen stehen, und berührt sie alle kühn, gleichsam kosend, dass die dicke Lichtflamme erschreckt aufflackert und zittert . . . dann bleibt es wieder still.

Fast hörbar fielen die schwarzroten Rosenblätter auf die weisse Marmorplatte.

Zuerst drei, vier, dann mehrere — zuletzt fast alle.

Aus dem Fallen derselben erdichtete die ringsum herrschende Stille ein Schicksal





Bücher-Einlauf.

Die polnische Frage. Von Max Buttlar. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M. 1904. Preis 60 Pfg.

Responsabilités. Pièce en quarte actes. Par Jean Grave. P. V. Stock, éditeur. 27 Rue de Richelieu. Paris 1904.

Gabrielle, ein Traum aus dem Inhaltsschatze der Briefe von Abélard und Héloïse. Von Katherine Mackay. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von José de Mont und Edmund Reimer. Dyrsan and Pfeiffer. New-York 1904.

Messenhauer. Drama in 5 Akten. Von Fritz Telmann. (Mit einem Geleitwort von Universitäts-Professor August Sauer.) Verlag der „Wage“. Wien 1904.

Die Freimauerei und ihre Wertlosigkeit. Von J. Duhz. Feder-
verlag. (Dr. Max Hirschfeld). Berlin 1904. Preis 50 Pfg.

Nacyonalny Ruch Rusinów a sicze. Von Dr. C. Trylowskyj. Selbst-
verlag des Verfassers. Krakau 1904.

Glossy. Von Julian Batschyńskyj. Verlag der „Iskra“. Lemberg 1904.



Zeitschriften-Einlauf.

- | | |
|---|---|
| Allgemeine Deutsche Universitäts-
Zeitung. Berlin. | Les Temps Nouveaux. Paris. |
| Bukowyna. Czernowitz. | Literaturno-Naukowyj Wistnyk. Lemberg. |
| Bukowinaer Post. Czernowitz. | Medizinische Wochenschrift. Wien. |
| Chliborob. Czernowitz. | Monitor. Lemberg. |
| Das freie Wort. Frankfurt a. M. | Neue Bahnen. Wien. |
| Das litterarische Echo. Berlin. | Neue Methaphysische Rundschau. Berlin. |
| Deutsche Monatsschrift. Berlin. | Nowyj Hromadskyj Hołos. Lemberg. |
| Deutsche Volksstimme. Berlin. | Nowa Sitsch. Stanislaw. |
| Deutsche Worte. Wien. | Nywa. Lemberg. |
| Die Feder. Berlin. | Podilskyj Hołos. Tarnopol. |
| Die Gesundheit. Wien. | Politisch - Anthropologische Revue.
Leipzig. |
| Die Hilfe. Berlin. | Postup. Kolomea. |
| Die Wage. Wien. | Pracia. Lemberg. |
| Die Woche. Wien. | Promień. Lemberg. |
| Diło. Lemberg. | Promiń. Waschkiwci. |
| Ėkonomist. Lemberg. | Renaissance. München. |
| Freistatt. München. | Revue v Neurologii, Psychiatrii. Prag. |
| Freie Lehrerzeitung. Czernowitz. | Ruslan. Lemberg. |
| Hajdamaki. Lemberg. | Ruska Rada. Czernowitz. |
| Hochschul-Nachrichten. München. | Samostatnost. Prag. |
| Joventut. Barcelona. | Selanyn. Lemberg. |
| Jüdisches Volksblatt. Wien. | Slavisches Echo. Wien. |
| Južnyja Sapiski. Odessa. | Slovansky Prehled. Prag. |
| Kijewskaja Starina. Kijew. | Swoboda. Lemberg. |
| Knigopisec. Sophia. | Swoboda. Scranton. Amerika. |
| Komar. Lemberg. | The Aglo-Russian. London. |
| La Justice Internationale. Paris. | Utschytel. Lemberg. |
| La Revue. (Revue des Revues.) Paris. | Wola. Lemberg. |
| L' Europeen. Paris. | |



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 16.

Zweites Augustheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland.

Eine Enquete.

V.

Prof. Anatole Leroy-Beaulieu.

(Paris.)

Ich habe bereits auch im Journal „L'Europeen“ meine Ansicht über die traurige — durch den kaiserlichen Ukas vom Jahre 1876 geschaffene — Situation der Ruthenen ausgedrückt. Wie ich in dem betreffenden Artikel (Nr. 135) ausführte, habe ich niemals aufgehört, gegen die Ausrottung, von welcher Ihre schöne Sprache getroffen wurde, zu protestieren. Denn schon im Jahre 1877 selbst habe ich in unserer bedeutendsten Revue, der „Revue des Deux Mondes“ diese Massnahme der russischen Regierung signalisiert und der Empörung aller Kulturmenschen gegen diesen Angriff auf das heiligste Recht eines Volkes, das darin besteht, seine Muttersprache frei zu gebrauchen, Ausdruck gegeben.

Von da ab habe ich diese Angelegenheit im Auge behalten und in jeder neuen Auflage meines umfangreichen Werkes „L'Empire des Tsars et les Russes“ I. Band, darauf hingewiesen; ebenso im III. Band, in welchem ich die Gewalttätigkeit des Vorgehens gegen jene Ihrer Landsleute aus Polen, welche der Vereinigung mit Rom treu geblieben sind — gebrandmarkt habe.

Die Freiheit der Sprache und des religiösen Glaubens sind in der Tat — in meinen Augen — eines der unantastbaren Rechte der grossen, wie der kleinen Völker.

Ich wiederhole, dass das Interesse für Ihr Volk bei mir immer konstant war. Die Art, in welcher ich dessen Verteidigung im Jahre 1877 übernommen habe, hat mir die Bekanntschaft mit Professor Dragomanow vermittelt, der mich oftmals in meiner Eremitage zu Viroflay besucht hat.

Ich lese Ihre „Ruthenische Revue“ mit umso grösserem Interesse, als ich weiss, dass diese Zeitschrift ein grosses Volk für die ruthenische Sache interessiert hat. Ich selbst erinnere an dieselbe ohne Aufhören meine Schüler an der *Ecole des Sciences politiques* in Paris so eindringlich, dass mehrere von ihnen die Lage Ihres Volkes zum Spezial-Studium gemacht haben.

Fredrik Bajer.

Präsident des internationalen Friedensbureaus (Bern); Mitglied des internationalen Friedensinstitutes (Monaco); langjähriges Mitglied des dänischen Reichstages etc. Kopenhagen.

Was ich über den kaiserlichen Ukas vom Jahre 1876 meine, hat bereits Dr. Adolf Hedin (Stockholm) in der „Ruthenischen Revue“, Nr. 11, Seite 243, so ausgezeichnet ausgedrückt, dass ich mich beschränken kann, es zu unterschreiben.

Ich hoffe, dass es Ihnen gelingen wird, die europäische Öffentlichkeit so vollständig für die gerechte Sache zu gewinnen, dass schliesslich der Ukas vom Jahre 1876 erschüttert werde. Ihre Revue scheint mir so vorzüglich redigiert, dass man sicher eine solche Hoffnung hegen kann.

Dass die Nationalitäten- und Sprachenfrage im allgemeinen — nicht nur die ruthenische — die Aufmerksamkeit der Friedensfreunde verdient, ist schon vom III. Weltfriedenskongresse in Rom eingesehen worden. Am 16. November 1891 hat da der jetzige rumänische Gesandte und bevollmächtigte Minister in Rom, Nic. Fleva, folgenden Vorschlag gemacht:

„Le Congrès reconnaît qu'en respectant les nationalités des populations et leur propre développement selon les lois de liberté et de justice, les Etats contribueront à assurer à la paix une base essentielle et durable.“

Dieser Vorschlag wurde von 26 Kongressmitgliedern unterstützt. Von diesen nenne ich — in alphabetischer Anordnung — nur diejenigen, die gegenwärtig ebenso wie Se. Exc. Fleva selbst. Mitglieder der Kommission des internationalen Friedensbureaus (Bern) sind, nämlich: Arnaud, Bajer, Ducommun, Moneta, Passy und Richter. (Ich glaube, nicht hinzufügen zu brauchen, welche Stellungen diese Männer jetzt in der Friedensbewegung einnehmen.)

Flevas Vorschlag wurde doch, besonders von Seite Englands, bekämpft (siehe den offiziellen Bericht, Rom 1892, Seite 152—153) und erst später (Seite 160) mit 72 gegen 15 Stimmen in folgender geänderter Form angenommen und genehmigt:

„Le Congrès est d'avis que dans les Etats composés de différentes nationalités, et aussi longtemps que ces nationalités ne disposent pas autrement d'elles-mêmes, les Gouvernements

aideraient à assurer la paix extérieure et intérieure, si, à l'exemple de la Suisse, ils respectaient le caractère ethnographique et le développement de ces nationalités selon les lois de liberté et de justice.“

In der Hoffnung, dass diese Resolution des III Weltfriedenkongresses auch für Sie und Ihre Sache Interesse hat, habe ich mir erlaubt, sie hier anzuführen.



Die Liebesgabe des russischen Kronprinzen.

(Von Alexej Michajłowitsch zu Alexej Nikolajewitsch.)

Das Jahr 1904 bedeutet für das Zarenreich ein Unglücksjahr: in Ostasien fallen die besten Soldaten des Zaren unter den wuchtigen Schlägen der Japaner, in der Heimat werden die verlässlichsten Stützen des Absolutismus von den russischen Revolutionären hingerichtet. Es ist somit erklärlich, dass der langersehnte Thronerbe für den russischen Hof, insbesondere für die Familie des Kaisers, eine Erleichterung brachte und dass dessen Geburt als Fügung des Himmels ausgelegt werde. Begreiflich erscheint auch der Umstand, dass das offizielle Russland aus diesem Grunde ein festliches Gewand anlegte und mit Wohlbehagen einen Ordenregen über sich ergehen liess, während im fernen Osten gleichzeitig ein schrecklicher Kugelregen niedersauste. Weniger begründet war die Hoffnung, die manche Optimisten in das Füllhorn der kaiserlichen Gnade setzten, welche sich aus Anlass der Geburt des Thronerben über Russlands Völker ergießen sollte. Darüber brachte bereits der Name Alexej — den man dem kleinen Prinzen gab — eine Aufklärung. Dieser Name, den seit Alexej Michajłowitsch kein russischer Herrscher getragen, birgt zweifellos eine historische Anspielung in sich. Unter Alexej Michajłowitsch wurde das Zarenreich bedeutend erweitert und die Grundlage für die Weltpolitik Peter des Grossen, sowie für die panrussischen und allslavischen Aspirationen Russlands geschaffen. Wir meinen vor allem die Union der Ukraine mit Moskovien. Man ist bestrebt, der politischen Vereinigung, die unter Alexej Michajłowitsch zustande kam, nun auch die nationale folgen zu lassen, zu welcher auch eine kleine Liebesgabe des Alexej Nikolajewitsch beitragen soll. Vielleicht will man dem kleinen Zarewitsch gerade auf diesem Gebiete eine Rolle zuweisen . . .

Wir wollen aber den historischen Faden, der diese beiden Gestalten verbindet, nicht ausseracht lassen und führen hier in aller Kürze die Geschichte der fraglichen Union an.

Es sind gerade 250 Jahre seit der Zeit verflossen, als das Oberhaupt der ukrainischen Republik, Hetman Bohdan Chmelnykyj,

die Ukraine freiwillig mit dem moskovitischen Zarenreiche vereinigte. In Moskau herrschte damals Zar Alexej. Auf Grund des in Perejaslaw (1654) abgeschlossenen Vertrages wurde der Ukraine ihre vollständige Autonomie garantiert. Die wichtigsten, von der moskovitischen Regierung und von den Abgesandten Chmelnjykyjs zusammengestellten Artikel (die sogenannten Punkte) ordneten das Verhältnis zwischen der Ukraine und dem Zarenreiche folgendermassen:

„Die Verwaltung und die Gesetzgebung ruhen in den Händen des frei gewählten ukrainischen Hetmans und seiner Regierung — die Einflussnahme der zarischen Regierung wird nicht zugelassen.

Die Ukraine hat ihre eigene Miliz.

Nur Ukrainer (Ruthenen) dürfen die Staatsämter in der Ukraine bekleiden. Eine Ausnahme bilden bloss die Kontrollbeamten, welche die Einhebung der Steuern für den moskovitischen Zaren zu beaufsichtigen haben.

Die Ukraine wählt selbständig den Hetman, ist aber verpflichtet, von der Wahl die Regierung des russischen Zaren in Kenntnis zu setzen.

Die früheren Rechte, sowohl der weltlichen wie auch der geistlichen Persönlichkeiten, werden garantiert; die Regierung des moskovitischen Zaren wird sich in die inneren Angelegenheiten der Ukraine nicht einmischen.

Der ukrainische Hetman hat das Recht, die Beziehungen der Ukraine zu anderen Staaten zu ordnen.“

Wie ersichtlich, sollte die Ukraine auf keinen Fall in ein Abhängigkeitsverhältnis gebracht werden und einer der bedeutendsten russischen Rechtshistoriker, Professor an der Petersburger Universität, Sergejewitsch, charakterisiert die Beziehungen der Ukraine zu Moskovien als Personalunion.

Jedoch Chmelnjykyj sah bald ein, dass die moskovitische Regierung nicht gesinnt sei, die Selbstverwaltung der Ukraine zu respektieren, er erkannte seinen Fehler und war bestrebt, denselben gutzumachen, was ihm jedoch nicht leicht kam, da Ukraine von Feinden umgeben war. Der jähe Tod vereitelte die Pläne Chmelnjykyjs, er starb während der Vorbereitung einer Aktion behufs Befreiung der Ukraine von ihrem Verbündeten.

Zwischen der Ukraine einerseits und dem moskovitischen Zarenreich andererseits bestand nicht nur ein historischer Antagonismus, sondern auch ein grosser kultureller Unterschied. Umso unleidlicher war das im Entstehen begriffene Verhältnis beider Länder zu einander. Die Führer des ukrainischen Volkes, meistens Männer von europäischer Bildung, waren bemüht, ihr Vaterland mit Volks-, Mittel- und Hochschulen zu besäen — während in Moskovien von Schulen fast gar keine Rede sein konnte. Das ruthenische Volk war immer demokratisch gesinnt und besass bereits in den ältesten Zeiten eine weitgehende Gemeindeautonomie, es war kulturfreundlich, gravitierte deshalb nach Westeuropa und hatte daselbst eine verhältnismässig grosse Bedeutung, wovon z. B. die Gesandtschaft des Kaisers Rudolf II. (1594) — der mit den ukrainischen Kosaken eine gemeinsame Aktion gegen die Türken plante — einen Beweis liefert. (Bis zur Schlacht bei Poltawa, 1709, rechnet die internationale Diplomatie mit der

Ukraine und mit Saporozje). Die Bevölkerung Moskoviens war dagegen servil, jeder Neuerung äusserst feindlich. Die erste Druckerei in Moskau wurde überfallen und demoliert — während die ukrainische Bevölkerung verhältnismässig viele Druckereien erhielt. Deshalb wird die Geschichte der Beziehungen Moskoviens zur Ukraine durch die ununterbrochenen Bestrebungen der russischen Machthaber, die ruthenische Kultur zu vernichten, begleitet

Der Nachfolger Chmelnyckyjs, der Hetman Wyhowskyj, wollte nun begreiflicherweise sein Vaterland vom russischen Protektorat befreien. Auf dem Volksrat zu Hadjatsch (1658) beschlossen daher die Ruthenen, eine Union mit Polen auf Grund der vollständigen Selbstverwaltung der Ukraine zu schliessen. Worauf der Volksrat zu Hadjatsch das Hauptgewicht legte, erhellt aus folgenden, daselbst angenommenen Artikeln des Vertrages mit Polen: „Es wird die Freiheit des Druckens und der Gründung von Druckereien in der Ukraine verbürgt. In Kijew und noch in einer ruthenischen Stadt werden zwei ruthenische Universitäten — in der ganzen Ukraine allerlei Volks- und Mittelschulen gegründet.“

Doch die Absichten des Polenreiches zeigten sich bald, als es im Andrussower Vertrage (1667) gemeinsam mit Moskovien die Ukraine brüderlich teilte. Im Jahre 1681 kam es zur zweiten Teilung der Ukraine. Als Teilungsmächte fungierten jetzt: Polen, Moskovien und die Türkei. Das durch die Einverleibung der Ukraine erstarkte Zarenreich zerstückelte ein Jahrhundert später seine ehemalige Teilungsgenossin — Polen.

Freilich konnte die Selbstverwaltung der Ukraine noch nicht ganz gebrochen werden, aber die Teilungsmächte trachteten vor allem, in die Reihen der ruthenischen Nationalmiliz Demoralisation hineinzutragen. Zu Obersten wurden allerlei eingewanderte Subjekte vom zweifelhaften moralischen Wert — Moskoviter, Serben, Griechen, Armenier etc — ernannt. Die ruthenische Kirche wurde dem „heiligen Synod“ unterstellt und allmählig russifiziert. Die Lage der Ukrainer wurde immer unerträglicher. Der ukrainische Hetman Iwan Mazepa und der Saporozjer Heerführer Hordijenko entwarfen eine neue Verfassung, die von ihnen sowie von den ukrainischen Oberen und den Saporozjer Kosaken beschworen wurde. Die Ukraine sollte wieder vereinigt werden, mit einem freigewählten Hetman als Staatsoberhaupt, der jedoch der Kontrolle des Generalrates unterstellt werden sollte. Einer der wichtigsten Artikel der Verfassung verbürgte die persönliche Freiheit und Gleichheit der Staatsbürger.

Die Beziehungen der Ukraine zu Schweden waren bereits älteren Datums. Als nun der schwedische König Karl XII. in einen Krieg mit Polen, Dänemark und Moskovien verwickelt war, ralierte er sich mit dem ukrainischen Hetman Mazepa.

Jetzt zeigte es sich, wie nützlich für den moskovitischen Herrscher seine Kirchenreformen waren. Peter der Grosse, als Oberhaupt des heiligen Synod und der demselben unterstehenden

Kirchen, erliess ein Manifest gegen Mazepa, „der sich mit den protestantischen Schweden verband, um die orthodoxe Kirche zu vernichten“. Der Zar versprach, das Volk von allen Steuern und Lasten zu befreien — liess den ukrainischen Hetman aus der orthodoxen Kirche exkommunizieren und in sämtlichen Kirchen gegen ihn predigen.

Die unglückliche Schlacht bei Poltawa bereitete den Bestrebungen Mazepas und Hordijenkos ein tragisches Ende. Der Hetman und sein Anhang gingen ins Ausland, manche wanderten sogar nach Schweden aus. Von der einstigen Autonomie der Ukraine blieb nur mehr ein Schatten. Die Zarin Katharina hat jedoch selbst diese „Selbstverwaltung“ im Jahre 1764 aufgehoben, die Ukraine unter dem offiziellen Namen „Kleinrussland“ dem moskovitischen Reiche einverleibt und in Gouvernements geteilt. Im Jahre 1775 wurde kraft ihres Befehls die Saporozher Sitsch ruiniert und im Jahre 1783 in der ganzen Ukraine der Frondienst eingeführt. So wurden alle Versuche, die einst garantierte aber gesetzwidrig und treulos geschmälerte Autonomie wieder herzustellen, vereitelt. Das bedeutete aber gleichzeitig auch den kulturellen Verfall. Die ruthenische Intelligenz wurde grösstenteils deportiert oder ging freiwillig ins Exil; das ruthenische Schriftstellertum befand sich im Rückstand; die ruthenischen Schulen wurden teilweise aufgehoben, teilweise in russische umgewandelt; die ruthenische Kultur wurde mit allen einer brutalen asiatischen Staatsgewalt eigenen Mitteln vernichtet.

Jedoch mit dem Wirken des Dichters Iwan Kotlarewskyj, mit der Veröffentlichung seiner Travestie der Äneis (1798) beginnt die neue Periode der ruthenischen Literatur und eine neue Ära im geistigen Leben der Ruthenen. Dem Beispiele Kotlarewskyj's folgt eine Reihe von talentierten Dichtern, die geistige Wiedergeburt der Ukraine, die Erweckung des Selbstbewusstseins nimmt beständig zu. Aber die russischen Machthaber, die eben auf die kulturelle Vernichtung der Ruthenen als Nation so grosses Gewicht legten, konnten diesem Prozess mit verschränkten Armen nicht zusehen, sie verstanden sich wieder zu Massregeln, die keinem zivilisierten Staatswesen zur Ehre gereichen würden. So wurde in Russland im Jahre 1863 die von Moratschewskyj übersetzte und von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Petersburg genehmigte Heilige Schrift verboten. Dann folgte die gänzliche Proskription der ruthenischen Literatur und Sprache (Ukas vom Jahre 1876), die bis auf den heutigen Tag im Zarenreiche Gesetzeskraft besitzt, trotzdem man die Aufrechterhaltung dieser ohne Beispiel dastehenden Massregel von dem „humanen Friedens-Zaren“ nicht erhoffte.

Nun bekam Nikolaus II. einen lang ersehnten Thronerben. Er nannte ihn Alexej und gab ihm den Titel „Hetman der gesamten Kosaken regimenter“. Die ukrainischen Kosaken existieren zwar nicht mehr, sie haben auch mit den russischen Kosakenhorden nichts Gemeinsames, doch der Titel bezieht sich zweifellos auch auf das ukrainische Hetmanamt. Der ukrainische Hetman wandte sich

gewöhnlich an das Volk mit einem Manifest (Universale). Man hoffte nun, dass auch der kleine Alexej Mikołajewitsch sich mit einem umfangreichen Manifest einstellen werde. Man sprach sogar von einer Konstitution (wenn es nur ein Schatten von jener Autonomie sein sollte, welche zur Zeit des Alexej Nikołajewitsch die Ukraine besaß) etc. Doch das langerwartete Manifest brachte den Völkern Russlands keine Erleichterung — und am allerwenigsten den Ruthenen. Es erwähnt zwar die Finnländer, gedenkt sogar der von Plehwe so herzlich gehassten Juden, aber die ruthenische Frage wird in diesem Manifest nicht tangiert.

Und doch brachte die Geburt des Alexej Nikołajewitsch auch dem ruthenischen Volke eine kleine Liebesgabe. Um der Wahrheit getreu zu bleiben, müssen wir das unseren Lesern mitteilen. Hochschulprofessor Dr. J. Puluj richtete im Jänner laufenden Jahres an das Hauptdepartement für Pressangelegenheiten in Petersburg ein Gesuch um Bewilligung der Einfuhr und der Verbreitung der von der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft herausgegebenen ruthenischen Bibel in der Ukraine. Wie wir bereits berichteten, sind im Zarenreiche alle möglichen Übersetzungen der Bibel gestattet und im Jahre 1901 allein wurden in Russland 592.627 Exemplare der heiligen Schrift in 36 Sprachen anstandslos verkauft. Die genannte Gesellschaft gab die heilige Schrift in 420 Sprachen und Mundarten heraus, von all diesen Übersetzungen ist aber nur die ruthenische auf ein Verbot gestossen.

Professor Dr. Puluj wurde eben dieser Tage offiziell benachrichtigt, dass sein Gesuch abgewiesen wurde. . . . Diese Liebesgabe verdankt die Ukraine der Geburt ihres neuen Hetmans. Das ist auch ein Manifest des letzteren an das ukrainische Volk.

R. Sembratowycz.





Die Steinbrecher.

Von Iwan Franko.

Gar seltsam war mein Traum. Zu Füssen mir hingeleitet
 Unendlich eine Ebene und wüst und wild,
 An einen Fels, der hoch sich in den Himmel weitet.
 Stoh festgekettet ich, die Arme ausgebreitet;
 Und weiter Tausende gleich mir auf dem Gefild.

Und jede Stirne trägt des Lebens Leidenszeichen.
 In jedem Auge loht ein Liebesfeuer heiss,
 Und Ketten jedes Händepaar schwer drückend bleichen,
 Und tief gebückt ist jeder Nacken, wie zu weichen
 Der einen harten Last, die allen treibt den Schweiss.

Schwer ruht ein Eisenhammer jedem in den Händen,
 Und donnernd dröhnt herab aus eine Stimme stark:
 „Sprengt diesen Fels! Die Arbeit hier sollt Ihr vollenden
 Trotz Glut, trotz Frost! Müh, Hunger, Durst darf es nicht wenden.
 Bestimmt ward, dass den Fels Ihr treffe! bis ins Mark!“

Und wie ein Mann stehn wir mit hocherhobnen Händen,
 Und tausend Hämmer dringen auf den Felsen ein.
 Nach tausend Seiten hin sich Stücke stiebend wenden
 Und ganze Blöcke mit; so voll Verzweidung senden
 Frisch Hieb auf Hieb wir in die Stirne dem Gestein.

Wie Wasser niedersausen, Waffen wild erklingen,
 Scholl das Gedonner unsrer Hämmer immerzu,
 Mit jedem neuen Schlag neu feiernd ein Gelingen.
 Und wenn mit Wunden manche auch von danuen gingen,
 Wir drangen weiter vor, aus brachte nichts zur Ruh.

Und alle wussten wir, dass Ruhm uns nie wird krönen,
 Dass trotz der harten Müh die Nachwelt uns vergisst,
 Dass mit dem Weg die Menschen sich aussöhnen
 Erst, wenn von uns gebahnt, geebnet sie ihn wähen,
 Wenn unter ihm Staub unser Leib und Moder ist.

Doch ging nach Menschenruhm auch niemals unser Trachten,
 Denn nicht Heroen sind wir und nicht Helden hier.
 Nein, Knechte, trotz dem wir mit Fesseln hier bedachten
 Sie nahmen selbst, die uns zu Freiheitsklaven machten:
 Nur Steinbrecher sind auf dem Weg zum Fortschritt wir.

Und tief war unser Glaube, dass mit eignen Händen
 Den Fels wir sprengen, ihm entreissend Stück um Stück;
 Dass wir mit eigenem Blute und Gebein vollenden
 Den Weg, der neu und festgefügt, wird blenden
 Die Welt mit neuem Leben voll von neuem Glück.

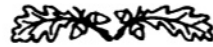
Auch wussten wir, dass in der Welt wo, in der weiten,
 Die wir der Müh geweiht, dem Schweiss, der Plag.
 Nach uns die Hände Mutter, Frau, Kind weinend breiten,
 Und dass uns Freund wie Feind wünscht in Unseligkeiten
 Und die Idee, die unser Werk gebracht dem Tag.

Und das fuhr schmerzhaft oft uns durch der Seele Tiefen,
 Das Herz schlug hoch, es war bedrängt die Brust vom Leid;
 Doch waren taub wir, wenn uns Leid und Tränen riefen,
 Von unserm Werk vor Flüchen selbst wir nicht entliefen,
 Und keiner Hand entsank der Hammer vor der Zeit.

So stets wir, eine Schar in Ketten, vorwärts schreiten,
 Den Hammer in der Hand mit fester Zuversicht;
 Mag uns die Welt vergessen, uns ihr Fluch begleiten,
 Wir sprengen doch den Fels, der Wahrheit zu bereiten
 Den Weg — und aller Glück aus unserm Grab erst bricht.

Nachdichtung von Wilhelm Horoschowski.





Druckfehler-Berichtigung. Seite 439, Zeile 10 von oben ist statt „sie ist gewiss so erstarkt“ zu lesen: „sie ist bereits so erstarkt“. Zeile 10 von oben ist das Wort „auch“ zu streichen.

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 17.

Erstes Septemberheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Das Verbot der ukrainischen Sprache in Russland.

Eine Enquete.

VI.

Dr. theol. juris et phil. K. H. von Schéele,

Bischof von Gothland, Mitglied des schwedischen Reichstages.

Visby (Schweden).

Meine Meinung über die kulturelle Bedeutung des kaiserlichen Ukases vom Jahre 1876 — durch welchen das vollständige Verbot der ruthenischen Literatur und Sprache in Russland ausgesprochen wurde — deckt sich meiner festen Überzeugung nach mit dem Urteile der ganzen europäischen Kulturwelt.

Die Sprache bedeutet ja für ein Volk dasselbe, wie die A t m u n g beim einzelnen Menschen. Wie ohne diese kein menschliches Individuum zu leben vermag, ebensowenig kann eine Nation ohne freien, ungehinderten Gebrauch ihrer Muttersprache existieren.

Bei dieser Gelegenheit tritt mir folgendes Bild vor mein geistiges Auge. Ich erinnere mich, wie ein nicht-russischer Knabe aus den Ostseeprovinzen seinem Vater klagte, es sei ihm in der Schule verwehrt, seine Sprache frei zu gebrauchen. Unvergesslich und in der Seele fest eingewurzelt, sind mir seine Worte, mit welchen er schloss: „Vater, ich werde erstickt!“ Halb unbewusst, hat der Kleine das richtige Wort gefunden — erstickt. Ja, erstickt wird der einzelne, erstickt das ganze Volk. Das geistige Leben wird gewaltsam getötet, wenn die Muttersprache frei zu gebrauchen verboten ist.

H. von Gerlach.

Mitglied des deutschen Reichstages.

Berlin.

Ich halte es selbstverständlich für das Recht und sogar die Pflicht jedes Staates, dahin zu wirken, dass die Staatssprache möglichst von jedem Staatsangehörigen verstanden werde. Darum heisse ich jede positive Massregel zur Beförderung der Kenntnis der Staatssprache gut, namentlich jede Ausgabe für die Verbesserung des Unterrichtes. Mit solchen positiven Massregeln wird meines Erachtens auch am ersten Erfolg zu erzielen sein, da es im wohlverstandenen Interesse jedes Angehörigen eines Staates liegt, die offizielle Sprache zu beherrschen.

Jeden Versuch dagegen, die Muttersprache von Minderheiten durch staatliche Massregeln zu unterdrücken, halte ich für ebenso verwerflich, wie töricht. Für verwerflich, weil es ein schwereres Unrecht gegen einen Menschen kaum geben kann, als das, ihn an dem Gebrauch seiner Muttersprache zu behindern, für töricht, weil die Erfahrung lehrt, dass alle Massregeln zur Unterdrückung einer Sprache stets zum Gegenteil des erstrebten Erfolges geführt haben, wenn es sich nicht um allzu minimale Völkerpartikelchen oder um moralisch absolut widerstandsunfähige Rassen gehandelt hat. Jedes gesunde Volk wird den Versuch, ihm eine andere Sprache aufzuzwingen, durch umso hartnäckigeres Festhalten an der ihm natürlichen Sprache beantworten.

Aus dieser meiner allgemeinen Stellungnahme ergibt sich mein Urteil über den Erlass vom Jahre 1876; herausgeboren aus dem Geiste brutaler Unterdrückungssucht, wird er hoffentlich nur den von dem Russentum ungewollten Erfolg haben, das Ruthenentum im Kampfe um seine Eigenart zu bestärken.





Die Kulturfeindlichkeit der galizischen Machthaber in Ziffern.

Zur Politik der polnischen Schlachta und der österreichischen Zentralregierung.

Eine zahlreiche Intelligenz und ein hohes Niveau der allgemeinen Volksbildung, das sind die Machtfaktoren, die im Kampfe um die nationale Gleichberechtigung immer eine erstklassige Rolle spielen. Die polnischen Machthaber in Galizien haben das längst erkannt; es war daher immer ihr Bestreben, das ruthenische Schulwesen zu vernichten. Als der galizische Landesschulrat — das sogenannte polnische Unterrichtsministerium — im Jahre 1868 errichtet wurde, waren 54·9% der galizischen Volksschulen ruthenisch, 42·6% polnisch. In Lemberg bestand eine ruthenische Lehrerbildungsanstalt, die sogenannte Präparande, etc. Der k. k. Landesschulrat hat mit Hilfe der Zentralregierung entgegen den Bestimmungen des Artikels 19 der österreichischen Staatsgrundgesetze das galizische Schulwesen gänzlich polonisiert und den Grundsatz durchgeführt, es müsse jedem galizischen Schulkinde die polnische Sprache eingeprägt werden.

Die Mehrheit der galizischen Volksschulen ist heute rein polnisch, die Minderheit polnisch-ruthenisch.

Dass die utraquistischen Unterrichtsanstalten in Galizien nur Polonisierungszwecken dienen, dass sie die Reibungsflächen beider Nationen nur vergrößern und den nationalen Antagonismus bereits auf der Schulbank schüren, ist sonnenklar. Sie fördern alles, nur nicht die Volksaufklärung. Der Utraquismus ist entschieden auch vom pädagogischen Standpunkte aus zu verwerfen. In letzterer Zeit befassten sich mit dieser Frage die Generalversammlungen der polnischen „Vereine der Mittelschullehrer“ in Krakau und in Lemberg. Die Referenten, durchaus Polen, traten einhellig gegen den Utraquismus auf und behaupteten, dass dieser die Fortschritte der Schüler hemme. Der Lehrer an der utraquistischen Lehrerbildungsanstalt in Lemberg, Prof. Zaremba, wies auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen nach, der Utraquismus sei äußerst schädlich, verderbe die Muttersprache, sammle in einer Unterrichtsanstalt Schüler verschiedener Nationalitäten, schüre nur das gegenseitige Misstrauen und die nationalen Zwistigkeiten. Ein anderer polnischer Professor an der Lehrerbildungsanstalt schreibt aus diesem Anlass in dem bekannten ruthenen-feindlichen Organ „Słowo Polskie“ vom 7. Februar 1904, wie folgt:

„Ich war als Lehrer sowohl an den polnischen, wie auch an den utraquistischen Unterrichtsanstalten angestellt und bin zu der Überzeugung gekommen, dass, wenn man nur in einer Sprache unterrichtet, der Unterricht doppelt so erfolgreich und gründlich ist (als an utraquistischen Schulen). Ich erlaube mir zu behaupten, dass aus den ostgalizischen utraquistischen Lehrerbildungsanstalten nunmehr schwächere Lehrkräfte hervorgehen als früher und dass man diese Verschlimmerung zum Teil dem Utraquismus zuschreiben muss. Der Utraquismus hat einen schädlichen Einfluss auf die Muttersprache.“

In einer utraquistischen Schule kann man von der Reinheit der polnischen Sprache nicht einmal reden . . .“

Hier werden die Lehrerbildungsanstalten gemeint. Diese sind in Westgalizien rein polnisch, in Ostgalizien haben sie einen polnischen Charakter, es wird an denselben aber auch ruthenisch unterrichtet. Ruthenische Lehrerbildungsanstalten gibt es in Galizien nicht mehr — nicht einmal ruthenische Parallelklassen. Doch wie die Ruthenen sogar an diesen utraquistischen Unterrichtsanstalten behandelt werden, beweisen anschaulich folgende Zahlen :

Die Direktion der Lemberger k. k. Lehrerinnenbildungsanstalt nahm von den 30 angemeldeten Rutheninnen bloss 9 auf. An der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Stanislaw meldeten sich über 60 Ruthenen, es wurden aber nur 7 aufgenommen.

An den Lehrerbildungsanstalten in Galizien bestehen die sogenannten Vorbereitungskurse, nach deren Absolvierung die Schüler ipso facto in den I. Jahrgang aufgenommen werden. Wie an diesen Vorbereitungskursen vorgegangen wird, beleuchten nachstehende Stichproben: Zum Vorbereitungskurse an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Lemberg ersuchten 119 Kandidaten um Aufnahme,

und zwar: 56 Ruthenen, 60 Polen, 3 Juden, aufgenommen wurden: 16 Ruthenen, 44 Polen, 2 Juden.

An der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Tarnopol meldeten sich im Schuljahre 1902/3 im ganzen 132 Schüler,

darunter waren: 70 Ruthenen, 45 Polen, 17 Juden, aufgenommen wurden: 22 Ruthenen, 44 Polen, 4 Juden.

Im Schuljahre 1903/4 meldeten sich an derselben Anstalt zum Vorbereitungskurse 130 Kandidaten,

und zwar: 64 Ruthenen, 57 Polen, 9 Juden, aufgenommen wurden: 21 Ruthenen, 36 Polen, 3 Juden.

Im Schuljahre 1904/5 suchten daselbst 117 Kandidaten um Aufnahme an,

und zwar: 53 Ruthenen, 57 Polen, 7 Juden, aufgenommen wurden: 21 Ruthenen, 44 Polen, 4 Juden.

Wir sehen also, dass immer konsequent dasselbe Verhältnis beibehalten wird; ohne Rücksicht darauf, wieviel Kandidaten sich melden, werden immer 21—22 Ruthenen und 3—4 Juden aufgenommen. Es ist somit erklärlich, dass die Anmeldung der Ruthenen und Juden zu diesen Kursen immer geringer wird. Die weitere logische Folge ist die, dass die ostgalizischen Schulen mit polnischen Lehrkräften — meistens ohne nötige Qualifikation und ohne Kenntnis der ruthenischen Sprache — überflutet werden.

Einleuchtend ist es also, dass zumindest ruthenische Parallelklassen an irgendeiner galizischen Lehrerbildungsanstalt dringend nötig wären, da sich sonst der Mangel an ruthenischen Lehrkräften immer steigern würde. Solche Parallelklassen würden selbstverständlich bald überfüllt sein und die oben erwähnten, wirklich unqualifizierbaren Lehrkräfte müssten aus Ostgalizien bald verschwinden. Doch der gerechte österreichische Justizwart und Ministerpräsident, Exzellenz

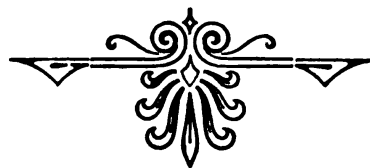
Koerber, der die österreichischen Staatsgrundgesetze — besonders aber den Artikel 19 — bekanntlich so hoch schätzt, will die minimalsten, im Artikel 19 der österreichischen Staatsgrundgesetze begründeten Postulate der ruthenischen Steuerträger nur dann berücksichtigen, wenn es die Herren vom Polenklub erlauben. Vorläufig haben die Ruthenen nur das Recht, Steuer zu zahlen und Rekruten beizustellen.

Wie wir bereits hervorgehoben haben, rühmen sich die Herren Polen, es durchgesetzt zu haben, dass jetzt in Galizien 43 polnische und bloss 4 ruthenische Mittelschulen existieren (mitgerechnet werden da auch selbständige, sogenannte Filialschulen, die eine selbständige Leitung besitzen; heuer bekam Galizien überdies noch ein neues polnisches Gymnasium). Es wird daher den Ruthenen konsequent der Weg zur Bildung abgesperrt und die Produktion der ruthenischen Intelligenz unmöglich gemacht. Für ruthenische Steuergelder werden polnische, ruthenenfeindliche Unterrichtsanstalten erhalten. Im Schuljahre 1903/4 (vom September 1903 bis September 1904) allein wurden in Galizien 7 polnische Mittelschulen errichtet, dafür aber keine einzige ruthenische!

Es ist zu bemerken, dass in Galizien keine einzige ruthenische Bürgerschule besteht und dass die ostgalizischen Volksschulen durchwegs minderwertige, einklassige Unterrichtsanstalten sind. Infolgedessen sind die Ruthenen gezwungen, aus ihren kargen Mitteln Privatschulen zu erhalten. Dass aber die ruthenischen Unterrichtsanstalten nötig sind, zeigt am besten die Frequenz an den vorhandenen ruthenischen Staatsgymnasien. Am ruthenischen Gymnasium in Lemberg sind heuer 913, in Przemyśl 702 Schüler (durchwegs Ruthenen) inskribiert, am deutsch-ruthenischen Gymnasium in Kotzmann in der Bukowina, dessen erste Klasse eben eröffnet wurde, sind 103 Schüler eingeschrieben, und zwar 86 Ruthenen, 11 Deutsche, 4 Polen, 2 Tschechen. Die angeführten Zahlen sind beredt genug, besonders wenn man bedenkt, dass an den meisten Mittelschulen Österreichs die Zahl der Schüler zwischen 200—400 schwankt.

Diese Zustände gereichen weder den polnischen Machthabern in Galizien, noch den österreichischen Regierungen zur Ehre. Es ist traurig um die österreichische Verfassung und um das Rechtsgefühl unserer leitenden Staatsmänner bestellt, wenn unser Justizwart und Ministerpräsident noch die Gesetzmässigkeit dieser, jedem Rechtsgefühl hohnsprechenden Zustände, preist.

R. S e m b r a t o w y c z.



Die jüdische Frage in Galizien hat in der Ruthenischen Revue bereits Herr D. Schattner*) besprochen, ich will mich somit nur auf einige Bemerkungen beschränken. Den Berichten der Ruthenischen Revue über die Vorgänge in Galizien und in der Bukowina — insbesondere den über die jüngsten Bukowinaer Landtagswahlen — habe ich entnommen, dass die Juden in den autonomen Körperschaften nicht unerheblich vertreten sind. Es ist auch kein Wunder, da die Juden sowohl in Galizien wie auch in der Bukowina einen grossen Prozentsatz der Bevölkerung bilden. Ich habe aber trotz der grossen Aufmerksamkeit, die ich diesem Gegenstand widme, noch aus keinem Bericht über die Existenz einer jüdischen Gruppe — oder eines Klubs — innerhalb der autonomen Körperschaften**) etwas erfahren. Es ist einleuchtend, dass auch die hartnäckigsten Gegner der Juden eine selbständige jüdische Gruppe bedeutend mehr respektieren müssten.

Wir Ruthenen stehen auf dem Standpunkt, dass das nationale Erwachen, dass die nationale Selbständigkeit jedes kulturfähigen Volkes im Interesse der Kultur, der Menschheit und des Fortschrittes liegen. Deshalb begrüessen wir freudig das nationale Erwachen der Litauer, der Georgier, Armenier, etc. Daraus ergibt sich auch unsere Stellung zu der jüdischen Frage.



Boryslaw.

Von Wilhelm H o r o s c h o w s k i (Boryslaw).

Was in diesem galizischen Kalifornien bis vor noch kurzer Zeit — nämlich bis zum Erlass der neuen Polizeiverordnungen — sich ereignen konnte und sich auch ereignete, ist an und für sich nichts Exzeptionelles und wäre nicht erwähnenswert, da ja im eigentlichen Kalifornien sich ähnliches abspielte, wie überhaupt in allen Ortschaften, wo Mutter Erde ein Zeichen ihrer Freigebigkeit zeigte und ganze Banden von Nichtstuern und sehr dunklen Spekulanten, bestehend aus dem Abschaum der Gesellschaft, heranlockte. Boryslaw würde also keineswegs vereinzelt dastehen, wenn die Beraubten und Gemordeten vom selben Schlage wären, wie ihre Räuber und Mörder, wie dies in anderen Gruben der Fall war. Dem ist jedoch nicht so. Anderswo gerieten gleichwertige Kräfte aufeinander: Räuber und Mörder aus aller Herren Länder. In Boryslaw hingegen wurde der unwissende, aus den Fesseln der Leibeigenschaft kaum befreite, also noch ans Sich-bücken und Füsseküssen gewöhnte, leicht einzuschüchternde ruthenische Bauer von der ihm an Intelligenz überlegenen, hungernden und auf Erwerbsgelegenheit lauernnden Masse jüdischer Proletarier überrumpelt; die stand im Dienste der hinter ihrem Rücken sich verbergenden, raffinierten, absolutistischen polnischen Schlachta, die im Auslande prassend, stets nach neuen Millionen ausspähte.

*) Vergl. Ruth. Revue I. Jahrg. S. 326—328.

**) Eine solche Gruppe existiert weder in Galizien noch in der Bukowina.
Anmerkung der Redaktion.

Wir wollen uns hier nicht auf Details einlassen. In den letzten Wochen wurden die einst hier herrschenden Zustände, die einige Millionäre, Tausende von Verarmten und Hunderte von Unglücksfällen hervorgebracht, zur Genüge in verschiedenen Zeitungen erörtert. Wir wollen bloss hervorheben, dass vom Anbeginn an bis auf den heutigen Tag die Schlachta regiert, wenn sie auch nicht immer selbst auftritt, sondern sich schlaue hinter den Juden verschanzt, den sie ins Treffen schießt; hinter den ihr verhassten Juden, um vor der Welt den üblichen Prügelknaben zu haben und von einzelnen korrupten Individuen, die eigentlich zu ihrer Bande gehören, bewusst auf die ganze Judenschaft zu schliessen — wie dies gewöhnlich allüberall geschieht — und sie vor der Welt zu blamieren. Denn die paar Millionäre von einst, von des Raubsystems Gnaden, haben ja bereits Borysław, das schmutzige Nest, darin man jede Nacht befürchten muss, vom Flammentod überrascht zu werden, zum grössten Teile verlassen und führen, ohne sich weiter darum zu kümmern, ein fürstliches Leben irgendwo in Wien oder in anderen europäischen Grossstädten. Allein die Schlachta regiert heute in Borysław, persönlich oder auch durch ihre Helfershelfer, welche letztere nicht allzu selten sich aus „Amtspersonen“ rekrutieren. Wie die Schlachta regiert, möge der Umstand als Beispiel dienen, dass unter anderen der gegenwärtige Statthalter von Galizien und der Statthaltereirat P i w o c k i, der nach Borysław entsendet wurde, um „väterlich“ den Frieden zwischen den Unternehmern und den Arbeitern herzustellen, selbst Anteile an den Gruben haben — also selber Unternehmer sind. Wie sie regiert, möge ferner als Beispiel dienen, dass ein edler Pole, namens Leonhard W i s n i e w s k i, Obmann der Bezirksvertretung, der sogenannte Bezirksmarschall,*) von Drohobytsch ist und zugleich an der Spitze der Propination dieses Bezirkes steht. Ja, das ist dieselbe Schlachta, die in Borysław einem Manne zum Bürgermeisteramt verholfen, der, um sich zu unterschreiben, seinen ganzen Gedächtnisapparat in Bewegung setzen muss, um die ihm eingedrilte Anzahl von horizontalen und schrägen Strichen niederzukritzeln. Wenn auch dieser Herr nicht schreiben kann, so versteht er umso besser zu rechnen. Und welcher grosser Wahlkünstler dieser Herr ist! Drohobytsch, eine Stadt, zu deren Wahlkreis auch Borysław gehört, liegt in Galizien und hat immer einen Herrn auf ...ski zum Bezirkshauptmann, der nach galizischem System Wahlen durchzuführen hat. Und der Bürgermeister von Borysław ist kaisertreu und polnischer Patriot.

Borysław hat keine Judenwirtschaft, nein! Die Schlachta beherrscht Borysław! Sassen doch vor der Einsetzung des Regierungskommissärs im Gemeinderat zwölf edle Polen. Und die anderen mit dem Bürgermeister an der Spitze rechneten mit den „Herren“. Und die Herren taten eben, was ihnen beliebte. Die übrigen mussten einwilligen. Doch auch heute noch tun die Herren, was sie wollen, trotz des Regierungskommissärs. Ist doch dessen Vertreter ein gewisser Herr H e l l e r, der sich seinerseits hinwieder Beiräte erwählt, die jeder anständige Mensch der Umgebung verachtet und hasst. Denn Herr Heller, ein demissionierter Bezirkskommissär, ist ein feiner Kopf. Trotzdem er erst seit kurzem in Borysław lebt, kennt er sich hier gut aus und hat sich gar bald auf den richtigen Standpunkt zu stellen gewusst. Er weiss nämlich, dass, wenn er sich hier erhalten und etwas „erreichen“ soll, er sich in erster Reihe ferne von dem halten müsse, was man recht und billig nennt. Darum eben hat er auch in der Wahl seiner Beiräte den früheren Vizebürgermeister, Markus P o m e r a n z,

*) Nebst dem Bezirkshauptmann der grösste Potentat im Bezirke.

übersehen, einen der wenigen in diesem Ränbernest, dem nachgesagt wird, dass er ein menschlich fühlendes Herz und ein Gewissen hat, wofür auch übrigens der Umstand spricht, dass er sich noch immer nicht bereichert hat, obwohl er bereits seit mehr als drei Jahrzehnten in Boryslaw lebt. Doch Herr Heller hat recht! Er war Bezirkskommissär, hat also auch Wahlen „mitgemacht“ und weiss, dass er nur Leute brauchen kann, die „rechnen“ können. . . .

Wer aber etwa glauben wollte, dass die edlen Herren aus Eigennutz eine solche, die Gesellschaft korrumpierende Politik treiben, der würde sich irren — aber gewaltig irren! Bekanntlich gibt es keine edlere Seele in der Welt, als einen polnischen Schlachzizen. Alles, was er tut, tut er *ad majorem patriae gloriam* — wenn auch der Weg dahin so von ungefähr seine eigene adlige Tasche streift. . . .

Den Herren ist es nämlich nicht um die Millionen zu tun. Vor allem liegt ihnen das Polen „vom Meer zu Meer“ am Herzen. Und allein um dessentwillen haben sie unter das dumme ruthenische Volk ihre hehre „Kultur“ verpflanzt. Doch die Mazuren,*) die sie hieher gebracht, sind ein undankbarer Menschenschlag. Anstatt ruhig in ihren stinkenden Ställen haufenweise zu wohnen, statt pestgeschwängertes Wasser zu trinken ohne zu murren, statt sich für einen Schundlohn wie das Vieh behandeln zu lassen und dankbar den Nacken zu beugen, wie anno dazumal seligen Angedenkens, und fromm und fleissig in die Kirche zu gehen — statt dessen streiken diese Leute und wollen ein besseres Dasein erkämpfen!

Ist das nicht unerhört!? Als ob ihr Dasein ein unerträgliches wäre. Werden sie etwa nicht von den Herren Wolski und Konsorten auf eine bessere Zukunft vertröstet — auf das Polen vom Meer bis zum Meer? Aber der undankbare, für feinere Gefühle abgestumpfte Mazur will nichts vom Patriotismus hören, denn ihm spielt dieser keine Millionen in die Taschen, wie dem Herrn Wolski und den anderen „Missionisten“. Ja noch mehr: dieser Mazur nennt gar die Missionisten, seine patriotischen Propheten, Gauner und Diebe, die sich von seiner harten Arbeit — die ihm selber nicht immer ein menschliches Auskommen bietet — immens bereichen.

Und der verstockte Mazur ist durch keine Form von Patriotismus zu gewinnen! Denn nicht einmal das nützt den edlen Herren, dass sie in einer durch und durch ruthenischen Gegend polnische Schulen gründen wollen, ob schon — nebenbei bemerkt — die Vortragssprache in der bereits vorhandenen die polnische ist.

Der undankbare Mazur will nichts *ad majorem patriae gloriam* tun, er will nicht einmal Beiträge zur Gründung einer polnischen Schule leisten. Was er will — ist ein besseres Stück Brot; ein menschenmögliches Dasein verlangt er und antwortet den Missionisten mit schweigender, aber doch so beredter Verachtung, indem er sich der Führung der Sozialdemokratie — der des Juden Wohlfeld und des Ruthenen Wityk — anvertraut, die ihm zwar kein historisches Polen versprechen, dafür aber aus Leibeskräften ihm helfen, sich aus dem Ausbeuterjoch zu befreien.

Doch am schlimmsten sind hier die Ruthenen, die Eigentümer des Bodens, gefahren. Haarsträubende Fälle liessen sich erzählen. So wurden z. B. Pachtverträge mit Bauern abgemacht und Kaufkontrakte für dieselbe geringe Summe abgefasst. Was Wunder! Der Bauer musste ja nichts wissen. Er hatte seine

*) Polnische Bauern aus Westgalizien.



Der Rot'sche Schacht.

Ein Bild aus der guten alten Zeit in Boryslaw.

Von Stefan Pjatka.

Autorisierte Übersetzung aus dem Ukrainischen von Wilhelm Horoschowski.

I.

Rot, der allbekannte Lybak¹⁾ wurde von Mykyta Rylo abgefasst in dem Momente, als er diesem das Rohöl aus seiner Dutschka²⁾ stahl. Mit seinen sehnigen kräftigen Händen packte er das hagere Männlein an der Gurgel und hielt sie wie mit Zangen umklammert.

„Bist doch endlich hereingefallen, süßes Jüdlein!“ sagt Mykyta. „Eine Ewigkeit wirst du an meine Hände denken! . . . Hast du noch nicht genug gestohlen von meiner Arbeit? ha? . . . Ein volles Jahr, bei Gott, ein Jahr lauere ich dir auf, toll werde ich beinahe . . .“

Während Mykyta spricht, windet sich der Jude unter seinen Händen, stammelt, brummt — schrecklich!

„Und nun a-a-a . . . ertappt; bei Gott dem heiligen im Himmel, dass ich einen Mast-Kutschynier³⁾ ertappt!“ sagte Mykyta Rylo zu Rot und würgte immer kräftiger. „Da hast du's für meine schlaflosen Nächte! . . . Da hast du's für meinen Kummer! . . . Das da für das Rohöl! . . . Da hast's, da hast's, no . . . für alles hast du das!“

Bei jedem Worte „hast“ würgte Mykyta den Rot solange, bis dieser zu stammeln aufhörte, bis er wirklich ohnmächtig wurde.

„Schlimm“, überlegte Rylo. „Na! das Unglück ist fertig; Gefängnis — und bald auch Strang. Zum Scherz ein wenig mit den Fingern gerüttelt, ja nicht einmal gerüttelt kann man das nennen . . . ihi! . . . Nu seht mal her, ihr guten Leute; nu seht mal her . . . Wäre das nicht schändlich, einen so jähren Tod zu finden? . . . Es sei denn, es gäbe nicht . . . Herr, sei bei mir! . . . Steh auf, Mordko, steh auf,“ begann Rylo zu bitten, „nicht einmal mit einem Finger will ich dich berühren, wirst sehen, nicht berühren!“

Mordochai Rot lag im Rinnstock ohne sich zu regen.

„Steh auf, Ischariot, steh auf! . . . Kriegst von mir das heutige Rohöe von meinen Dutschki! . . . Wirst wenigstens vierzig Kübel haben, nur steh auf, sei kein Kind!“

Mordochai Rot fuhr unversehens auf.

„Sieh, sieh! Der Teufelskerl ist noch nicht in der Hölle . . . vielleicht lässt sich der Kutschynier-Häuptling erbitten und lebt auf!“ sagte Rylo, den Ungetauften anstossend. „Ich will's in Güte versuchen, vielleicht kriecht er aus dem Sumpfe heraus . . . Wenn du aufstehst, Mordko, geb ich dir sofort einen Platz auf der „Neuen Welt“ . . . wirst selbst eine Grube graben. Die Not wird

¹⁾ Ein Mann, dessen Erwerb darin besteht, das mit dem Wasser fließende Rohöl aufzufangen; früher oft auch darin, fremdes Rohöl direkt von der Grube zu stehlen. Zusammen mit den Kutschynieren bildeten sie vor Jahren eine organisierte, allgemein gefürchtete Bande. Anmerk. des Übersetzers.

²⁾ Eine kleine Grube, worin das Öl vom Wasser gesondert wurde. Anmerk. des Übersetzers.

³⁾ Kutschyniere = Leute, die von den aus den Wachsgruben hinausgeworfenen Steinen die Wachsreste abkratzen und sie verwerten. Anmerk. des Übersetzers.

dir nichts anhaben, oder besser gesagt, dein Bruder wird dich beneiden, sobald du die Wachs-„Mutter“⁴⁾ bekommst.“

Mordochai Rot erhob sich und wischte sich das Blut vom Munde — als wäre er nicht derselbe; er wurde froh, stimmte den Mykyta fröhlicher, sah um sich.

„Aber. Euer Wort zieht Ihr nicht zurück? Ihr gebt mir den Platz auf der „Neuen Welt“, nicht wahr?“

„Und wenn ich ihn nicht geben wollte, was tust du mir?“

„Ich bleibe hier auf der Stolle wie tot liegen und wenn die Lybaki kommen, sage ich, dass Ihr es seid, der mich so zugerichtet . . .“

Mit Verachtung schaute Mykyta auf den Dieb. Er sah ein, dass es nicht gut sei, mit dem Kutschynier-Häuptling Händel zu haben; entweder in die Grube ihn werfen, dass er hinter ihm nur so nachrollt, oder sich loskaufen und aus dem Staub sich machen. Mykyta machte mit der Hand eine Bewegung der Gleichgiltigkeit und sprach:

„Hol's der Teufel! . . . Kriegst auch den Platz, nur tu mir nicht zu Leide und verschütte mir meinen Schuppen nicht mit Erde.“

„Ihr könnt sicher sein, dass hinter Eueren Schuppen keiner in der Nacht Erde tragen wird; und wenn es nötig sein wird, werde ich den Schutt von Eueren Gruben bis aufs Reine wegnehmen und niemand wird wissen, wo er hingekommen ist.“

„Nicht nötig. Die Erde aus meinem Schuppen bringe ich auf meine Felder, zueide will ich niemandem etwas tun.“

Am selben Tage schrieb Fokt, ein berühmter und gelehrter Kopf dieser Gegend, einen „freiwilligen Vertrag“ zwischen Mykyta Ryło einerseits und Mordochai Rot, einem „Ketzer“ vom Drohobytscher Lan⁵⁾ andererseits. Zwanzig Zeugen unterschrieben ihre Namen mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes auf dem Dokumente und der Vorsteher drückte diesmal das Gemeindepetschaft ganz unentgeltlich darauf, denn mit Rot war nicht zu spassen. Wascht doch übrigens eine Hand die andere: Nikolai der Vorsteher kannte Rots Sünden — Mordochai Rot die des Vorstehers.

II.

Rot überliess seine Bande „Chewre grand“⁶⁾ der Führung seines jüngeren Bruders Luser Rot und begann selber eine Grube zu graben, auf eigene Faust. Die Kutschynierbande schaffte täglich frische zweibeinige Arbeitskräfte herbei; ob er wollte oder nicht, musste jeder gehen, der aufgegriffen wurde, wollte er in seinem heimatlichen Kalifornien weiter leben. Nachts schafften die Kutschyniere die ausgegrabene Erde in fremde Schuppen, frühmorgens war alles wieder rein und es wurde weiter gegraben.

„Rot, wieviel hast du dem Ryło für den Platz gegeben?“ fragten die Nachbarn, bei denen er so oft Rohöl gestohlen.

„Wieviel ich gegeben . . . wieviel ich gegeben?“ brummte Rot zu wiederholtenmalen nach, „alles Geld, wenn du's wissen willst!“

In Wirklichkeit hatte Rot gar kein Geld. Er verfertigte Blechmünzen

⁴⁾ Mutter -- ein grosser Wachschatz, eine gute Grube. Der Übers.

⁵⁾ Lan -- das Ghetto, zugleich der verrufenste Stadtteil in Drohobytsch, einer Stadt in nächster Nähe von Boryslaw. Anmerk. des Übersetzers.

⁶⁾ Chewre grand (jüdisch) -- grosse Vereinigung, Bande.

Anmerk. des Übersetzers.

bald zu zehn, bald zu zwanzig Kreuzern und entlohnte die Arbeiter mit diesen Marken, die Arbeiter hinwieder gingen mit solchem „Geld“ in die „Kantine“ zum neuen Führer der „Chewre grand“ und bekamen „geriebene Bohnen, Dampfbrot und ausgezeichnete Buttermilch.“ Doch was für ein Brod das war — verschimmelt oder bitter! Wie verdorben diese Bohnen waren und wie es in der Buttermilch wimmelte! . . . Der hungrigste, armseligste Hund würde an solche Marzipane nicht geführt haben . . .

Wie gesagt, wer einmal in die Hände des Führers der „Chewre grand“ geraten war, musste wie aus Pflicht ein bis zwei Tage dem Rot abarbeiten und erhielt den Lohn dafür — ob er wollte oder nicht — in Blechmarken, die man bei der dicken Jente eintauschen konnte, für „geriebene Bohnen und ausgezeichnete Buttermilch.“

„Da hast du, Cham, zwölf Sechserl in Blechmarken!“ redete Rot die Arbeiter an. „Die dicke Jente nimmt's eher als echte . . . Bei ihr bekommst du alles, wornach deine Seele gelüftet! . . .“

Auf diese Weise grub Rot bis zur Tiefe von fünfunddreissig Klaftern, bis er auf einen Stein stiess und nicht weiter konnte. Überdies schlugen die Gase, sodass der härteste Schädel nicht imstande war, mehr als zwei Stunden auszuhalten, auch nützte es nichts, dass das Mühlchen ein ums anderemal sauste.

„Einen Hunderter gebe ich auf der Stelle demjenigen, der mit Dynamit diesen Stein da unten sprengt!“ sagte einmal Rot.

Hulay Fedjko spitzte die Ohren, hörte zu Ende und meinte:

„Gebt uns sofort einen Hunderter auf die Hand, aber nicht in Blechmarken — und ich und Vetter Iwan Sarasa kriechen hinunter, um zu sprengen.“

„Da hast du einen Hunderter, glatt wie Eis,“ sagte Rot und händigte den Beiden einen Reklamewisch auf ein Hundertguldenlos ein.

Hulay prüfte mit geübtem Auge, erkannte die Nummer 100 und wandte sich zu Vetter Sarasa:

„Ein guter Hunderter, ein echter . . . Die Nummer „hundert“ erkenne ich sogar im Zwiellicht!“

Die armen unwissenden Tagelöhner reizte eine solche Summe, sie nahmen das Papier zu sich, stiegen in die Grube hinunter und schickten sich an, im Stein ein Loch zu machen, damit sie eine Dynamitpatrone hineinlegen und ihn in Stücke sprengen konnten. Sie höhlen, sie bohren den felsigen Grund wie sie eben können, da — donnerts beiden ins Gesicht: buch! — und der Felsen wurde, ohne Dynamitpatronen, von einer unterirdischen Kraft gesprengt. Die Wachs-„Mutter“ ist auferstanden! Die Grube hat es mit Wachs vollgeblasen auf fünfunddreissig Klafter, — beide Bauern aber blieben unten samt dem Reklamewisch auf ein Hundertguldenlos.

Fünf Monate lang wurde Wachs aus der Grube gehoben, ununterbrochen, Tag und Nacht, bis auch die zwei Toten an die Oberfläche gelangten — Hulay und Sarasa — die einige nackte Kinder hinterlassen, Frauen ohne Hemden und vier zahnlöse und gebrechliche Greise, — dafür aber Mordochai Rot in einem Augenblick zum Millionär gemacht haben.

Rot förderte die Schätze der heiligen Erde an die Oberfläche, erstand im Stryjer Bezirk ein herrliches Gut, wurde Herr Gutsbesitzer und polnischer Patriot dazu, den Mitmenschen zum Andenken aber liess er eine unbedeckte und unumzäunte Grube zurück. Gar mancher, der nach harter Arbeit des Nachts aus dem Schuppen heimkehrte, kam in ihr zur ewigen Ruhe, verschwand in der unermesslichen Tiefe ohne Spur.

III.

Danyło Patschkas Schwein fiel in Rots Schacht hinein und das war der ganze Nutzen; und gemästet war das Vieh: die Händler versprachen bereits sechzig, doch er verlangte fünfundachtzig. Das Schwein verschwand in der Rot'schen Grube — und Patschka erwähnte keinem gegenüber etwas, damit ihn die Schlächter-Händler nicht verlachten.

In diesem seinen Kummer begab sich Danyło Patschka — er war Volksschullehrer — ins Gemeindeamt und beklagte sich, dass unter seinen Fenstern, vier Schritt von der Schule, der Rot'sche Schacht unbedeckt und unumzäunt sei; dass des Nachts Menschen in die Grube hineinfallen und bei Tag das Vieh und dass sie von dort nicht mehr herauskommen.

Doch keiner hört auf Danyło Patschka. Sie lachen, höhnen.

„Wir gestatten Euch zu verschütten,“ sagt der Herr Vorsteher, „kein Mensch sagt Euch was dagegen — mein Kopf ist dabei, auf mich verlasst Euch!“

„Ein solcher Rat kann einen ärgern,“ erwidert Patschka. „Zum Verschütten eines solchen Abgrunds braucht man tautend Kutschynierhände mit Säcken, ein paar hundert Gulden und ich habe das nicht und die Kinder rennen von der Schule dort vorbei — es ist gar leicht ein Unglück geschehen.“

„Ihr sagt selbst, dass man dazu Hände und Geld braucht und auch wir haben keine Kapitalien dazu, fremde Gruben zu verschütten. Ihr könnt doch den Rot vor die Bezirkshauptmannschaft belangen, vors Gericht, und die Behörden werden ihn zwingen, zu verschütten.“

„Wie das? Ihr heisst mich auftreten gegen einen, der auf ein Wort einige tausend hungrige Kerle zu seinen Diensten hat und mich irgendwo in eine Grube werfen kann? Ihr gnädiger Herr, Ihr wisst es doch, dass ich eine Frau habe, kleine Klinder, eine zahlreiche Familie und gar keine Kapitalien!“ . . .

Da fuhr ihn der Herr Gemeindevorsteher an und diesem pflichteten der Sekretär und die übrigen Schreiber bei:

„Und Ihr heisst uns mit Rot anfangen?“ fragte der Vorsteher den Patschka. — „sind wir doch nicht minder abhängig von seinen Launen als Ihr. Mein Rat für Euch ist: sitzt ruhig, macht keine Umstände, lockt den Wolf aus dem Walde nicht! Vielleicht fällt einmal einer in die Grube hinein, der mehr kosten wird, als Euer Schwein oder Małyzkyjs Kuh — dann wird verschüttet werden. Ja, ja, was tun? Umstelle ich sie bei Tag mit Pfählen, werden diese in der Nacht zum Schmelzen herausgezogen . . .“

Danyło Patschka war ganz erstaunt ob dieser Beichte des Vorstehers. Also auch jene, die über eine so grosse Macht verfügten im galizischen Kalifornien, zitterten vor Rot, gestanden offen ihre Ohnmacht gegenüber der Gewalt und der Willkür eines Mordochai Rot ein. Deshalb beschloss er, nach Möglichkeit selber vor der Grube Wache zu halten, die Leute vor dem unvermeidlichen Tode zu warnen — und nimmermehr über Rot selbst sich beschweren zu gehen.

IV.

Eines Nachmittags kam der Lehrer Patschka nach Hause und schickte sich gerade an, seiner Frau beim Vertreiben der Ratten behilflich zu sein und beim Ausschöpfen des Wassers aus dem Zimmer nach dem Gussregen, als plötzlich das ganze Haus erschüttert, während unter der Erde ein Dröhnen vernehmbar wurde, als wären hundert Dynamitpatronen auf einmal zum Platzen gebracht worden. Patschka blickte zum Fenster hinaus, auf die Rot'sche Grube — aber

er bemerkte, dass der Boden um die Grube herum auf dem Fussteig unter den Fenstern, wo die Kinder vorbeikamen, sich gesenkt und die Öffnung sich augenscheinlich vergrößert hatte.

„Heute werden wir vermutlich nicht zu Hause schlafen,“ sagte Danyło zu seiner Frau, „die Rot'sche Grube ist launisch geworden, sie kann uns noch das ganze Haus verschlingen.“

„Bevor du gekommen bist, hat es etwa dreimal so gedöhnt unter der Erde,“ meinte die Frau.

Und wieder wurde das ganze Haus erschüttert, Frau und Kinder wimmerten. Das fürchterliche unterirdische Donnern, obwohl es nur eine kleine Weile gedauert, erschreckte diesmal die arme Familie Patschkas.

Pat-chka brachte seine Kinder in die Nachbarschenke. Als er zurückkehrte, sah er, dass dort, wo der Fussteig lief durch die Rot'sche Grube, ein Abgrund entstanden war. Er verständigte das Gemeinde- und das Bergamt, damit sie für die Nacht eine Wache aufstellen, die die vorbeikommenden Leute vor dem drohenden Tode warnen würde.

Sie versprachen, eine Wache zu schicken.

Indessen erweiterte sich die Grube immer mehr. Gegen Abend wurde Danyło gewahr, dass die Hälfte seines Hauses über dem Abgrund stand und dass der Durchgang unter dem Fenster den Leuten abgeschnitten war: es konnten weder diese hinüber-, noch jene herübergelangen.

Auch dämmerte es bereits, der Regen klatschte und noch immer kam keine Wache.

Danyło hielt im Regen Wache und warnte die Vorbeikommenden. Kaum dass er von ferne her menschliche Tritte vernahm, schrie er:

„Geht nicht her! Kehrt um! Hier hat sich eine Grube gesenkt, unter den Fenstern ist ein Abgrund!“

Die Grubenarbeiter, denen Danyło Patschkas Herzlichkeit bekannt war, dankten ihm und kehrten um.

Da kommen zwei betrunkene Grubenarbeiter des Weges daher. Sie gehen im grössten Kot, stampfen mit den Füßen, singen irgendein Soldatenlied und bleiben jeden Moment stehen, küssen sich, beschimpfen einander vor lauter Liebe und Wohlwollen.

„Bruder,“ sprach der eine, „ich soll nicht Mykyta Ryło heissen, wenn dem Rot'schen Makler heute der rote Kaffee nicht übergiesst! . . . Hör' zu, jetzt steh' ich auf dem meinen, weisst, auf dem meinen! . . . Da irgendwo ist die Grube, die ich dem Diebe Rot umsonst gegeben . . .“

„Still, still, sonst zahlt man uns die ‚Schichten‘ nicht aus!“ warnt im Dunkeln der andere.

„Wa—as? . . . Fürchte ich vielleicht den Rot, der für meine Arbeit herrscht und der in Gemeinschaft mit dem zweiten Dieb Fokt mich auf den Bettelstab gebracht?! Einmal würgte ich ihn schon, aber meinen Händen entgeht er nicht! . . .“

„Still! Es steht jemand und lauscht! . . .“

„Bleibt stehen, Leute,“ ruft Danyło, „da hat sich eine Grube gesenkt! Geht nicht weiter!“

„Schau her, das ist Fokts Stimme, dieses Schurken, der dem Rot den Kontrakt geschrieben, dieses Fokt, der mich des meinen beraubt!“ schrie der betrunkene Mykyta Ryło seinen Kameraden an. „Hau den Dieb Fokt! Hau, was's Zeug halt! Für meine Arbeit! . . .“

Und auf den armseligen Danyło Patschka sausten Fäuste nieder für den sündhaften Schreiber Fokt. Besinnungslos und blutüberströmt sank er zu Boden.

Die Frau kam heraus, schleppte den halbtoten Danyło zu den Kindern herein, die beiden Angeheiterten aber flogen siugend in den Abgrund . . . Es rollte nur so nach hinter ihnen! . . .

Bis ein Uhr nach Mitternacht gingen die Leute wie gewöhulich den Fusssteig hinter der Schule, doch gab es keinen zweiten Danyło Patschka mehr, der sie vor dem Abgrund gewarnt hätte . . . Wie viele ihrer diese Nacht nach Mykyta Ryło und seinem Kameraden während fünf Stunden in die Grube gefallen, mag Gott allein bekannt sein!

Um zwei Uhr nach Mitternacht erschien die Inspektionsspolizei und fand alles — in Ordnung.

Frühmorgens wurde es schwarz von Kutschynieren. Gleichwie ein Rabenschwarm begannen sie Schiefer und Steine von den nachbarlichen Schuppen zusammenzutragen und mit grosser Hast die Grube zu verschütten.

Drei Wochen darauf stand auf diesem Platz eine Schenke — die Kantine der dicken Jente. Die Musik spielte und das Volk tanzte und war fröhlich, ohne zu wissen, dass es auf dem Grabe seiner Brüder und Schwestern tanzte, die unverhofft ihren Tod gefunden, zugleich die Befreiung von einem sorgenschweren Dasein, und ohne zu wissen, dass auch dieser Mykyta Ryło, nach dem man in ganz Galizisch-Kalifornien herumgefragt, etwa hundertfünfzig Meter unter ihren Füßen ruhte . . .

Dies die Geschichte des Rot'schen Schachtes.





Zeitschriften-Einlauf.

- | | |
|---|---|
| Allgemeine Deutsche Universitäts-
Zeitung. Berlin. | L' Europeen. Paris. |
| Bukowyna. Czernowitz. | Les Temps Nouveaux. Paris. |
| Bukowinaer Post. Czernowitz. | Literaturno-Naukowyj Wistyk. Lemberg. |
| Chiliborob. Czernowitz. | Medizinische Blätter. Wien. |
| Das freie Wort. Frankfurt a. M. | Monitor. Lemberg. |
| Das litterarische Echo. Berlin. | Neue Bahnen. Wien. |
| Deutsche Monatschrift. Berlin. | Nowy Hromadskyj Hołos. Lemberg. |
| Deutsche Volksstimme. Berlin. | Nowa Sitsch. Stanislaw |
| Deutsche Worte. Wien. | Nywa. Lemberg. |
| Die Feder. Berlin. | Podilskyj Holos. Tarnopol. |
| Die Gesundheit. Wien. | Politisch - Anthropologische Revue.
Leipzig. |
| Die Hilfe. Berlin. | Postup. Kolomea. |
| Die Wage. Wien. | Pracia. Lemberg. |
| Die Woche. Wien. | Promien. Lemberg. |
| Diło. Lemberg. | Promin. Waschkiwei. |
| Ekonomist. Lemberg. | Renaissance. München. |
| Freistatt. München. | Revue v. Neurologii, Psychiatrii, Prag. |
| Freie Lehrerzeitung. Czernowitz. | Ruslan. Lemberg. |
| Głos Robotniczy. Lemberg. | Ruska Rada. Czernowifz. |
| Hajdamaki. Lemberg. | Samostatnost. Prag. |
| Hochschul-Nachrichten. München. | Selanyn. Lemberg. |
| Juventut. Barcelona. | Slovansky Prehled. Prag. |
| Jüdisches Volksblatt. Wien. | Swoboda. Lemberg. |
| Juznyja Sapiski. Odessa. | Swoboda. Scranton. Amerika. |
| Kijewskaja Starina. Kijew. | The Aglo-Russian. London |
| Knigopisec. Sophia. | Utschytel. Lemberg. |
| Komar. Lemberg. | Wola. Lemberg. |
| La Justice Internationale. Paris. | Zoria. Kolomea. |
| La Revue. (Revue des Revues.) Paris. | |



Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc. sind nur an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, Gersthofenstrasse Nr. 32 zu senden** (nicht an die Administration des Blattes!).

Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 18.

Zweites Septemberheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Österreichs Kulturmission und die Politik der österreichischen Regierungen.

Das historische „Fortwursteln“ ist zur zweiten Natur der österreichischen Regierungen geworden. Jeder Ministerpräsident erachtet es für seine wichtigste Aufgabe, sich möglichst lange am Ruder zu erhalten und opfert diesem Bestreben die vitalsten Interessen des Staates. Die grösste Sorge der jeweiligen Regierung ist die, über die momentane Verlegenheit sich um jeden Preis hinwegzuhelfen. Die Sorge für morgen überlässt jeder Kabinettschef seinem Nachfolger. Immer wird nur die „Politik für heute“ getrieben. Scharfe Beobachtung der keimenden Ideen war niemals Österreichs Stärke. Den Luxus der vorbereitenden Politik haben sich die österreichischen Staatsmänner niemals gegönnt. Das alte Donaureich scheint im politischen Greisenalter sich zu befinden — die an Lebensüberdruß grenzende Gelassenheit kennzeichnet jeden Staatsakt. Was ein solcher Zustand heute, in der Ära des allgemeinen Fortschrittes, des zunehmenden Selbstbewusstseins und der immer deutlicher hervortretenden Volljährigkeit der Völker bedeutet, brauchen wir nicht erst zu erörtern. Die logische Folge dieses Zustandes war es, dass man in diesem Meere der Planlosigkeit herumtastend als Stütze einen Faktor suchte, der nicht ohne jeden Plan in die Zukunft starrt. . . . Man suchte die Interessen Österreichs, beziehungsweise die der in Österreich massgebenden Kreise an ein Rettungsbot zu binden und sich ins Schlepptau nehmen zu lassen.

Die ganze Konstruktion des Dualismus verrät diese Verlegenheitspolitik. Das kommt besonders Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre

des vorigen Jahrhunderts ziemlich deutlich zum Vorschein. Das instinktive Bestreben, sich von einem zielbewussten Faktor schleppen zu lassen, führte zur übermässigen Förderung des Magyarentums jenseits und des Polentums — respektive der polnischen Schlachta — diesseits der Leitha. Mit Hilfe des ganzen Staatsapparates wurde die künstliche Präponderanz der erwähnten Faktoren in beiden Reichshälften geschaffen.

Es ist für einen Nationalitätenstaat nichts gefährlicher, als durch das Protektionssystem nationale Wucherer und nationale Proletarier zu erzeugen. Es liegt in der Natur des Wucherers, dass er ein Todfeind der geordneten Verhältnisse ist — er fischt am bequemsten im Trüben. Dasselbe gilt auch von den nationalen Wucherern, die gerne eine Staatskrise heraufbeschwören, um dann den Staat „retten“ zu können und dabei etwas abzuhandeln. Sie werden immer unersättlicher und wenn der Staat nichts mehr zu vergeben hat, verlassen sie ihn, wie die Ratten das sinkende Schiff. Die nationalen Proletarier dagegen können an dem Fortbestehen des Staates, der sie bedrückt, unmöglich ein Interesse haben — sie haben eben nichts zu verlieren.

Wenn Österreich wirklich einen patriotisch gesinnten und scharfblickenden Staatsmann gehabt hätte, so hätte es rechtzeitig die nationale Autonomie einführen müssen. Jedes Volk hätte da an seiner kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung so viel zu schaffen, dass es weder Zeit noch Macht hätte, andere Völker zu befehlen. Der heute bis zur Unmöglichkeit entwickelte „nationalpolitische Ehrgeiz“ der offiziellen Repräsentanten einiger Völker hätte frühzeitig verhungern müssen. Unter den österreichischen Völkern hätte sich der Staatspatriotismus entwickelt — jedes Volk hätte um das Schicksal dieses Staates gezittert, denn niemand würde es wagen, die sichere Freiheit der kulturellen und nationalen Entwicklung seines Volkes gegen die unsichere Zukunft einzutauschen. Kurz und bündig, das Interesse einzelner Völker wäre mit dem Staatsinteresse Österreichs identisch geworden. Auf diese Weise hätte das alte Donaureich nicht nur die Möglichkeit, sein einstiges Prestige auch nach Aussen hin zu wahren, sondern auch seine Einflussphäre zu erweitern — was die Aussichten der österreichischen Politik auf dem Balkan erhöht, sowie überhaupt das Ansehen und die Bedeutung dieses Staates gehoben hätte.

Das wäre umso leichter gewesen, als Österreich durch die geographische Lage die Mission eines Vorpostens der europäischen Kultur zugewiesen wurde. Eine solche Mission fiel diesem Staate besonders nach der Einverleibung Galiziens zu. Denn durch die Erwerbung eines neuen Landes erwirbt man nicht nur ein neues Territorium, sondern übernimmt auch neue Aufgaben und neue Pflichten, deren Nichterfüllung sich zu rächen pflegt. Dem Donaureiche wurde nun ein Bruchteil des ruthenischen Volkes einverleibt, jenes Volkes, das in der Geschichte Osteuropas eine wichtige Rolle spielte und Europa vor den asiatischen Eindringlingen erfolgreich verteidigte. Dieses Volk unterhielt zu Österreich bereits zur Zeit der Babenberger Beziehungen. Die Gesandtschaft des

Kaisers Rudolf II (1594), der mit den ruthenischen Kosaken eine gemeinsame Aktion gegen die Türken plante, liefert einen weiteren Beweis für die Bedeutung dieses Volkes. Dieses in Russland bedrückte Volk glaubte nun, unter Österreichs Szepter in Galizien eine Heimstätte der nationalen Kultur errichten und hieher den Schwerpunkt des nationalen Lebens versetzen zu dürfen. Dem Donaureich lächelte also die ehrenvolle und dankbare Mission eines Kulturträgers im europäischen Osten entgegen. Man schien auch anfangs diese Aufgabe nicht misszuverstehen.

Die neue Provinz wurde nicht als ein Teil Polens okkupiert, sondern als ein Teil des galizisch-ruthenischen Fürstentums, mit der Residenzstadt des ruthenischen regierenden Fürsten Leo des Grossen (Lemberg) als Hauptstadt, revindiziert. Das Land bekam auch den ruthenischen Namen Galizien. Demselben wurde aber noch ein Gebiet des ehemaligen Polenreiches einverleibt, so dass es heute aus zwei verschiedenen Teilen zusammengesetzt ist: aus dem eigentlichen Galizien mit Lemberg und aus Klempolen mit Krakau. Deshalb schuf man zeitweilig in der neuen Provinz zwei Verwaltungsgebiete, ja man trug sich überhaupt mit dem Gedanken, zwei Kronländer daraus zu bilden.

Wer für die Bedeutung der historischen Reminiszenzen ein scharfes Auge hat, wird zugeben, dass der Rechtstitel, auf Grund dessen Österreich das alte Galizien revindizierte, sehr klug gewählt wurde. Auf die Gestaltung der Beziehungen der galizisch-ruthenischen, — unter der polnischen Herrschaft arg misshandelten, gänzlich entrechteten — Bevölkerung zu Österreich musste schon dieser Rechtstitel allein grossen Einfluss haben. Dies ist psychologisch ja ganz erklärlich. Die Ruthenen waren ein Volk ohne politische Aspirationen, sie lechzten aber wenigstens nach der Freiheit der kulturellen Entwicklung. Deshalb vereinigte Bobdan Chmelnycky freiwillig die Ukraine mit Russland — unter Vorbehalt der Selbstverwaltung. Das Hauptgewicht legte man auf die Gründung von höheren und niederen Unterrichtsanstalten, auf die kulturelle Hebung der ruthenischen Länder. Als sich jedoch zeigte, dass die ganze Politik des Zarenreiches daraufhin lossteuere, nicht nur die ruthenische Selbstverwaltung, sondern auch die ruthenische Kultur zu vernichten, bemühte sich einer der bedeutendsten Nachfolger Chmelnyckyjs, der Hetman Wyhowskyj, die Ukraine mit dem Polenreiche zu vereinigen. In dem diesbezüglichen Vertrage sehen wir als Hauptpostulate der Ruthenen: die Freiheit des Druckens und der Gründung von Druckereien, die Errichtung zweier ruthenischer Universitäten*) u. s. w. Doch die kulturelle Entwicklung des ruthenischen Volkes haben sowohl Polen, wie auch das Zarenreich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterbunden. Die Ruthenen glaubten also, in dem von Österreich revindizierten Galizien wieder aufleben zu können. Sie hofften, hier bald in den Besitz einer Reihe von Unterrichtsanstalten und einer Heimstätte der nationalen Kultur zu kommen. Dem Donau-

*) Vergl. „Ruth. Revue“ II. Jahrg. Nr. 16, S. 464—465.

reiche anderseits eröffnete sich eine glänzende Aussicht, an der Grenze des kulturfeindlichen Zarenreiches eine ruhmvolle Kulturmission zu erfüllen und die ganzen Massen des seit jeher nach Westeuropa gravitierenden ruthenischen Volkes für die österreichische Staatsidee zu gewinnen. Durch die Schaffung eines Zentrums der ruthenischen Kultur hätte man zweifellos das widerstandsfähigste Bollwerk, die kräftigste Festung an der nördlichen Grenze des Reiches errichtet. Ja, sogar die polnischen Politiker (wie Reichsrats-Abgeordneter Szczepanowski) betonten, die ruthenische Universität in Lemberg würde „ein Fenster nach Osten“ bedeuten.

Wie angedeutet, schien man sich anfangs der durch die Erwerbung des neuen Landstriches geschaffenen Lage klar zu sein. Ein scharfer, über sein Jahrhundert und über die Köpfe aller österreichischen Staatsmänner hinwegblickender Politiker, wie es Kaiser Josef II. war, konnte die neue Konstellation nicht übersehen. Dieser Kaiser unterstützte daher tatkräftig die kulturellen Bestrebungen der Ruthenen und das ruthenische Schulwesen konnte sich nach und nach von den Nachwehen des polnischen Joches teilweise erholen.

Die geschichtlichen Anspielungen, der Rechtstitel der Revindikation des ruthenischen Landes, das Wohlwollen der massgebenden Kreise den kulturellen Postulaten der Ruthenen gegenüber — alles das erzeugte eine Atmosphäre, in welcher die nach der Einverleibung Galiziens heranwachsende Generation der Ruthenen zu echten Tirolern des Ostens erzogen wurde.

Doch die Verhältnisse änderten sich mit der Zeit gewaltig. Wie eingangs angedeutet wurde, kam es zwischen der polnischen Schlachta und den in Österreich massgebenden Kreisen zu einer Annäherung, die der polnische Rechtsgelehrte Professor Dr. Ochenkowski als „eine Art politischer Vertrag“ bezeichnet. Man lieferte der Schlachta ganz Galizien auf Gnade und Ungnade aus. Der polnische Landesschulrat machte bald dem ruthenischen Schulwesen den Garaus, die polnische Wirtschaft devastierte das Land derart, dass die Ruthenen in jeder Hinsicht zu einer Proletarier-Nation gemacht wurden. Den loyalen Tirolern des Ostens — diesen unverbesserlichen Optimisten, die noch immer an die erhabene Kulturmission Österreichs im Osten glaubten — wurde wieder durch die historischen Anspielungen die Situation klar gemacht. Das offizielle Organ der Schlachta „Przegląd Polski“ schrieb im Jahre 1883: „In Wien denkt man an die Wiederherstellung Polens.“ Einer der Stantschyken-Führer, Reichsrats-Abgeordneter Popowski, äussert sich in seinen „Politischen und Militärschriften“ folgendermassen; „Das, was die Jagellonen*) nicht bewerkstellig haben, soll Kaiser Franz Josef I. vollführen, in dessen Adern das jagellonische Blut fliesst.“ Als nach den berühmten polnischen Landtagswahlen im Jahre 1896 eine Abordnung der Ruthenen nach Wien

*) Eine polnische Dynastie.

zum Kaiser sich begab, um über die Gewalttaten der polnischen Behörden Klage zu führen und hier nicht besonders huldvoll empfangen wurde, schrieben die führenden Organe der Schlachta: „Der Kaiser antwortete den Ruthenen wie ein polnischer König.“ Diese von den galizischen Potentaten planmässig lanzierten historischen Anspielungen illustrieren nun am besten die politische Lage, sowie die Machtstellung der polnischen Schlachta. Die österreichischen Regierungen tun ihr Möglichstes, um derartigen Enunziationen Glaubwürdigkeit und Autenzität zu verleihen, um jede Spur der galizischen Politik des Kaisers Josef II. auszumerzen. Sie bleiben treu der Beustschen Formel, die lautet: „Es wird dem galizischen Landtage anheimgestellt, inwieferne die Ruthenen bestehen sollen.“

So wurden die Ruthenen nach und nach ihrer schönen Illusionen beraubt, es wurde ihnen die Überzeugung beigebracht, dass Österreich ihnen gegenüber denselben Standpunkt einnehme, wie seinerzeit Polen; dass jetzt, wie vorher, in ihrem Lande die Schlachta nach Belieben schalten und walten könne. Der Unterschied besteht nur mehr darin, dass sich jetzt die polnischen Machthaber zur Unterdrückung der Ruthenen auch des modern eingerichteten Staatsapparates bedienen können, den sie zur Zeit des Polenreiches vermissten. Die einstigen Tiroler des Ostens wurden somit gründlich kuriert.

Österreich hat sich auf der Höhe seiner Kulturmission nicht zu erhalten vermocht, dafür hat es mit seiner Politik Schule gemacht. Früher war man der Ansicht, die nationale Frage sei Nebensache, auch verschiedene Nationen können friedlich in einem Gemeinwesen leben, ohne einander die Entwicklungsfreiheit in irgend einer Weise einzuschränken. Heute behauptet man, dass ein Volk sich nur im eigenen Staatswesen unbehindert entwickeln könne, dass nur ein Nationalstaat Existenzberechtigung habe und ein aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzter Staat ein Anachronismus sei. Dieser Auffassung hat die Politik der österreichischen Regierungen zum Siege verholfen. Die ultranationale Doktrin hat hiemit praktische Bedeutung erhalten. Den Alldeutschen, Allpolen, den italienischen Irredentisten, etc. wurde eine grosse Sorge — die Sorge um einen positiven Beweis für die Richtigkeit ihrer Staatstheorie — abgenommen. Heute zweifelt auch wirklich an der Richtigkeit dieser Theorie kein modern denkender Mensch mehr — insoferne es sich wirklich nur um den Zusammenschluss aller nationalen Kräfte in einem Staatswesen handelt. Auf diesem Gebiete haben also die österreichischen Regierungen einen grossen politischen Erfolg zu verzeichnen.

Auch das ist schliesslich eine Kulturmission . . .

R. S e m b r a t o w y c z.





Martyrologium der galizischen Sitschvereine.

Von W. Kuschnir (Wien).

Der grosse Aufschwung der Sitschvereine in verhältnismässig kurzer Zeit und das Interesse, welches die ruthenische Bauernschaft diesen Vereinen entgegenbringt, veranlassten die in Galizien massgebenden Kreise, dieselben ihrer Vormundschaft zu unterstellen. Man hat eben eingesehen, dass die Sitschidee nicht bloss praktische Zwecke, wie Turnen und Löschübungen verfolgt, sondern, dass sie von prinzipieller Wichtigkeit ist, indem sie in der Masse das nationale Bewusstsein erweckt, das Zusammengehörigkeits- und Solidaritätsgefühl in ihr rege hält und dass sie überhaupt in kultureller Hinsicht für das ruthenische Volk von grossem Nutzen sein kann.

Es hat sich in der letzten Zeit unter diesen Vereinen eine Bewegung bemerkbar gemacht, die einen lebhaften Wiederhall fand und welche dahin geht, den unheilvollen Folgen des Analphabetismus vorzubeugen. Es haben nämlich viele Vereine den Entschluss gefasst, jeden Analphabeten zum obligaten Schreiben- und Lesenlernen zu verhalten, so, dass er binnen einer bestimmten Zeit diese Kunst sich angeeignet haben muss, widrigenfalls er aus dem Vereine ausgeschlossen wird, was den Lerneifer und das Selbstbewusstsein des Betreffenden steigert. Die Exklusion aus einem Sitschvereine, dem anzugehören es „point d'honneur“ eines Dorfburschen bedeutet, würde einer grossen Schande gleich sein.

Wir begreifen zum Teil, warum der allmächtigen Schlachta schon das Äusserliche an den Vereinen ein Dorn im Auge ist, dass diese Herren nicht besonders freudig erregt werden, wenn sie auf die bunten Farben der Vereinsbänder und Fahnen mit den Abbildungen von ukrainischen Hetmanen schauen und auf die harmlosen, hölzernen Äxte (Spazierstöcke), die sie an die Existenz der national bewussten ruthenischen Massen erinnern und in ihnen die ganze unangenehme und bereits vergessen geglaubte Tradition und die Geschichte des ruthenischen Volkes ins Gedächtnis zurückrufen. Diese Empfindungen haben auch im vergangenen Jahre ihren Ausdruck gefunden in dem Zirkular des galizischen Statthalters, welches die Bezirkshauptmannschaften auffordert, fleissig zu beobachten, ob die Übungen der Sitschvereine unter Benützung von Beilen und militärischen Wendungen vor sich gehen . . . Dieses Zirkular befolgen auch alle Bezirkshauptmannschaften mit aller Pünktlichkeit, indem sie das Tragen von Vereinsabzeichen bestrafen, aber keine schriftlichen Straferkenntnisse ausstellen und damit die Berufung gegen die Strafen unmöglich machen.

Abgesehen von den Gefühlen der Schlachta ist es klar, dass die Schlachta, deren Herrschaft auf systematischer Volksverdummung beruht, der Aufklärung der bäuerlichen Gehirne entgegenarbeitet, in diesem Falle mit verdoppelter Energie. Sie tut das unter Anwendung von offenkundigen und geheimen Mitteln, die Gesetze mit Füßen tretend.

Es laufen Dutzende von lügenhaften Anzeigen bei den Bezirkshauptmannschaften und Gerichten ein, deren Zweck es ist, die Bewegung als eine staatsgefährliche darzustellen. Und wer sonst sind die Anzeiger, als die k. k. Gendarmerie selbst? Einmal heisst es, ein Mitglied der „Sitsch“ habe sich gerühmt, die Vereine seien dazu gegründet worden, um die „Polen auszurotten“, ein andermal hinwieder, dass die Sitschmitglieder den Atheismus verbreiten etc.; schliesslich, dass der Hauptorganisator der Vereine, Dr. Trylowskyj, (nebenbei bemerkt Referent der antikischener Versammlung in Kolomea), die Bauern

aufforderte, die Juden auf Pfähle zu spiessen. Und auf Grund solcher Anzeigen werden Hunderte von Bauern vor Gericht geschleppt, wo sich natürlich nachträglich ihre Umschuld, sowie auch das gesetzwidrige Verfahren der Gendarmen herausstellt, die selten oder aber nur mild bestraft, vielmehr für ihren „Diensteifer“ befördert werden.

Als das entsprechendste Terrain für ihre Arbeit sehen die Gendarmen das von den unaufgeklärten Huzulen bewohnte, arme, aber herrliche Gebirgsland an, wo zur Zeit, da das Land von Räubern und Schmugglern geräumt wurde, die Kommissäre und Gendarmen sich für unbeschränkte Herren hielten. Insonderheit waren es die letzteren, die den Huzulen, ihren Weibern und Töchtern sich gut ins Gedächtnis eingepägt haben. Hier fühlen sich die Gendarmen als Herren nach der Tradition.

Die Propagierung der Sitschidee unter den Huzulen, jenen Teil des ukrainischen Volkes, welcher sich fast während der ganzen Dauer der geschichtlichen Ukraine stets abseits gehalten hat, fand lebhaftesten Beifall und erweckte ihr Interesse für die „Kosaken“, was auch die Begründung von vielen Vereinen zur Folge hatte.

Aber die Wucherer und allerlei „Wahlhyänen“ wollten es absolut nicht erleben, dass mit dem Zunehmen des Selbstbewusstseins die Huzulen aufhören sollten, 50% oder 100% oder gar noch höhere Zinsen zu zahlen und den Gutspächtern und Gendarmen die Hände zu lecken. Daher die grosse Hetzjagd auf die Vereinsmitglieder und deren Begründer, die in der bekannten Kossower Affaire*) ihren Höhepunkt erreichte. Wie auf ein verabredetes Zeichen begannen fast alle polnischen Zeitungen in Galizien alarmierende Telegramme zu veröffentlichen, in denen es hies, dass das ausgelassene Bauerntum scharenweise aus den Dörfern in die Städte ziehe, um die Polen und Juden zu morden, ja, dass das Gerichtsgebäude in Zabje unter dem Angriffe der Huzulen in Trümmern gefallen sei. Militär wurde requiriert, die Untersuchung eingeleitet und die offizielle „Gazeta Lwowska“ sah sich genötigt, den ganzen Tratsch ad jotam zu dementieren. Allerdings war diese Gelegenheit dem Bezirkshauptmann von Kossow Grund genug, vierzehn Vereine mit dem Erlass vom 9. Mai 1904, Zl. 13372, zu sistieren. Gegen die Sistierung der Vereine haben dieselben in gesetzlicher Frist Rekurse eingebracht, welche jedoch bereits vier Monate ihrer Erledigung harren.

Als das beste Mittel, die Entwicklung der Vereine zu vereiteln, halten die Herren die Terrorisierung der tätigsten Mitglieder. Da aber die auf angebliche politische Vergehen gestützten Anklagen fast nie ihr Ziel, die Verurteilung des Angeklagten erreichen, vielmehr die Ankläger selbst blosstellen, greifen die Gendarmen zu den landesüblichen Mitteln, zu ganz gemeinen Verleumdungen. So verklagte der Gendarm Turkulak aus Wołtschkowci den Jurko Schlemko wegen Walddiebstahl, was eine Verurteilung des Angeklagten zu einem Monat Arrest nach sich zog. Der Bauer hat die Strafe abgebüsst und es bedurfte erst einer Interpellation im Landtage und der daraufhin eingeleiteten Untersuchung, um die gänzliche Unschuld des Verurteilten und Bestraften zu beweisen.

Bei der Fahndung nach den Sitschmitgliedern sind letztere der Willkür der Gendarmen ausgeliefert. Es werden bei ihnen Hausdurchsuchungen vorgenommen, alles zu unterst und zu oberst gekehrt. Es wird nämlich nach „unsympathischen“ Büchern herumgestöbert. Und wenn auch das Pressgesetz besagt, dass jedermann ein Exemplar sogar einer beschlagnahmten Schrift behalten darf,

*) Vergl. „Ruth. Revue“. S. 223—224

so erlauben sich doch die Gendarmen ganz harmlose, nicht konfizierte Blätter und Broschüren mit Beschlag zu belogen und verstehen es nötigenfalls, sich mit einem Dokument der k. k. Bezirkshauptmannschaft zu legitimieren . . . Aber nicht nur Bücher, auch Vereinsabzeichen werden weggenommen und verhöhnt, wie dies in Kosmatsch der Fall war. Es braucht nicht besonders betont zu werden, dass sich die Herren Bezirkshauptmannschaftsbeamten und ihre Organe nicht der grössten Höflichkeit befeissen. So ist am 26. August l. J. der Bezirkskommissär Hamer mit den Gendarmen nach Paryschtsche (Bez. Nadworna) gekommen, um dort eine Hausdurchsuchung vorzunehmen. Dabei war er so energisch, dass er den Bauer Nykoła Lysak fünfmal geohrfeigt und ihn bei den Haaren gezogen hat.

Ein nicht minder beliebtes, strategisches Mittel ist die Auflösung von regelrecht angemeldeten Versammlungen durch Gendarmen. Hie und da wird auch mit der Gebrauchmachung von Schusswaffen gedroht, oder mit Requirieren von Militär. Die Herren Gendarmen verstehen es aber auch, ulkig zu sein. Sie motivieren z. B. die Auflösung einer Versammlung mit der Anwesenheit von Frauen . . .

Wir können auch zahlreiche Fälle anführen, wo die k. u. k. Gendarmen, um ihren Willen durchzusetzen und die, für sie nötigen Aussagen zu erzwingen, auch vor Anwendung von Torturen und dies auch an den Frauen nicht zurückscheuen. So hat der Gendarm Zioło den auf dem Felde schlafenden Bauer Tesluk mit Füßen getreten u. s. w. Derselbe Gendarm hat die Frau des nämlichen Bauern derart gemartert, dass diese lange Zeit das Bett hüten musste. So hat der Gendarm Jarocki sich an der Olena Mochnattschuk aus Kosmatsch auf diese Weise gerächt, dass er ihr die Hände am Rücken fesselte, sie mittelst einer Schnur an einem Balken spannte und mit einem Stock auf sie losschlug.

Was diese und sonstige Missbräuche anstoben, ist leicht zu ersehen. Es soll den Vereinen „Sitsch“ das „Genick gebrochen“ werden. Es soll den Bauern die Lust benommen werden, an der Bewegung teilzunehmen, oder man will sie aus dem Gleichgewichte bringen, um dann mit desto gewaltigeren Massregeln einzuschreiten. Ob die Berechnungen zutreffen werden, ist fraglich. Sich ihrer exzptionellen Lage bewusst, führen die Vereine eine Organisation durch, deren Taktik im Entschluss gipfelt, alle Chikanen womöglich kaltblütig aufzunehmen. Die Kossower Affaire war für sie eine gute Schule. Die Organisation sendete zur Zeit der galizischen Reise Dr. v. Koerbers an ihn eine Deputation, die ihm ein Memorandum im Namen aller galizischen Sitschvereinen einhändigte. Es wird hier als der Hauptfaktor des Feldzuges gegen die Sitschvereine der Statthalter Graf A. Potocki dargestellt, der sogar dem Landtagsabgeordneten Dr. Mohylnyckyj gegenüber erklärte, er werde alle diese Vereine vernichten und auseinanderjagen.

Nachdem viel krasse Beispiele der Verfolgungen seitens der administrativen Behörden aufgezählt werden, die in Form einer Interpellation vor das Forum des Parlaments gelangen sollen, lautet das Memorandum wie folgt:

„Euere Exzellenz! Wir glauben, dass bereits diese oben angeführten Tatsachen ausreichen werden, um Eurer Exzellenz ein Bild davon zu geben, wie in Ost-Galizien nur auf dem einen Gebiete, das heisst in bezug auf die Sitschvereine, die Gesetze seitens der administrativen Behörden gehandhabt werden.

Es ist aber charakteristisch, dass in dem benachbarten Kronlande und zwar in der Bukowina, diese Vereine sich sogar einer offenkundigen Unterstützung seitens der Landesregierung erfreuen, welche ihnen auch selbstver-

ständig keine Schwierigkeiten bei Benützung von Fahnen, Vereinsabzeichen und Beilichen macht.

Der dortige Landespräsident, Fürst Hohenlohe, hat sogar den galizischen Sitsch-Verein im Załucze wegen dessen Teilnahme an der Löschung des Brandes in Waszkiwei mit seinem Lobe ausgezeichnet, trotzdem der Bezirkshauptmannschaftsleiter in Huiatyn Lewicki diesem Verein eben wegen dieser Teilnahme an der Löschung des Brandes in einer anderen Provinz einen Verweis erteilt hat.

Die Sitsch-Vereine haben sich sehr oft bei Löschung der Brände ausgezeichnet, was besonders die Assekuranzgesellschaften bestätigen können.

Der Sitsch-Verein in Worochta hat zum Beispiel sehr viel zur Löschung des Brandes der dortigen Kameralgüter beigetragen.

Wenn also die Sitsch-Vereine dennoch verfolgt werden, so geschieht dies offenbar aus unlauteren politischen Motiven.

Wir ersuchen also Euerer Exzellenz, diesem illegalen Treiben der ostgalizischen politischen Behörden eine Sebrauke zu setzen und besonders denselben aufzutragen, dass sie diesen nützlichen Vereinen in deren Tätigkeit keine Hindernisse in den Weg legen sollen.“





Katrussja. *)

Novelle von Wassyl Stefanyk.

Wenn Katrussja zur Besinnung kam, setzte sich die Mutter zu ihr ans Bett und begann traurig:

„Katrussja, mein Mädchen, wie lange wirst du noch kränkeln? Das Geld ist bereits ausgegangen und ein anderes wirst du nicht verdienen, wenn du dich auch erhebst. Und das Geld habe ich bei den Wahrsagerinnen zurückgelassen. Und auch davon ist nichts. Es ist wohl wahr, die Wahrsagerin erriet alles, wie es zu Hause ergeht, was deine Krankheit sei, aber die Kräuter helfen nichts. Mir scheint, für dich gibt es überhaupt kein Aufkommen mehr . . .“

Katrussja lag bewegungslos. Sie fuhr sich mit den abgemagerten Händchen übers Gesicht. Die blauen Nägel waren wie ihre blauen Augen und es schien, als wandere auf dem Antlitz viel solcher blauen Augen, seltsam und leuchtend. Mit allen diesen Augen betrachtete Katrussja die Mutter und stimmte den traurigen Reden der Mutter bei.

„Es gibt kein Aufkommen . . . du arme Welt . . . gibt keines. Und der Vater ist ganz elend vor Gram. Er ist ausser sich vor Kummer, womit er dich beerdigen soll, wenn du stirbst. Wenn er dich ansieht, wird er schwarz vor Kummer. Wir sind, Katrussja, von allem „entblösst“. Mehl ist nur noch ganz wenig am Boden der Kiste, von Körnern ist keine Spur und vom Gelde ist auch keine Spur. Wenn du stirbst, würden wir wie inmitten des Wassers bleiben. Wenn dich Gott wenigstens bis zum Herbst am Leben liesse . . . Ach du mein Mädchen, mein Mädchen! Wie hast du nur dich und uns selber heruntergebracht!“

Die Mutter begann Katrussja zu kämmen.

„Du fieberst und hustest so entsetzlich, dass sich Gott erbarmen möge. Man kann dir weder einen Lumpen um den Leib hängen, noch dich waschen, noch kämmen. Mein Gott . . . wie martern wir uns so bitter! Ich bitte Gott, dass er die Hälfte dieser Qual auf mich übertrage und kann es nicht erbitten . . .“

Die Tränen der Mutter fielen auf das Haar Katrussjas und verschwanden driinnen wie Wasser im Sande.

„Was ist aus dir geworden? Du warst gesund und kräftig und die erste Arbeiterin im Dorfe! Wir freuten uns, wir dachten, durch dich würde uns eine Erleichterung kommen und da sieh', welche Erleichterung das! . . . Und wenn es wenigstens etwas Gutes zu essen gäbe, aber bei den blossen Erdäpfeln verwelken wir auch und du stirbst ab. Und es ist schwer, in die Häuser um Milch zu gehen; ich ging bereits so viel herum, dass ich mich nun schäme, noch weiter zu gehen . . .“

Die Mutter flocht den Zopf.

*) Kütchen.

„Ich weiss auch nicht, wozu ich dir die Blumen kaufte? Wie in den Kot warf ich die zwei Gulden hin. Es scheint . . . ich werde dich mit diesen Blumen für den Tod schmücken . . .“

Beide weinten.

„Gebt sie her . . . ich möchte sie ansehen . . .“

Die Mutter gab Katrussja die Blumen; blaue, weisse, grüne und rote.

Katrussja betrachtete sie, ihr Antlitz lächelte schwach und rote, blaue, grüne und weisse Schimmer flogen über ihr Angesicht.

„Gib sie her, rasch . . . sieh der Vater kommt; er wird sagen, dass dir noch Mädchenfreuden im Kopfe stecken. . .“

*

Man legte Katrusja auf den Wagen, um sie zum Arzte zu führen. Die Mutter legte ihr weinend einen Polster unter den Kopf.

„Möchte ich es doch nicht mehr erleben, Euch zu den Ärzten zu führen! Möchtet Ihr doch krepieren und ich Euch begraben und dann Ruhe haben!“

Der Vater hielt die Zügel des Einspanners in der Hand und rautte sich das Haar vor Zorn.

„Und du, Winslerin . . . merke dir. Wenn ich das Geld unter den Ärzten vergeblich anbaue — so mache ich dir das „Amen“. Ich werde dich ohne Arzt begraben; ich werde dir selber Doktor sein. Woher soll ich für alle Geld nehmen? Für Euch, für den Arzt, für die Apotheke und für den gehörnten Teufel?! Mein Gehirn kann alldem nicht standhalten; das kann es nicht. Da mietete ich den Wagen, aber es wäre besser, mit ihm zu Grabe zu fahren, ihn da umzukippen und von allem los zu sein. Mein Gott, mein Gott . . . was traf mich auch am heutigen Tage? . . . Und du Mähre . . . Du arbeite mit deinen hüftlosen Seiten!“

Er versetzte dem Pferde einen Peitschenhieb und fuhr aus dem Hofe heraus.

Auf der Strasse sah sich Katrussja neugierig umher.

Seit dem Herbste war viel Neues geschehen. Der Onkel Semen hatte einen Zaun um sein Haus gezogen und der alte Nikolaj seine Scheune aufs neue ausgeflickt. Katrussja vergass das Schelten des Vaters, so sehr nahm alles ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Auf den Feldern ackerten und säeten die Leute. Über ihnen trillerten die Lerchen, die schöne Winterfrucht dehnte sich im Sonnenlichte weit und freundlich aus.

„Ich habe die Hoffnung zu Gott, dass ich mich erholen und das Frühjahr nicht verpassen werde. Sogleich werde ich mir Arbeit finden. . . . Mein Gott, mein Gott . . . lasse mich ein Heilmittel finden!“

Sie war sicher, dass sie das Frühjahr nicht verlieren werde. Der Vater sass vorne und schwieg lange. Endlich begann er zu sprechen.

„Da schau her! Der Tag ist schön, wie das Gold und ich muss zu den Ärzten fahren!“

Der Alte verstummte.

. . . „Ich werde sterben . . . ich werde sterben, ich sehe schon, dass es für mich kein Aufkommen gibt!“ . . . lispelte Katrussja . . .

Sie fuhren in die Stadt herein.

*

Sie kehrten zurück. Ihr Nachbar Nikolaj fuhr gleichfalls mit ihnen.

„Ei, der Arzt hatte mir derartiges vorgekräht, dass mir im Kopfe ganz wirr wurde! Es ist nichts für die Bauern, zum Arzte zu gehen. So sagte er: Milch

soll sie viel trinken, leichtes Fleisch essen, irgend ein Getränk trinken, weisses Brot essen . . . Alles, was nur auf der Welt ist, zählte er auf! — Den Herrschaften würde es wohl helfen, aber in unserem Stande ist dies nutzlos.

Genug — als er mir da Verschiedenes aufzuzählen begann, hörte ich ihn gar nicht zu Ende aus. Würde es auch wohl was nützen, wenn ich ihn angehört hätte? Mag sie denn schon so sterben. Sie soll diese Medizin austrinken, die ich ihr aus der Apotheke nahm und entweder aufkommen oder . . . wie sie's will . . .“

Er wandte sich zur Katrussja.

„Sage mir, Mädchen, was soll ich mit dir anfangen? Du liegst und liegst und lebst nicht und stirbst nicht. Ich nehme fortwährend Geld auf und alles das ist zu nichts! Wenn ich nur wüsste, wo für dich ein Heilmittel zu finden sei, ich würde es suchen — so aber . . . was weiss ich da? Möchtest du schon einmal entweder „hin“ oder „her“, so wäre es für dich besser und für uns besser . . .“

Katrussja weinte.

„Meine Liebe, da ist nichts zu weinen; es ist — was nur wahr ist, du wirst sterben und dich weiter um nichts scheren. Ist es übrigens nicht einerlei, in der Erde zu faulen? Und so wie das Leben jetzt leicht ist, ist es besser zu sterben, als sich auf fremdem Grund und Boden zu plagen! Ich habe Geld aufgenommen und werde noch welches auf das Begräbnis aufnehmen, aber auf die alten Tage werden uns die Juden aus dem Hause treiben. Ach, wüsstest ich, dass es für dich kein Mittel gibt, ich würde sogleich nach Hause umkehren. Was da bliebe — bliebe aufs Begräbnis.“

Katrussja erstickte vor Weinen und hustete weithin ins Feld.

Der Vater zog aus dem Busen einen Apfel hervor und reichte ihn zögernd der Tochter. Noch nie hatte er ihr welche Leckerbissen gegeben.

„Weine nicht, Kind, ich bin dir kein Feind. Ich sag' es nur, um nicht das Geld umsonst herauszugeben. Um nicht sich selber zu verwunden und um dir zu helfen. Du siehst ja selber, mein Töchterchen — es ist nicht woher. Ich liesse mir für dich den kleinen Finger abschneiden und würde es nicht bedauern. — Du machtest mir Ehre wie ein Knabe vor den Leuten, so fleissig und arbeitsam warst du. Die beste Arbeiterin im Dorfe warst du. Ich blies auf dich wie auf ein Flämmchen und muss nun sehen, wie du sterben wirst! Man sieht es mit den Augen, dass es für dich kein Aufkommen mehr gibt. Ach du Arme, du Arme! Wie werden wir uns ohne dich behelfen?! Wie werden wir uns plagen . . .“

„Und Ihr glaubt . . .“ begann der Nachbar, „dass die Ärzte den Bauern solche Medizinen geben, wie den Herrschaften oder den Juden? I . . . Gott bewahre! Sie stecken dem Bauer was immer zu und er mag schauen, dass sie ihm aufhelfe. Ihr glaubt, sie haben Lust dem Bauer ein anständiges Heilmittel auszusuchen? Mit den Herrschaften sind sie jeden Tag gut Freund, aber mit dem Bauer haben sie nichts.“

„Hätte man nur jemanden, den man um Rat fragen könnte, aber unser-einer . . . was kann er tun? Er küsst dem Doktor die Hand und muss warten bis es heisst: Geld geben . . .“

„Es wird am besten sein, die alte Iwanycha anzufragen. Wie ich hörte, war sie einmal auch beim Doktor. Als er sie zu untersuchen begann, sagte sie ihm mitten drinnen und gradaus in die Augen: Ah Herr Doktor . . . sagte sie — gebt mir ein l e t z t e s Heilmittel. Ich — sagte sie — bin ein armes Weib

habe nicht, womit mich zu kurieren und die Doktoren zu bezahlen. Gebt mir ein letztes Heilmittel. Der Doktor — sagte sie — sah sie gross an und sagte: woher weisst du dies? Ach, sagte die Alte, woher ich's weiss, — weiss ich es, aber gebt mir ein Rezept auf ein letztes Heilmittel. So bat sie ihn, und bat .. und er liess sie bis jetzt, bis auf den heutigen Tag leben . . .“

„Mir fiel es eben nicht ein zu fragen. Ihr glaubt, mit den Herren kann man so sprechen, wie Euch dies scheint? Sie sagen: eins, zwei, kehrt um — und marsch!“

„Die Alte ging mit dem Rezept in die Apotheke. Dort gab sie es dem Apotheker und selber — o fürchtet nicht, die ist klug! — beobachtete sie, wie er die Medizin zubereitete. Sie erzählte — dass, als ihm ein Tropfen von jener Medizin auf die Handfläche fiel, ihm die Hand fast durchlöchert wäre. Aber es gelingt nur unter Hunderten ein solches Heilmittel zu bekommen. Und für die Bauern ist nur ein solches Mittel gut: Entweder man stirbt — oder man kommt auf!“

„Ach du mein Gott, warum fragte ich nur die Alte nicht aus, wie man jenes Mittel verlangen müsse? Nun gab ich das Geld aus, es wird nichts helfen . . o wie schlecht machte ichs doch!“

„Mir scheint, für Euer Mädchen gibt es kein Leben mehr. Schaut nur, wie sie fiebert! Aus ihr wird dasselbe werden, was aus jenem Blatt, das sich vom Baume ablöst!“

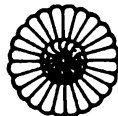
„Aus ihr wird nichts. Aus ihr wird nichts. Auch aus dem Gelde wurde nichts. Hätt' ich wenigstens die alte Iwanycha ausgefragt . . .“

„Das kommt — seht aber, auch darauf an — was man für eine Krankheit hat. Der Apotheker hat seine eigene Apotheke und stirbt auch . . .“

In Deutsche übertragen von Olga Kobylanska.



Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare, Bitcher etc. etc. sind **nur** an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, Gersthoferstrasse Nr. 32 zu senden (nicht an die Administration des Blattes!).



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 19.

Erstes Oktoberheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Generated on 2019-11-07 17:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/inu.30000108580220
Public Domain in the United States; Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google





Hunger.

Von Borys Hrintschenko.

Am äussersten Ende des Dorfes stand eine verfallene Hütte und in ihr lebte ein Bauer mit seinem Weib und einem Kinde. Das Knäblein war noch winzig, es war unlängst geboren worden. Das dritte Jahr war's, seitdem sie geheiratet — aus einem anderen Dorf hatte er sie genommen — und noch immer war es ihnen nicht gelungen, sich zu einer eigenen Wirtschaft emporzuarbeiten. Ihr ganzes Vieh bestand in einer Färse — die hatten sie heuer zum Frühjahr gekauft — und nun war auch diese vor kurzem krepirt. Und wenn sie auch nicht krepirt wäre, sie zu ernähren wären sie doch nicht imstande gewesen. Bei diesen ewigen Missernten hatte man selber kaum zu essen, geschweige denn für eine Färse. Horpyna beweinte die Färse, als wenn ihr das etwas nützen würde.

Zum Frühjahr hatte der Bauer überhaupt kein Brot mehr. Beinahe drei Wochen lang lebten sie vom Geborgten — und wie nun leben, da keiner mehr borgen wollte? Ein jeder sagte:

„Wie soll ich nur borgen? Me'ne eigenen Kinder hungern vielleicht, und ich — ich soll geben, geben ohne Aussicht, es jemals zurückzubekommen? Du hast dich ja schon beim ganzen Dorf verschuldet. Da könnte einer selbst einen Sack Getreide brauchen, und gibt ihn denn wer!“

Das Weib schlug Petro vor, sich bei einem Herrn zu verdingen. Er ging aufs nächstgelegene Vorwerk — man nahm ihn nicht: Knechte in Fülle, meinten sie. Er ging zu einem zweiten Herrn, der bemerkte, dass auf Petros Kleidung Flick auf Flick lag, hielt ihn für einen Barfüssler, irgend einen Landstreicher — und wollte ihn nicht in Arbeit nehmen.

„Fort!“ sagte er, „viele dieser Sorte streifen hier umher! . . . Jagt ihn fort!“

Und er wurde hinausgejagt. Petro wusste einfach nicht, was anzufangen. Wer ein Pferd hatte, wurde wenigstens gedungen, das herrschaftliche Holz aus dem Walde zu führen, er kann auch das nicht.

Eines Morgens stand Horpyna in aller Früh auf. Das Kind schlummerte noch. Das junge Weib machte sich leise am Ofen zu schaffen und Petro schickte sie Holz klauben. Sie macht sich am Ofen zu schaffen und grübelt:

„Wenn man nur diese Woche so halbwegs hinfristen könnte, dann könnte ich vielleicht mit Gottes Hilfe zum Vater nach Syrowatka — vielleicht, dass er ein Säckchen voll gibt. Schlecht ist es ohne Pferd: da könnte man aufsitzen, hinfahren und erledigt wär's. Und so, bis ich irgendwo ein Pferd ausbettle . . .“

Die Tür ging auf. Petro brachte Holz und legte es nieder.

„Poltere doch nicht so, du weckst ja das Kind auf!“ sagte Horpyna.

Das junge Weib heizte im Ofen ein, stellte die Töpfe auf. Danu ging es zum Mehlschaff und sah hinein:

„Petro, ach Petro!“

„Ha?“

„Was werden wir tun?“

„Wie das?“

„Mehl ist nur noch für einmal da und das auch nur für zwei Laibe' en.

Petro schwieg, danu meinte er:

„Was anfangen? Ich weiss schon selbst nicht . . .“

„Vielleicht noch bitten gehen? . . .“

„Zu wem denn hingehen, wenn ich schon bei allen so viel geborgt habe, dass keiner mehr was hergeben will?“

Horpyna wusste es selbst zu gut. Beide schwiegen sie. Das Kind in der Wiege rührte sich. Die junge Frau nahm es auf die Hände und schaukelte es. Hungrig war es aufgewacht. Sie legte es wieder hinein — es war keine Milch da. Und da weinte es noch mehr. Horpyna sagte:

„Wären wir allein, wenn das Kind wenigstens nicht da wäre, schau her, wie es sich abquält. Ich bin hungrig und das Kind ist auch jeden Tag hungrig, denn ich habe ja keinen Tropfen Milch.“

Auch Petro schnitt das Weinen des Kindes wie mit einem Messer ins Herz. Als ob du ihm mit deinem Mitleid helfen könntest?

„Weisst du was, Petro? Geh hin und bitte den Vorsteher — vielleicht gibt er was aus dem Magazin? . . .“

Petro schweigt und das Kind weint und das schneidet immer wieder wie mit einem Messer ins Herz. Petro erhob sich und sprach:

„Ich geh! Man kann doch nicht Hungers krepieren!“

Er nahm die Mütze, stand noch eine Weile da, dachte nach und ging dann schweigend hinaus. Er wusste es, dass der Vorsteher eigenmächtig nicht geben durfte und ging doch hin, damit er wenigstens das Kind nicht weinen hören müsste.

„Und vielleicht gibt er doch?“ dachte er, „wer kann das wissen? . . . Schön bitten muss man. Schade, dass ich auf kein Viertel (Schnaps) für die Räte habe.“

Petro betrat die Gemeindestube und bekreuzte sich: „Gesundheit! vom Herzen!“ Sprach's und blieb an der Schwelle stehen. In einem Winkel sass hinter dem Tisch der Vorsteher und der Schreiber holte aus einem Kasten Papiere hervor, die er auf dem Tisch ausbreitete. Sonst ist niemand in der Gemeindestube da, nur Petro und die beiden. Petro will sprechen und bringt es nicht zuwege, er denkt: „Und wenn er sagt — nein, ich gebe nicht?“ Und wenn er daran denkt, fällt ihm ein, dass zu Hause Weib und Kind hungernd dazusetzen werden und da geht ihm der Atem aus und er bringt kein Wort hervor, sondern steht an der Schwelle und dreht die zerfetzte Mütze in den Händen. Als der Vorsteher merkte, dass er etwas vorzubringen habe und nicht spreche — begann er selbst zu fragen:

„Was hast du, Petro?“

Petro trat näher und verneigte sich.

„Zu Euer Gnaden,“ sagte er.

„Nu?“

„Seid mir nicht böse, bin eben zu Euch gekommen . . . Schon den dritten Tag haben wir kaum etwas gegessen . . . Heute hatten wir noch keinen Bissen im Mund, und Mehl ist keines da . . .“

„Nu, und was?“

„Soid mir nicht böse! . . . Überall habe ich schon herumgobeten, aber wer soll den welches borgen, wenn er vielleicht selber keines hat? . . . Also bin ich . . . Ob ihr nicht erlauben würdet, aus dem Magazin wenigstens ein Säckchen voll zu geben? . . .“

Der Vorsteher sah ihn an und lachte.

„He, Junge! Das darf ich nicht eigenmächtig tun, dazu braucht man die Erlaubnis der Bezirksverwaltung.“

„Des Semsto-Amtes, verstehst?“ sagte der Schreiber.

„Das schon,“ sagte Petro „aber könnte man nicht so so . . . wenigstens etwas . . .“

„Bist du aber ein wunderlicher Mensch! Hörst ja, dass nicht, durchaus nicht.“
Petro stand da, schwieg, dann meinte er:

„Vielleicht doch, ohne das Amt? . . . Wenn auch nicht viel . . .“

„Man sagt dir's ja, dass nicht! Hat's dir den Schädel verlegt?“ brauste der Schreiber auf.

Und Petro steht noch immer da und geht nicht fort. Auch wusste er selber nicht, wozu er eigentlich wartete. Aber wie denn forgehen, mit nichts? Zu Hause worden sie inzwischen auch die Erdäpfel aufgegessen haben! . . . Vielleicht doch noch einmal fragen? . . .

„Ich würde ja zurückgeben, sobald ich nur verdient haben werde, ich würde doch zurückgeben. . . .“

Nun wurde aber der Schreiber ganz zornig:

„Man sag's dir ja, dass nicht! Was, soll man dir's hundertmal sagen? Und wenn du ihm auch einen Pflock in den Schädel schlägst (Sprichwort), und er immer wieder — gib, gib! Nu, Menschen! . . .“

Petro entfernte sich aus der Gemeinlestube.

II.

Horpyna beruhigte das Kind und legte es wieder. Aus dem noch vorhanden gewesenen Mehl buck sie zwei Plätzchen, kochte Kartoffeln und Barschtsch dazu. Sie bereitet das alles zu und denkt:

„Heute halten wir's noch halbwegs aus, vielleicht auch morgen. . . . Wenn sie dem Petro geben, wird's gar vielleicht nicht nötig sein, zum Vater zu fahren. . . . Nein, wenn sie ihm auch geben, so haben wir doch noch immer nicht für die Saat. . . . Man wird halt doch hinfahren müssen.“

Die junge Frau nahm die Plätzchen heraus, säuberte die Stube und setzte sich ans Spinnrad. Sie selbst hatte heuer nichts zum Spinnen — es war ja nicht wo zu säen. So spann sie denn Fremdes, vom Bündel. Macht immerhin in der Woche zwei Zwanziger aus, vielleicht auch einen Sechziger.

„Einen Sechziger wirst du verdienen die Woche und aufessen muss man für einen Rubel“ — dachte Horpyna, einen Faden ausziehend.

Als sie die Flurtür knarren hörte, dachte die junge Frau:

„Wahrscheinlich Petro. . . . Ob er wohl wenigstens ein bisschen mitbringt?“

Wirklich Petro. Schweigend trat er herein und liess sich auf der Bank nieder, ohne etwas zu sprechen. Horpyna betrachtete ihn und erriet bald, dass er vergebens gegangen war.

„Petro,“ fragte sie, „haben sie nichts gegeben?“

„Sie sagen, es geht nicht ohne die Semstwo-Herren,“ entgegnete Petro finster.

Beide schweigen. Petro hatte das Haupt gesenkt und sass nun tieftraurig da. Und Horpyna beugte sich über das Spinnrad und spann nicht mehr. Petro sah sie an. So müde war sie, ganz herabgekommen. Und er bedauerte sie. Er trat zu ihr hin, umarmte sie und sprach:

„Schwer ist's, mein Täubchen, schwer! Kränk' dich nicht. . . .“

Horpyna sah zu ihm auf, in ihren Augen standen Tränen.

„Wir werden das überstehen,“ sagte sie, „aber das Kind? Wie soll es das aushalten?“

Und Horpyna weinte still und sagte dann:

„Das scheint ja schon unser Los zu sein. Wenn Gott hilft, werden wir's überstehen.“

Petro wollte das der Frau soeben auseinandersetzen, nun fühlt er, wie

es ihm selber schwerer wird ums Herz, immer schwerer. Und als sie sagte, dass man dulden müsse, vermochte er nicht länger an sich zu halten:

„Wie lange sollen wir denn dulden?“ — schrie er beinahe auf. „Es vergeht ja schon ohnehin kein Tag, an dem wir nicht leiden müssten.“

„Das hat schon wahrscheinlich Gott so gefügt!“ — sagte wiederum Horpyna. Petro wurde finster.

„Sind wir denn schon gar so sündig, gibt es denn schon gar keine Sündhafteren als wir, dass wir so viel Leid ausstehen müssen!“

Horpyna erwiderte nichts, auch der finstere Petro schwieg still. Er schweigt und die Gedanken fliegen ihm nur so durch den Kopf:

„Ist denn das wahr? Warum in aller Welt sollen wir denn Hungers sterben? Der Vorsteher gibt nichts her, und er, nimmt er sich etwa selbst nicht genug? Heuer hat er schon ein Viertel Gerste gestohlen . . . Unsere Habe werden sie stehlen und du stirb und auch das Kind soll sterben!“

Und der Zorn erfasste Petro, ein unausspéechlicher Zorn erfasste Petro's Herz auf den Vorsteher

„In Hülle und Fülle lebt er.“ denkt Petro, „und stiehlt noch dazu und ich Hungerleider — was fang' ich nur an?“

„Weiss Gott, was er dem Vorsteher machen wird,“ so kochte es in ihm. Er fuhr von seinem Platz auf und verliess die Stube. Er irrt draussen umher und diesen Gedanken wird er nicht los:

„Man kann doch nicht Hungers sterben! Es ist meine Habe, keine fremde, denn auch ich hab' ja dort hineingeschüttet und nun ich nichts zu essen habe, kann man nicht geben! Nu, so werde ich euch nicht bitten! Ich werde mir schon selbst nehmen!“

Und soviel er auch nachgrübelte, im Kopf blieb stets das Eine: „Nehmen!“

„Ich werde ja nicht Fremdes nehmen, meines. Wenn sie selbst nicht hergeben, muss man heimlich nehmen.“

Und er gewöhnte sich langsam an diesen Gedanken, so dass er ihn nicht mehr fürchtete. Anfangs schien ihm das schrecklich, wenn er daran dachte, und jetzt — nichts, er hat sich halt gewöhnt. Und als er damit vertraut war und es nicht mehr fürchtete, wagte er auch auszuführen, woran er gedacht.

„Ich gehe hin, bohre im Magazin ein Loch und zapfe an!“, denkt Petro.

Aber ja. . . . Wie es der Horpyna sagen? Er wusste zu gut, dass sie unter keinen Umständen darauf eingehen würde. Er wusste dass, wenn er ihr auch noch so sehr zureden wollte, er sie dazu nicht werde bereden können. Kann er denn aber mehr tun? Er sah rings um sich das Elend und konnte diesem Elend nicht abhelfen. Er sah, dass ihm die Menschen nicht beistehen wollten. Der Vorsteher stiehlt, und ihm gibt er nichts! Überall Unrecht! Und so schien ihm denn das Stehlen keine Sünde zu sein. Und doch hatte er Angst, davon Horpyna zu sprechen, denn er fühlte, dass auch er nicht gerecht handelte.

Und Horpyna hatte gemerkt, dass es in Petro nicht mit rechten Dingen zugehe. Er geht immer finster und traurig herum. Sie beginnt ihn auszufragen, er antwortet nicht, oder: „Ja so . . . Der Kopf schmerzt ein wenig.“ Zuweilen sieht er sie auch finster an und entgegnet: „Weshalb denn fröhlich sein?“

Die junge Frau merkte, dass sich Petro verändert hat und kränkte sich nur noch mehr, weil sie dem Elend nicht abhelfen konnte.

Indessen war kein Brot mehr da, die Erdäpfel hatten sie ganz verbraucht und nun werden sie gar nichts mehr zu essen haben. Zum Vater zu fahren war es Horpyna nicht gelungen — keiner wollte ein Pferd hergeben und

vierzig Werst zu Fuss nach Syrowatka zurücklegen, war auch kein leichtes, zumal mit dem Kind. Und zurücklassen kann man es nicht: lebt es doch schon ohnehin einzig und allein von dem Tropfen Milch und wenn sie es zurücklässt, geschieht am Ende wer weiss was.

Alles das sah Petro und sagte zu sich selbst: „Ich werde nehmen! Man kann doch nicht krepieren, wie ein Hund! Mag Horpyna sagen, was sie will.“

Eines Nachts liegt er mit der Frau am Fussboden und die Gedanken lassen ihn nicht einschlafen. Er denkt: „Und was wäre dabei, wenn ich es Horpyna gleich jetzt sage?“

Allein er sagte es nicht, sondern wälzte sich nur noch häufiger von einer Seite auf die andere.

„Was hast du, Petro?“

„Nichts,“ sagt er,

Horpyna schlummerte schon, da hört sie, wie Petro ruft:

„Horpyna!“

„Ha?“

„Weisst du was. . . .“

„Nu?“

Petro hielt inne, wieder bekam er Angst, es zu sagen.

„Ja . . . Nichts . . . Ich wollte fragen, ob wir Wasser in der Stube haben. . . . Durstig bin ich.“

„Im Fass ist ja . . .“

Petro erhob sich, als ginge er Wasser trinken, aber er denkt nach: Sagen? Kannst's ja vor ihr nicht verheimlichen — ob jetzt, ob dann, sagen muss man's doch.

Er kam zurück, legte sich neben die Frau hin und deckte sich zu:

„Horpyna, was werden wir weiter tun?“

Die junge Frau erwidert nicht. Alle möglichen Gedanken hat sie schon durchdacht und nichts konnte sie ausdenken. Petro sagt:

„Und ich . . . ich . . . Weisst du, woran ich denke?“

„Woran denn?“

Und wiederum hielt Petro inne, dann begann er rasch zu sprechen, als hätte er Eile:

„Man kann doch nicht Hungers krepieren! . . . Ihnen macht's nichts — der Vorsteher stiehlt selber Gemeindegeld und uns gibt er kein Stückchen Brod. Ist denn auch unseres nicht darunter? Lass nur! Soll ich ihm das aus-einandersetzen, oder was? Verstehen sie denn das? Hingehen und selbst aus dem Magazin anzapfen! . . .“

„Der Herr sei mit dir, Petro! Was sprichst du nur?“

Petro wurde beinahe zornig:

„Was sonst, Hungers sterben?“ fragte er.

„Eine Sünde ist's, Petro! Das ist Gottes Wille! . . . Gott hat's so ge-fügt . . . Aber Fremdes darfst du nicht anrühren. nicht anrühren! Eine Sünde ist das, Petro!“

„Eine Sünde! Hungers sterben — wie? Gehe ich denn aus eigenem An-trieb hin?“

„Was sonst, Petro -- aushalten muss man's . . . Geh nicht hin! . . .“

Mit einemmal fürchtete sich Horpyna für Petro. Sie presste ihn an sich: „Petro, schwer ist's! Gott wird helfen . . . Geh selbst zum Vater hin, er wird

geben . . . Und das schlag dir aus dem Sinn, schlag dir's ganz aus dem Sinn. Eine Sünde ist's!"

Bislang schwankte Petro, nun aber Horpyna auf ihn einzureden fangend, wurde wieder der Zorn in ihm lebendig und in seiner Brust hämmerte es nur so.

„Ich geh' hin,“ erwidert er, „sag' mir nicht's, ich geh' hin!“

III.

Der Tag war zu Ende, es wurde Nacht. Petro erlebte endlich die Mitternacht, kleidete sich an, nahm drei Säcke mit sich und einen Bohrer und ging zum Magazin.

Es war eine finstere Nacht. Petro durchschritt seinen Garten und trat aufs Feld hinaus. Seine See'e war eigentlich ganz ruhig. Er hatte sich einmal entschlossen, diese Tat auszuführen und dachte nicht mehr nach, was für eine Tat das war. „Ich geh' hin und stehle,“ sagte er sich und es schien ihm dies gar nichts Unrechtes zu sein, weil er ganz einfach das vergessen hatte, wie wenn es sich überhaupt nicht lohnte, an so etwas zu denken. Ruhig und festen Schrittes ging er, ohne sich vor etwas zu fürchten.

Da ist auch schon das Ackerfeld zu Ende und in der Ferne starrt etwas Dunkles. „Das Magazin,“ sagte sich Petro. „Beim Magazinwächter ist kein Licht mehr, es werden volle drei Säcke sein.“

Leichten Fusses schritt er weiter. Es ist nicht mehr weit. Aber, was ist das? In der Luft liess sich ein lautes Schreien vernehmen. Wahrscheinlich ein Uhu. Wiederum schreit es, miaut — nein, ein Käuzchen. Und Petro wurde es auf einmal angst. Irgend etwas verlegte ihm den Atem, laut pochte ihm das Herz in der Brust. Er blieb stehen und lauschte. Frostig rieselte es ihm über den Rücken.

„Erwischen werden sie mich, erwischen! Ein Dieb! . . .“

Und wieder war es ihm, als bewürfe man ihn mit Schnee. Vor einer Weile noch war er mutig und ruhig und nun war das hin. Er bobte an allen Gliedern.

„Gehen, oder nicht nicht gehen?“ überlegte er. „Und wenn sie mich erwischen?“

Er begann von neuem zu lauschen. Aber ringsherum herrschte eine so tiefe Stille, dass er das Pochen seines Herzens in der Brust hören konnte.

„Vielleicht umkehren? . . . Dann sind wir morgen wieder ohne Brot! . . . Nein, ich werde schon hingehen!“

Und leise, schleichend näherte er sich dem Magazin. Als er ganz nahe herangekommen war, sah er spähend um sich. In der Finsternis war nichts zu sehen. Da kroch er unter das Gebäude. Jahraus, jahrein schüttete er Getreide in den Speicherkasten und wusste, auf welcher Seite er sich befand. Vorsichtig kroch er zu dieser Stelle hin und legte sich nieder. Dann setzte er den Bohrer an und begann zu bohren. Das eingetrocknete Holz knisterte ein wenig. Petro hielt inne und lauschte. Dann bohrte er wieder weiter. Der Bohrer ging tiefer, immer tiefer ins Holz — bald wird auch ein Loch da sein. Liegend drückte Petro mit aller Kraft auf den Bohrer.

(Schluss folgt.)





Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc.** sind **nur** an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, **Gersthoferstrasse Nr. 32 zu senden** (nicht an die Administration des Blattes!).



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 20.

Zweites Oktoberheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Trinkgelder statt der Reformen.

Die korrumpierende Wirkung des Trinkgelderunwesens kann wohl kein moderner Mensch verkennen. Denn es handelt sich hier nicht um eine Ehren- oder Liebesgabe, sondern gerade um das Gegenteil. Es ist ein Almosen, dessen Überreichung in einer höflichen Form an die soziale Kluft zwischen dem gnädigen Geber und dem demütigen Empfänger erinnert und nur den Knechtsinn züchtet. Es ist daher begreiflich, dass die hervorragendsten Juristen diese Unsitte energisch bekämpften.

Während aber das Trinkgeld im alltäglichen Leben oftmals den Charakter einer pflichtmässigen Zahlung annimmt, so dass die Grenze zwischen dem Begriffe des Trinkgeldes und dem einer Lohngebühr mitunter tatsächlich verwischt wird und die Gabe den demütigenden, demoralisierenden Charakter zum grossen Teil verliert — ist das Trinkgeld im politischen Leben bestimmt, die führenden Faktoren zu bestechen oder irrezuführen, um die aufsteigenden Wogen der öffentlichen Unzufriedenheit künstlich zurückzudrängen, um in die Einmütigkeit der Gesellschaft eine Bresche zu legen und auf diese Weise die Spannkraft der Opposition im entscheidenden Moment zu schwächen. Viel gefährlicher somit als die unverblümete Tyrannei ist für die Emanzipationsbestrebungen der bedrückten Völker die Ära der bestechenden Trinkgeldpolitik, die um den Preis von Lapalien einen jähen Zersetzungsprozess in den Reihen der Bedrückten hervorruft — das Schwinden des politischen und nationalen Selbstbewusstseins, des Vertrauens in die eigenen Kräfte verursacht.

Vor einer solchen Ära scheint sich Russland nunmehr zu befinden. Dem unverschleierte Unterdrückungssystem des Herin Plehwe scheint nun ein System zu folgen, das im Wesen unverändert, in der Form jedoch mehr europäisch sein und die durch barbarische Repressalien nicht weggefegte Reaktion gegen die gänzliche Entrechtung der russischen Völker durch eine Trinkgeldpolitik eindämpfen will. Dabei darf man nicht glauben, dass hier die politischen oder nationalen Sporteln mit westeuropäischer „Splendinität“ verabreicht werden. In Russland selbst werden heute nicht einmal Trinkgelder mit barer Münze gezahlt — alles auf Kredit. (Umso freigebiger ist man natürlich, wenn es sich um die Ausbreitung der russischen Macht und der Einflussphäre im Auslande handelt — da scheut man keine Kosten! . . . Und zwar in keiner Hinsicht . . .)

Pressfreiheit, lokale Autonomie, Gleichberechtigung der Nationalitäten — alles wird versprochen, nur Geduld! Die Machthaber verharren also nicht mehr auf dem Standpunkt der starren Negation, sie zeigen sich sogar zu Konzessionen bereit, zahlen die reichen Trinkgelder in Form von Verheissungen und suchen die öffentliche Meinung in schöne Hoffnungen einzulullen. Man ist offenbar des Willens, den geknechteten Völkern einen Augenblick süßen Schlummers zu gönnen, aus dem sie dann wieder das Sausen der Knute aufrütteln wird, bis sich der züchtigende Arm des Absolutismus vom ostasiatischen Unfall erholt hat.

Die ganze russische Presse strotzt auch wirklich von hoffnungsvollen Plaudereien über die löblichen Absichten der Regierung, über deren Reformpläne, u. s. w. Allen Völkern, den Polen, den Ruthenen, den Litauern, den Armeniern, prophezeit man eine neue Ära, ein Eldorado in Russland. Ja, es finden sich bereits klerikale Sirenen, die die Niederlagen des russischen Absolutismus in Ostasien beweinen, da sich dort nach ihrer Meinung das Schicksal der christlichen Welt und der europäischen Kultur entscheide. Die russischen Machthaber, deren Christlichkeit T. Schewtschenko so klassisch charakterisierte, sollen nun plötzlich als Vorbild der christlichen Liebe gelten. Um diesem Hohn die Krone aufzusetzen, hat die erzchristliche russische Regierung die von der Petersburger Akademie der Wissenschaften geplante Herausgabe der ruthenischen Bibelübersetzung von Moratschewskyj verboten und eben vor zwei Monaten das Gesuch um die Zulassung der von der britischen Bibelgesellschaft herausgegebenen heiligen Schrift in ruthenischer Sprache abschlägig beschieden. Im heidnischen Japan dagegen ist bis jetzt keine Bibelübersetzung auf ein Verbot gestossen!

Ja, im christlichen Russland hat noch immer der kaiserliche Ukas vom Jahre 1876 — dieses Kuriosum der Neuzeit, das in keinem heidnischen Staatswesen des Altertums möglich war — volle Giltigkeit. Man denkt noch immer nicht an die Aufhebung dieser jedes ethische Empfinden verletzenden Verordnung, noch immer wird unser Volk — sogar im russischen Sinne des Wortes — vom Gesetze ausgenommen und geknebelt. Das kann doch

unmöglich als christlich oder gar als kulturfreundlich angesehen werden! Und wir sollen trotzdem alles das vergessen, wir sollen nicht die Taten beachten, sondern an die Worte glauben — denn der Glaube macht selig.

R. S e m b r a t o w y c z.



Der ukrainische Volksbildungsverein in Petersburg.

Der kaiserliche Ukas vom Jahre 1876 richtet sich in erster Linie gegen die Aufklärung der breiteren Massen des ukrainischen Volkes und wenn er auch die nationale Existenz dieses Volkes zu untergraben nicht vermochte, so richtete er bis jetzt einen viel grösseren kulturellen Schaden an, als es die wilden Einfälle der Mongolen einst in der Ukraine taten. Denn er knebelt nicht nur die ukrainische Intelligenz, sondern benimmt ihr auch jede Möglichkeit, für die Volksbildung Sorge zu tragen — er ist der widerstandsfähigste Panzer gegen jeden Lichtstrahl der Kultur. Jeder Versuch der ukrainischen Patrioten, dieses kulturfeindlichste Bollwerk der Neuzeit zu erschüttern oder zu umgehen; ja selbst ihre Bemühungen, der rein christlichen Aufklärung — der Verbreitung der Heiligen Schrift in der ukrainischen Sprache — durch den Kordon der russischen Finsternis Einlass zu verschaffen, scheiterten an der Wachsamkeit der Regierung. Es ist somit begreiflich, dass die Volksbildung unter solchen Umständen nicht fortschreiten kann, ja, dass sie zurückgehen muss. Über die Bestrebungen der Ukrainer, diesen Misständen auf jede mögliche Weise abzuhelfen, sowie über die Schwierigkeiten, die ihnen von Seite der Behörden auf Schritt und Tritt bereitet werden, haben wir bereits berichtet *)

Die Ukraine bildet in jeder Hinsicht eine Ausnahme — sie wird sogar im russischen Sinne des Wortes vom Gesetz ausgenommen. Was in einer anderen russischen Provinz erlaubt ist, gilt in der Ukraine als verboten. Deshalb war es eine glückliche Idee, in Petersburg einen Volksbildungsverein für die Ukraine ins Leben zu rufen. Im Jahre 1898 wurde nämlich ein „Wohltätigkeitsverein zum Zwecke der Herausgabe gemeinnütziger und billiger Bücher“ in Petersburg gegründet. Der statutenmässige Zweck des Vereines ist, „die religiös-moralische und die ökonomische Entwicklung des ukrainischen Volkes zu fördern — billige, von der Zensur genehmigte Bücher herauszugeben . . .“

Doch man darf nicht glauben, dass der Petersburger Boden alle Schwierigkeiten bannt und den ukrainischen Volksbildungsverein ähnlichen Unternehmungen anderer russischer Völker gleichstellt. Die Allmacht des Ukases vom Jahre 1876 hört auch in Petersburg nicht auf. Dieser Ukas verbietet aber das Drucken jeder wissenschaftlichen oder populären Abhandlung in der ruthenischen Sprache. Innerhalb der russischen Grenzen dürfen nur Produkte der schönen Literatur in dieser Sprache das Tageslicht erblicken und dürfen überdies nur ukrainische Originalwerke sein. Deshalb müssen auch in diesem Fall die Herausgeber alle ihre Publikationen (aus dem Bereiche der Hygiene, der Meteorologie, der Landwirtschaft, der Viehzucht, etc.) immer in

*) Vergl. „Ruth. Rev.“, II. Jahrg. Nr. 10, S. 218—222.

belletristische Form kleiden, was jedoch mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verbunden ist.

Im Jahre 1903 beschloss der junge Verein das erste Quinquennium seiner überaus nützlichen und wichtigen Wirksamkeit. In den ersten 4 Jahren gab der Verein 20 Broschüren zum Preise von 1—10 Kopeken heraus, darunter mehrere mit Illustrationen. Es sind vor allem die ausgezeichneten und vielgelesenen agronomischen Abhandlungen von Tschykaŕenko, die historischen Erzählungen (über den Hetman Chmelnyckij, Wyhowskyj u. s. w.) von M. Komar und P. Kulisch — sowie die Erzählungen über die Dichter Kottlarewskyj, Schewtschenko und Hrebinka zu nennen.

Im Jahre 1903 verlegte der Verein 7 Broschüren: 1. Eine Erzählung über die Landwirtschaft, I. Buch, von E. Tschykaŕenko, (3. Auflage) 10 000 Exemplare — Preis 4 Kopeken; 2. Der weise Lehrer — eine Erzählung über Sokrates — von M. Sahirna, 20.000 Exemplare, Pr. 5 Kop.; 3. Die Fahrt mittelst der Maschine — von M. Sahirna, 10.000 Exempl., Pr. 3 Kop.; 4. Wie die Bemühung, so der Erfolg — von M. Hanko (2. Auflage), 15.000 Exempl., Pr. 3 Kop.; 5. „Najmytschka“, ein Gedicht von T. Schewtschenko, mit Illustrationen, 25.000 Exemplare, Pr 3 Kop.; 6. Auf dem Meierhof — eine Erzählung über die wichtigsten meteorologischen Erscheinungen, von O. Russow, mit 18 Illustrationen, 20.000 Exempl., Pr. 5 Kop.; 7. Eine Erzählung über die Landwirtschaft, IV. Buch (2. Auflage), mit 16 Illustrationen — von E. Tschykaŕenko, 15.000 Exemplare, Preis 6 Kopeken.

Im Ganzen wurden also während der erwähnten 5 Jahre 27 Broschüren — deren grösserer Teil mit Illustrationen versehen ist — in 383.000 Exemplaren herausgegeben.

Alle Publikationen des ukrainischen Volksbildungsvereines zeichnen sich durch Leichtigkeit und durch eine populäre Vortragsweise aus. (Manche wurden ausserdem auch vom ruthenischen Volksbildungsverein „Proswita“ in Lemberg verlegt.) Inhaltlich zerfallen dieselben in folgende Gruppen: a) Landwirtschaft — 9 Broschüren; b) Tierarzneikunst — 1 Broschüre; c) ukrainische Geschichte — 3 Broschüren; — d) ukrainische Literaturgeschichte — 3 Broschüren; e) ukrainische Literatur — 4 Broschüren; f) Hygiene und Medizin — 3 Broschüren; g) Meteorologie — 1 Broschüre; h) Biographien — 3 Broschüren

Man darf dabei nicht vergessen, dass wir es da mit spezifisch russischen Verhältnissen zu tun haben, die der Entwicklung solcher Vereine — vor allem aber der Entwicklung eines ukrainischen Vereines — alles eher als günstig sind, dass also der oben genannte Verein verhältnismässig eine rührige und erfolgreiche Tätigkeit entfaltete. Dies ist aus dem Vergleiche der analogen russischen Institutionen leicht zu ersehen. So gab beispielsweise das Moskauer „Komitee für Volksaufklärung“ während seiner 50jährigen Tätigkeit 10 Broschüren, das Petersburger „Komitee für Volksaufklärung“ während seiner 14jährigen Tätigkeit — 39 Broschüren heraus.

Das Vermögen des Vereines besteht hauptsächlich aus den

Mitgliederbeiträgen, den freiwilligen Spenden und aus dem Erlös der Broschüren. Der Verein zählte:

im Jahre 1899	253	Mitglieder
„ „ 1900	350	„
„ „ 1901	547	„
„ „ 1902	732	„
„ „ 1903	915	„

Es ist hervorzuheben, dass das Petersburger russische „Komitee für Volksaufklärung“ im Jahre 1903 bloss 222 Mitglieder hatte.

Der ukrainische Volksbildungsverein in Petersburg muss auch die Schwierigkeiten überwältigen, die ihm aus der grossen Entfernung seines Sitzes von seinem eigentlichen Wirkungsgebiete erwachsen. In letzterer Zeit wurden von Seite der Vereinsleitung entsprechende Massnahmen getroffen, um die Kolportage zu organisieren. Der Vereinsobmann, der bekannte ruthenische Schriftsteller, D. Mordowec, suchte — im Sinne des Beschlusses der Vereinsleitung — beim Chef der Oberpressbehörde um Abänderung oder Milderung jener Bestimmungen des Ukases vom Jahre 1876 an, die das Drucken von populär-wissenschaftlichen Broschüren für das Volk in ukrainischer Sprache unmöglich machen. (Wie erwähnt, half sich bis jetzt der Verein auf diese Weise, dass er alle Abhandlungen in belletristische Form kleidete.) Doch sämtliche Vorstellungen, dass all' die harmlosen Publikationen nichts weiter als die Volksaufklärung bezwecken, dass man die Volksaufklärung doch fördern solle, blieben unerhört -- die Vereinsleitung bekam bis heute keine Antwort.

Doch nach dem bisherigen Gang der Dinge darf man wohl annehmen, dass die Träger der Volksaufklärung in der Ukraine ihre so wichtige humanitäre Aufgabe glänzend erfüllen, dass sich ihre moralischen und materiellen Kräfte von Jahr zu Jahr vermehren werden, dass sie den breiteren Schichten des ukrainischen Volkes die Errungenschaften des menschlichen Geistes auch in der belletristischen Form zugänglich machen werden. Wir glauben daran fest, dass noch die Zeit kommen werde, wo sich die russische Regierung des Ukases vom Jahre 1876 — der Russland vor den Augen der zivilisierten Welt nur erniedrigt — schämen wird; wo sie einsehen wird, dass es keine dankbare Mission sei, gegen die rein kulturellen Bestrebungen eines Volkes anzukämpfen, dass der erwähnte Ukas einen ewigen Schandfleck in der Geschichte Russlands bedeute . . .

Wem die Verhältnisse näher bekannt sind, wer die Bedeutung einer solchen humanitären Unternehmung ermessen kann, wird die Behauptung, dass sich die Gründer und Leiter des ukrainischen Volksbildungsvereines in Petersburg durch ihre Tätigkeit ein historisches Verdienst erwerben, nicht übertrieben

finden, denn es war nicht leicht, eine so bedeutende Aktion in Fluss zu bringen und derselben Erfolg zu sichern.

Der neuen Vereinsleitung pro Jahr 1904 gehören folgende Männer an: Obmann D. Mordowec, Obmannstellvertreter A. Lotockyj, ferner die Herren: P. Stebnyckyj, P. Rudanowskyj E. Hrybnyiuk, J. Sabiła, P. Katerynytsch, H. Lewtschenko. P. Połechyn, A. Snarskyj, V. Fylypjew. W. Janyschewskyj. Unter den Mitarbeitern aus der Ukraine zeichnen sich besonders die Herren M. Komar, E. Tschykałenko und B. Hrintschenko aus.

Um der ganzen Unternehmung eine festere Organisation zu verleihen und dieselbe planmässiger zu gestalten, wurde beschlossen, ein detailliertes Programm der Publikationen auszuarbeiten. Mit dieser Aufgabe wurde eine besondere Kommission betraut. Derselben gehörten folgende Herren an: B. Hrintschenko, W. Janyschenskyj, H. Lewtschenko, A. Lotockyj, L. und S. Russow, A. Schłykewytsch, M. Sławanskyj, A. Snarskyj, P. Stebnyckyj, E. Tschykałenko. Das ausgearbeitete Substrat wurde an die Mitglieder zur Begutachtung verschickt. Auf Grund der erhaltenen Bemerkungen, der Zusätze und Vorschläge wurde ein ausführliches und genaues Programm ausgearbeitet. Dasselbe besteht aus folgenden Punkten: I. Naturwissenschaften, II. Politische und soziale Geographie in Verbindung mit der Ethnographie, III. Geschichte, Biographien, IV. Literaturgeschichte, V. Rechtswissenschaft, VI. Handwerke, VII. Technik, VIII. Ökonomie, IX. Landwirtschaft, X. Medizin und Hygiene, XI. Tierarzneikunst. Jeder dieser Punkte enthält zahlreiche Unterabteilungen, sowie genaue Dispositionen, was auch als Leitfaden für die Mitarbeiter geeignet ist. Es ist auch zu erwarten, dass dieses neue Programm die komplizierte Tätigkeit des Vereines erleichtern und beschleunigen werde.

R. S — ycz.





Hunger.

Von Borys Hrintschenko.

(Schluss.)

„Halt! Semen! Ah, hundert Schock Teufel! . . .“

Petro fuhr zusammen. Wer ist das? Der Wächter? Das Herz schlug ihm zum Hals hinauf — Petro horchte auf. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Die Hand aufs Herz gepresst, sah er wie versteinert aus. Wiederum hört man's:

„Semen! Semen' . . . Dass dich! . . . Und wenn ich auch selbst, was ist dabei? Kann ich denn nicht singen? Hundert Schock! . . . Hej! . . .“

„Dort hinter der Scheune
Tanz ein Fisch mit einem Krebs . . .“

Das Lied des Betrunknen konnte man auch beim Magazin hören. Und wenn irgend wer vorüberging, hörte er:

„Und der Fisch tanzt mit dem Krebs,
Und die Zwiebel . . .“

„Pfui über deinen Vater! . . . Nein, ich geh' nicht dorthin! Nach Hause geh' ich!“

„Hej! Die Zwiebel mit dem Knobloch
Und das Mädcl mit dem Kosak!“

Der Betrunkene ging weiter. Die Stimme und die Schritte vorhallten. Petro hatte sich gerührt. Den Atem hielt er an und wartete. Und jetzt ist niemand mehr zu hören. Er lauschte noch immer. Nein, es ist nichts. Und mit einem letzten Druck war das Loch fertig gebohrt. Er griff nach einem Sack, setzte ihn darunter und zog den Bohrer heraus. In den Sack fiel Korn. Wie im Fieber zitternd, füllte Petro alle drei Säcke. Das Magazin lag ganz nahe dem Erdboden und so konnte man die Säcke nicht ganz füllen. Aber was jetzt anfangen? Das Loch unverstopft lassen — da fällt das Korn heraus, und morgen bemerken sie's, finden's am Erdboden. Es muss zugestopft werden. Ja, warum hat er denn keinen Stöpsel mitgenommen? Petro legte die eine Hand aufs Loch und suchte mit der anderen Gras für einen Stöpsel. Beim Magazin wuchs aber kein Gras. Da fiel es ihm ein, dass er ein Sacktuch bei sich hatte. Er zog es hervor und verstopfte halbwegs das Loch damit. Dann hob er einen Sack in die Höhe, blieb stehen und überlegte:

— Nachhause tragen? Nein, das dauert zu lange. Nein, ich trag's auf den Kurhan hinüber, dort soll's liegen bleiben, bis . . .

Der Kurhan lag auf jenem Feld dorten, ausserhalb des Dorfes, wo einst die Grenze war und sich jetzt davon nur noch ein Wall als Überbleibsel befand. Eiligen Schrittes brachte Petro einen Sack hin. Die andern zwei waren leicht und er nahm sie auf einmal mit. Er versteckte alle drei auf dem Kurhan, im Farnkraut. Schon wollte er sich nach Hause begeben, als ihn wieder das Loch in den Sinn kam. Man muss einen besseren Stöpsel nehmen, das Tuch könnte jeden Augenblick herausfallen. Leise schlich er zu einem Zaun hin, zog einen kleinen Pflock heraus und ging zum Magazin zurück. Abermals kroch er hin, entfernte vorsichtig das Tuch und verstopfte das Loch mit einem hölzernen Stöpsel. Der Stöpsel blieb fest im Loch sitzen. Petro probierte — er sass fest. Wahrscheinlich liegt aber am Boden ein wenig Korn verstreut. Tappend las er es auf.

Er kehrte nachhause zurück, trat in die Stube ein.

„Horpyna!“

Keine Antwort. Wahrscheinlich schläft sie. Ohne sich zu entkleiden, streckte er sich auf dem Fussboden hin, nur den Kaftan hatte er abgelegt.

„Horpyna, schläfst du?“

„Nu?“

„Auf dem Kurhan hab' ich's versteckt . . .“

„Von mir aus, verstöck's wo du nur willst, ich werde dir nicht behilflich sein.“

— Petro schwieg still.

IV.

Keinen kam es in den Sinn, dass man aus dem verschlossenen Magazin Getreide stehlen könnte. Es war auch ein winziger Diebstahl — und so etwas merkt man nicht leicht. Als Petro sah, dass man nirgends um den Diebstahl wusste, brachte er das Korn nach Hause. Für lange reicht es aber nicht aus. Also noch einmal stehlen gehen. Allein jetzt half ihm schon das Glück. Bei einem Herrn in der Nähe war nämlich ein Knecht fortgegangen und da hatte sich Petro in Dienst eingebeten. Er hatte beim Herrn die ganze Kost, nur nächtigen musste er zu Hause. Zu Hause war das Elend Elend geblieben, aber auch dafür sei Gott gedankt, dass sie jetzt wenigstens nicht hungern mussten. Und von dem Diebstahl hatte man auch bis jetzt nichts erfahren. Petro beruhigte sich.

Nein, er war nicht beruhigt . . . Schon längst war er um seine Ruhe gekommen, er hatte sie nicht mehr, seit jener finstern Nacht, da er sich unter das Magazin geschlichen. Und nicht etwa der Diebstahl war es, der ihm quälte, nein. Daran hatte er anfangs überhaupt nicht gedacht. Aber Horpyna war's, die war gleichsam eine ganz andere geworden. Die herzlichen, liebevollen Gespräche waren verschwunden — manchmal sprach sie jetzt kaum ein Wort zu ihm den ganzen Tag hindurch — sie geht immer traurig, tieftraurig herum. Petro ging weiterfort in den Dienst, sein Weib sah er nur abends — das nützte nichts. Sie ist immer schweigsam. Zuerst kam Petro jede Nacht, dann nur noch einmal, zweimal die Woche. Denn er weiss, das ihn zu Hause niemand begrüsst, anredet dass es ihm noch schwerer wird ums Herz zu Hause. Er machte der Frau keine Vorwürfe; auch ihn quälte bereits seine Tat. Am Tage, während der ununterbrochenen Arbeit, da fiel es noch nicht so schwer — da konnte man vergessen; aber die Nächte hindurch, wo er entweder zu Hause oder beim Herrn weilte, diese düsteren Nächte hindurch konnte er keine Ruhe finden. Denn sein Glück war verschwunden, für immer vielleicht verschwunden. Und doch war es einst da gewesen, dieses Glück, selbst damals, da sie der Hunger plagte. Und nun war es ganz verschwunden. Nur in der Brust brennt's, brennt's so sehr. Selbst eine Strafe würde nicht so treffen. Wenn sie wenigstens schelten wollte, Vorwürfe machen, allein sie schweigt und spricht nichts und trockenet ein wie eine Pflanze.“

Das war Sonntag abends. Petro sass zu Hause hinter dem Tisch und auf dem Fussboden wiegte Horpyna das Kind. Die Ampel brannte, und bei ihrem Licht sah die Frau noch matter aus als am Tag. Das Gesicht war verhärmt, die Augen eingefallen und wenn sie sie von der Wiege erhob, flammte in ihnen irgendeine Qual auf. Das Leid presste Petro das Herz zusammen. Er stand auf, trat näher und setzte sich zu ihr hin.

„Horpyna!“

Schweigend erhob sie die traurigen Augen zu ihm.

„Horpyna, wie lange werden wir uns so abquälen? . . .“

Seine Stimme überschlug sich: wie mit Zangen drückte es ihm die Kehle zu. Und sie schwieg noch immer. Petro beherrschte sich kaum und meinte:

„Wir gehen beide zu Grunde . . . Die Seele ist schon ganz erstorben . . . Sag du mir, was du im Sinn hast, sag es mir, denn wie lange sollen wir noch so leben?“

Wieder sah sie zu ihm aus ihren eingefallenen Augen auf, dann senkte sie stumm den Blick. Und Petro schien es, dass ihm dieser Blick bis ins Herz hinein drang und es wie mit einem Messer entzweischneidete.

„Was auch kann ich dir sagen?“ — fing sie leise an, — „du weisst es ja selbst . . . Ich sagte — tu's nicht . . . Doch ich hatte ja die Macht nicht . . . Ich liebte dich und du bist ein Dieb geworden . . .“

„Meinetwegen“ — sagte Petro — „aber du weisst ja, dass ich es nicht getan habe, um . . . du weisst ja, dass es sein musste . . .“

„Ich weiss,“ erwiderte leise Horpyna. — „Alles das weiss ich . . . Was soll ich aber tun, wenn ich nicht kann . . ., wenn es nicht in meiner Macht liegt, mich daran zu gewöhnen. Lieber wär ich Hungers gestorben, als dass das hätte geschehen sollen.“

Sie beugte sich immer tiefer zur Wiege herab.

„Was für ein Leben soll das jetzt werden?“ . . . Kein Leben, eine Qual . . . Habe ich das gewünscht, erhofft?“

Und sie schluchzte bitter auf, indem sie sich über die Wiege warf und mit dem Kopf gegen deren Kanten schlug. Das erschreckte Kind war wach geworden und weinte auch. Aber Horpyna hörte es gleichsam nicht. Lange hatte sie ihre Qual verborgen und nun brach diese Qual in einem Tränenstrom hervor. Nur dass diese Tränen nichts nützten, dass sie das Leid aus der Seele nicht wegschwemten.

V.

Petro wurde von einer noch grösseren Trauer erfasst. In der letzten Woche grämte er sich so ab, dass er nicht mehr zu erkennen war. In Petro's Haupt jagte ein Gedanke den anderen — und es waren dies immer düstere, störrische Gedanken. Und eines Nachts fuhr es ihm durch den Sinn: Eingestehen? Dann sperren sie einen ein . . . Zusammen mit Dieben, Mördern . . . Und er, ist er denn kein Dieb? Nu, mögen sie mich in Fesseln schlagen, fortführen . . . Und der Sohn? Und Horpyna? Was wird aus dem Sohn dann?

Was denn! Ist es jetzt vielleicht besser? Jetzt ist mein Weib — nicht mein Weib — und mein Sohn gleichsam nicht mein Sohn . . . Ärger wird's nicht, und Horpyna wird's vielleicht leichter sein, wenn sie mich nicht sehen wird.

Und je mehr er darüber nachdachte, je mehr Lust bekam er zu erzählen, hinauszuschreien: „Das bin ich!“ . . .

Der Kopf wurde ihm schwindlig. Wie ein Besessener ging er herum und seine eingefallenen Augen leuchteten zuweilen so schrecklich auf, dass sich Horpyna manchmal vor ihm fürchtete.

Da kam die Zeit, da er einen Entschluss fasste. Das war an einem Sonntag. Seine Dienstzeit beim Herrn war aus und er lebte jetzt zu Hause. Er stand früh auf und machte sich schweigend in der Wirtschaft zu schaffen.

„Soll ich ihr alles sagen?“ überlegte er. „Nein, das wäre schrecklich. Wenn es bereits geschehen ist, soll sie's erfahren.“

Und er schlenderte draussen herum und betrat nicht die Stube, denn es fiel ihm schwer, seine Frau anzusehen. So schleppte er sich bis Mittag herum. Nachmittags kleidete er sich an, sah zu Horpyna hin und überlegte wieder: Sagen? Sie war schweigend neben dem Ofen beschäftigt und schaute sich nach ihm nicht um. Da wandte er sich um, bekreuzte sich und ging aus der Stube hinaus.

Horpyna wunderte sich, dass Petro beim Fortgehen betete. Doch sie hielt ihn nicht zurück; es fiel ihr schwer, mit ihm zu sprechen. Auch jetzt noch liebte sie ihn und eben deswegen war es ihr umso schwerer ums Herz, wenn sie sich erinnerte, dass ihr Mann ein Dieb sei.

Petro ging aufs Gemeindeamt. Die Leute hielten ihn an und er bemerkte sie gar nicht — so sehr war er in Gedanken versunken. Und er war aussergewöhnlich ruhig. Eine ähnliche Ruhe hatte sich jetzt seiner bemächtigt wie damals, da er ausgegangen war, um zu stehlen.

Als er aber die vor dem Gemeindeamt versammelte Gemeinde gewahr wurde, drohte das Herz, ihm die Brust zu sprengen. Wie soll er's nur im Angesicht der Gemeinde erzählen? Vielleicht abwarten, bis sie auseinander gegangen und es dann dem Vorsteher allein sagen?

Indessen war er der Gemeinde ganz nahe gekommen. Er selber wusste sich nicht mehr zu erinnern, wie er sich durch all die Leute zum Podium hindurchgedrängt hatte. Auf dem Podium stand der Schreiber und verlas irgend etwas. Petro wartete. Die Stimme des Schreibers wiederhallte ihm in den Ohren, doch die Worte zu unterscheiden vermochte er nicht. Er gab sich übrigens keine Mühe, ihm zuzuhören. Sein Kopf brannte.

Was war das? Die Gemeinde brummte — der Schreiber war mit dem Verlesen zu Ende. Nun war es an der Zeit.

Er nahm die Mütze ab und begann:

„Ihr guten Leute! . . .“

Die Gemeinde wurde ein wenig stiller.

„Petro sagt etwas, hört zu!“

„Was will er denn?“

„So hört doch an, was der Mann sagt!“

Petro benahm es den Mut, er atmete kaum. Ach! wie das die Brust bedrückte . . .

„Ihr guten Leute! Verzeiht mir, denn ich bin ein Dieb! Aus dem Magazin habe ich gestohlen . . .“

Nachdem er das gesprochen, warf er sich der Gemeinde zu Füßen . . .

Die Gemeinde begriff kaum, warum Petro sich einen Dieb nennt, denn keinem kam es in den Sinn, dass man aus dem Magazin gestohlen hätte. Der Schreiber hatte befohlen, Petro sofort zu arretieren. Doch liess es die Gemeinde nicht zu! — „Die Habe ist unser, also auch das Gericht!“ — schrienen die Leute. Aber die Gemeinde tat Petro nichts. Er selber hatte von seinem Verdienst das Geld erspart, um drei volle Säcke Getreide zu kaufen und die brachte er ins Magazin. Und da wurde er auch gleichsam von neuem geboren. Die Gemeinde fühlte es, nicht mit dem Verstand, aber mit dem Herzen, was Petro zu einer solchen Tat getrieben und niemand mehr erwähnte das. Petro selbst beruhigte sich langsam. Und Horpyna wurde wieder seine Horpyna, dieselbe, die sie früher gewesen . . . Und sie fingen wieder an zu leben, zu leben . . .

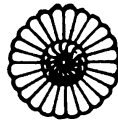
Aus dem Ukrainischen von Wilhelm Horoschowski.





Zeitschriften-Einlauf.

- | | |
|---|---|
| Allgemeine Deutsche Universitäts-
Zeitung. Berlin. | I' Europeen. Paris. |
| Bukowyna. Czernowitz. | Les Temps Nouveaux. Paris. |
| Bukowinaer Post. Czernowitz. | Literaturno-Naukowyj Wistyk. Lemberg. |
| Chiliborob. Czernowitz. | Medizinische Blätter. Wien. |
| Das freie Wort. Frankfurt a. M. | Monitor. Lemberg. |
| Das literarische Echo. Berlin. | Neue Bahnen. Wien. |
| Die Literatur. Hamburg. | Nowy Hromadskyj Hołos. Lemberg. |
| Deutsche Monatsschrift. Berlin. | Nowa Sitsch. Stanislau. |
| Deutsche Volksstimme. Berlin. | Nywa. Lemberg. |
| Deutsche Worte. Wien. | Ostschlesische Deutsche Zeitung. |
| Die Feder. Berlin. | Podilskyj Hołos. Tarnopol. |
| Die Gesundheit. Wien. | Politisch - Anthropologische Revue.
Leipzig. |
| Die Hilfe. Berlin. | Postup. Kolomea. |
| Die Wage. Wien. | Pracia. Lemberg. |
| Die Woche. Wien. | Promien. Lemberg. |
| Diło. Lemberg. | Promin. Waschkiwci. |
| Ekonomist. Lemberg. | Renaissance. München. |
| Freistatt. München. | Revue v. Neurologii, Psychiatrii, Prag. |
| Freie Lehrerzeitung. Czernowitz. | Ruslan. Lemberg. |
| Głos Robotniczy. Lemberg. | Ruska Rada. Czernowitz. |
| Hajdamaki. Lemberg. | Samostatnost. Prag. |
| Hochschul-Nachrichten. München. | Selanyn. Lemberg. |
| Juventut. Barcelona. | Slovausky Prehled. Prag. |
| Jüdisches Volksblatt. Wien. | Swoboda. Lemberg. |
| Juznyja Sapiski. Odessa. | Swoboda. Scranton. Amerika. |
| Kijewskaja Starina. Kijew. | The Aglo-Russian. London. |
| Knigopisec. Sophia. | Überall. Berlin. |
| Komar. Lemberg. | Utschytel. Lemberg. |
| La Justice Internationale. Paris. | Wola. Lemberg. |
| La Revue. (Revue des Revues.) Paris. | Zoria. Kolomea. |



Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc. sind nur an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, Gersthofenstrasse Nr. 32 zu senden** (nicht an die Administration des Blattes!).



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 21.

Erstes Novemberheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Des Herrn Koerber Versöhnungspolitik.

Als Dr. von Koerber ans Ruder kam, waren manche geneigt, in ihm den Friedensstern Österreichs zu erblicken. Man versprach sich sehr viel vom neuen Ministerpräsidenten. Er sollte dem aufgewühlten und zerrütteten Staatsorganismus Österreichs das so lange vermisste Gleichgewicht wiedergeben und die österreichischen Völker versöhnen. Das sollte auf dem gesetzlichen, von der österreichischen Verfassung vorgezeichneten Wege geschehen und der Ministerpräsident empfahl deshalb auf Schritt und Tritt die Achtung vor den Gesetzen, den ehernen Tafeln.

Eine geraume Zeit ist seit der Ernennung des nunmehrigen Kabinettschefs verstrichen. Dr. Koerber fing inzwischen an, ostentativ für die Taktik der polnischen Schlachta zu schwärmen; ja, er pilgerte sogar nach Galizien und demonstrierte dort zur Abwechslung statt der Achtung vor den ehernen Tafeln — seine Hochachtung vor der polnischen Wirtschaft.

Die Schlachta weiss, dass sie das Zustandekommen des ersten antiruthenischen Ausnahmsgesetzes nur der lebenswürdigen Unterstützung des Herrn von Koerber zu verdanken habe. Mit Applaus nahm sie somit die Aufwartung des Ministerpräsidenten zur Kenntnis. Letzterem wurde auch aufgetragen, dafür zu sorgen, damit es in der Bukowina, an den Pforten Galiziens, zu keinerlei nennenswerten Reformen komme. Dr. Koerber soll den galizischen Machthabern zugesagt haben, auch das zweite antiruthenische Ausnahmsgesetz — die sogenannte

Rentengütervorlage*) — unter Dach und Fach zu bringen, ohne Rücksicht auf die Proteste des ganzen ruthenischen Volkes. Der Herr Ministerpräsident opfert eben sogar seine Verfassungstreue, um nur die Völker Österreichs zu versöhnen . . .

Diese Bemühungen der Regierung zeitigten auch der Saat entsprechende Früchte. In Lemberg würdigten die Ruthenen die Politik unseres Versöhnungsendels, indem sie während der Anwesenheit des Herrn Koerber eine Demonstration vor dem Stathaltereigebäude veranstalteten und dem Ministerpräsidenten durch die argumenta ad hominem die Gefühle der Dankbarkeit für seine Verdienste um die Herstellung des nationalen Friedens in Galizien übermittelten. Nun findet die löbliche Taktik der Regierung auf dem entgegengesetzten Ende des Reiches ein lebhaftes Echo — sie ruft dort einen Knalleffekt hervor, der wahrscheinlich nicht so rasch verhallen wird. In dem ehrlichen Bestreben, die Völker Österreichs so nahe als möglich aneinander zu bringen, unterstützt Dr. Koerber das polnische Kolonisationsgesetz in Galizien (Rentengütervorlage) und gründet anstatt einer italienischen Universität in Triest — eine Rechtsfakultät in Innsbruck. Die erste Enunziation des reparierten Kabinetts Koerber im Parlament muss sich also mit den Liebesbezeugungen der österreichischen Völker zu einander — die in einer so drastischen Weise in Innsbruck zum Ausdruck kamen — befassen.

Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit unwillkürlich an die blutigen Badeni-Zeiten. Damals stand dem Ministerpräsidenten Graf Adalbert Dzieduszycki zur Seite. Dieser leitete — als Obmann des allmächtigen Zentralwahlkomitees — jene berühmten, an Toten und Verwundeten so reichen Wahlen, die der polnischen Schlachta eine Legitimation zur Herrschaft in Österreich ausstellen sollten. Nun, nach dem Tode des Apollinar Jaworski, übernimmt derselbe Graf Adalbert Dzieduszycki die Führerschaft des Polenklubs, um mit Herrn Dr. Koerber die Macht in Österreich zu teilen. Eine sonderbare Analogie!

Doch die Beziehungen des Herrn Koerber zur Schlachta sind älteren Datums und die vorübergehenden Missverständnisse — die noch vor kurzem sein Verhältnis zu dem Polenklub trübten — entsprangen eben der Geschichte dieser Beziehungen. Als nämlich Dr. Koerber Ministerpräsident wurde, machten sich sogleich in der Mitte der Schlachta malkontente Stimmen bemerkbar. Man erzählte, Dr. von Koerber habe unter Badeni Karriere gemacht, letzterer habe Koerber grossgezogen — dieser zeige sich jetzt undankbar gegen seinen Gönner, u. s. w. Man schrieb darüber auch in den Zeitungen. Diese Unzufriedenheit war ganz unerklärlich, umsomehr, als Dr. von Koerber der Schlachta niemals etwas angetan hat. Offenbar nahm man Herrn Koerber schon die Tatsache übel, dass er das Erbe seines Lehrers

*) Vergl. die fachmännische Studie „Die Rentengüter in Galizien“, Ruthenische Revue, II. Jahrgang Nr. 19, S. 539—546.

(wenn auch nicht unmittelbar) anzutreten wagte. Man fasste dies wahrscheinlich als Undank auf.

Die Gereiztheit der Herrschaften nahm beständig zu. Jeden Schritt, den Dr. von Koerber zur Sicherung und Befestigung seiner Position unternahm, legte man als groben Verstoss gegen die Machtstellung der Schlachta aus. Ja, die polnischen Blätter fingern bereits an, gegen das Beamtenministerium zum Sturm zu blasen. Es sollen ausserdem noch andere Einflüsse und Rücksichten im Spiel gewesen sein. Kurz und bündig, es blieb dem Kabinettschef nichts anderes übrig, als um jeden Preis den Versöhnungsweg anzutreten. Dieser Weg führte ihn nach Galizien.

Die polnischen Blätter triumphierten, sie behaupteten, „Dr. Koerber wandere nach Galizien, wie Kaiser Heinrich IV. nach Canossa“ und „er könne die Unterstützung der Polen nur für den Preis grosser politischer und wirtschaftlicher Konzessionen erkaufen . . .“ etc. Das Organ der podolischen Schlachta, die „Gazeta Narodowa“, hielt dem Premier ein grosses Sündenregister vor. Dass Dr. von Koerber sich somit nicht ohne jedes Geschenk vor der Schlachta Antlitz traute, ist einleuchtend. Interessant aber ist, was ein polnischer Abgeordneter nach der Rückkehr des Ministerpräsidenten über dessen galizische „Inspektionsreise“ in „Słowo Polskie“ schreibt. Wir lesen da wörtlich:

„Nur ein vollständig Unwissender kann glauben, dass solche Besuche, wie Dr. Koerber sie den Bezirkshauptmannschaften und Gerichten abstattete, für wirkliche Inspektionen gehalten werden können. Um die Amtsführung einer solchen Behörde kennen zu lernen, muss man in einem Bureau allein einige Tage lang je 10 Stunden verbringen, ganze Haufen von Akten durchstudieren, u. s. w. Aber nach einer so mühevollen Inspektion würde Dr. von Koerber erst recht keinen Begriff davon haben, wie die betreffende Behörde die Parteien behandelt, sei es während der Gerichtsverhandlungen, sei es bei der Ausübung verschiedener politischer Rechte durch die Bevölkerung . . .“

Wir sehen also, dass die Polen die Bezeichnung dieser Pilgerfahrt als Inspektionsreise für unaufrichtig erklären. Die Ruthenen — und zwar alle Ruthenen ohne Unterschied der Partei — teilen diese Ansicht vollständig. Im Übrigen ist das Verhalten des heutigen Ministerpräsidenten den Ruthenen gegenüber ganz dasselbe, wie es zur Zeit des polnischen Ministeriums war. Dr. von Koerber rüttelt die einstigen Tiroler des Ostens gewaltig auf, bringt sie zum Bewusstsein ihrer Lage und handelt damit ganz so, wie es sein Lehrer, Graf Kasimir Badeni, tat. Sein ganzes Sinnen und Handeln ist aber darauf gerichtet, die vollständige Einigkeit der polnischen Schlachta und der Regierung wieder herzustellen, sowie die Machtstellung der ersteren zu sichern. Bei dieser grossangelegten Politik hat Se. Exzellenz selbstverständlich keine Zeit für eine so unbedeutende Kleinarbeit, wie es die Verminderung der nationalen

Reibungsflächen in einzelnen Kronländern wäre. An solche, Lappalien dachte bekanntlich auch Graf Badeni nicht.

Die ganze Regierungskunst — oder die Versöhnungsidee, wie man es neunen will — hat somit der gelehrige Schüler seinem Magister abgelauscht. Nur, dass er nun auch die Erfahrungen verwerten kann, die Graf Badeni zu seinem lebhaften Leidwesen erst machen musste . . .

R. Sembratowycz.







Saporoger Gericht.

(Aus dem Roman „Tschorna Rada“.)

Von P. Kulisch.

Die Trommeln wurden geschlagen. Auf dem Beratungsplatz liessen sich die Ausrufer vernehmen: Zum Rat! zum Rat! zum Rat! Alle drängten sich durcheinander und begaben sich dorthin, wo die Trommeln geschlagen wurden. Am meisten beeilten sich zum Rat die Brüder (Benennung der Kosaken zur Unterscheidung von den Bürgern).

„Warum werden denn die Ratstrommeln gerührt?“ fragte ein Bruder den anderen, sich durch die Menge hindurch drückend.

„Als ob du's nicht wüsstest?“ entgegnete dieser. „Den Kyrjlo Tur werden sie richten.“

Mitten im Richterkreise stand Kyrjlo Tur gesenkten Blickes und um ihn herum alle Brüder. Auch das Volk drängte sich vor, um dem Saporoger Gericht anzuwohnen, doch waren die Nysschower nicht diejenigen, die da jeden hätten den Richterkreis betreten lassen, der nicht hineingehörte. Schulter dicht an Schulter gedrängt standen sie in etwa drei Reihen, die Füße fest gegen den Boden gestemmt. Und da sich noch hinter ihnen die städtischen Kosaken mit den Bürgern und der Menge aufgestellt hatten, blieb in der Mitte keine Spaubreit mehr frei. Wer etwas sehen oder hören wollte, musste über die Köpfe hinweg sehen; viele waren auch auf die Eichen hinaufgeklettert, um von dort aus zuzuschauen.

In der ersten Reihe stand Bruchoweckyj, den Hetmansstab in der Hand. Über ihm hielten die Militärfähnliche den Rossschweif und das kreuzförmige Banner. Zu seiner Rechten stand der Militärrichter, den Richterstab in der Hand, zu seiner Linken der Militärschreiber mit dem Tintenfass hinter dem Gurt, die

Feder hinter'm Ohr und Papier in der Hand; und etwas mehr zur Seite die langhärtigen Sitsch-Ältesten. Diese, obgleich sie wegen ihres hohen Alters kein Amt mehr inne hatten, waren bei den Beratungen immer die ersten. Gar mancher von ihnen war selbst Koschowyj (ältester der Saporoger im Lager) gewesen, und deshalb waren sie nun von allen geehrt und geachtet, wie Väter. Es standen ihrer fünf, gleichsam fünf graue zerzauste Tauben standen sie da und liessen die gedankenschweren Köpfe hängen. Die Kurynjler Otamane und die Ältesten schlossen die erste Reihe des Richterkreises ab. Alle standen sie entblößten Hauptes da — wie es sich eben für eine Gerichtsstätte ziemt.

Das Gericht über Kyryło Tur eröffnete Vater Puhatsch. Aus der Reihe tretend, verneigte er sich tief nach allen vier Richtungen, dann noch besonders vor dem Hetman, den Ältesten, den Otamauen und hub an, laut und ernst:

„Herr Hetman, ihr Väter, ihr Herren Otamane und auch ihr Brüder, tapfere Genossen und auch ihr rechtgläubige Christen! Wie besteht denn die Ukraine, wenn nicht durch die Saporoger? Und worauf stützt sich denn der Bestand der Saporoger, wenn nicht auf die hergebrachten uralten Sitten? Keiner könnte bestimmen, wann das kosakische Rittertum seinen Anfang genommen. Es hat seinen Anfang genommen noch zu Zeiten unserer berühmten Vorfahren, unserer Varjagen, die in die ganze Welt, zu Land und zu Wasser, ihren Ruhm hinaustrugen. Und diesen goldenen Ruhm hat noch kein Kosak befleckt — nicht der Kosak Bajda, der in Konstantinopel an einem eisernen Haken hing, auch nicht jener Ssamijło Kischka, der vierundfünfzig Jahre lang auf den türkischen Galeeren gepeinigt wurde — befleckt hat ihn nur ein Taugenichts, ein Hitzkopf, und dieser Hitzkopf steht hier vor euch! . . .“

Dann erfasste er Kyryło Tur an den Schultern und drehte ihn nach allen Seiten. „Sieh den guten Leuten hier“ — sprach er — „sieh ihnen, entarteter Sohn, ins Gesicht, auf dass es den andern zur Lehre sei!“

„Und was hat dieses Scheusal hier angestellt?“ — wandte sich wieder Vater Puhatsch zur Gemeinde. „Er hat so etwas angestellt, dass pfui . . .! Nicht einmal aussprechen kann man es. Mit den Weibern hat das Scheusal angebandelt und dadurch der ganzen Gesellschaft eine Schmach angetan, für ewig. Herr Hetman, Väter, ihr Herren Otamane und auch ihr Brüder: denket nach, beratschlaget euch und sagt an, wie wir uns von dieser Schmach befreien könnten? Was für eine Strafe über diesen Missetäter hier zu verhängen ist?“

Keiner liess sich ein Wort entschlüpfen; sie alle erwarteten, was der Hetmann sagen würde. Und die Ältesten lassen sich vernehmen: „Sprich, Herr Hetmann, dein Wort ist Gesetz.“

Bruchoweckyj schrumpfte gleichsam zusammen und sprach: „Meine Väter, was wichtiges könnte ich mit meinem niedrigen Verstand ausdenken? In euern grauen, verehrten Köpfen ist aller Verstand! Alle uralten Sitten und Bräuche sind euch bekannt — richtet nun, wie ihr es versteht, und meine Sache ist es, mit dem Hetmansstab das Zeichen zu geben, dann geschehe, was kommen muss. Nicht umsonst habe ich euch aus dem Saporogerland in die Ukraine geführt: so schafft denn Ordnung nach hergebrachter Sitte wie es euch gut dünkt; richtet und strafet, wen ihr nur selbst wollt, und gegen eueren Verstand wird sich der meine nicht auflehnen. Wir alle sind angesichts eurer grauen Haare Kinder und Toren.“

„Nu, wenn dem so ist,“ — sprachen die Greise — „was ist dann da noch lange zu überlegen? An den Pfahl mit ihm und Stöcke her!“

Dor Hetman gab mit dem Stab ein Zeichen. Der Richterkreis bewegte sich. Die Beratung war zu Ende. (Schluss folgt.)

Verantwortl. Redakteur: Roman Sombratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 22.

Zweites Novemberheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)



Ein Steinbrecher.

Galizische Silhouette.

Von R. Sembratowycz.

Motto:

Und tief war unser Glaube, dass mit eignen Händen
Den Fels wir sprengen, ihm entreissend Stück um Stück;
Dass wir mit eignem Blute und Gebein vollenden
Den Weg, der neu und festgefügt, wird blenden
Die Welt mit neuem Leben, voll von neuem Glück.

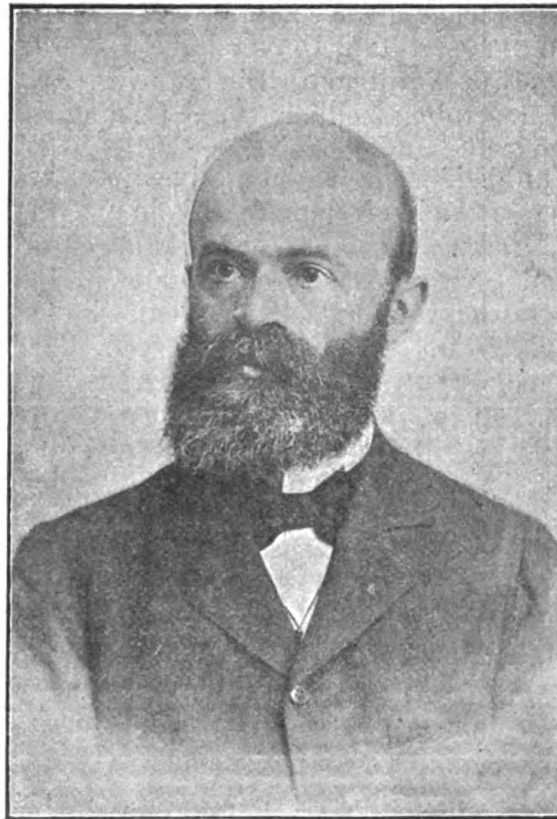
J. Franko.

In einer bescheidenen Behausung in der Lubliner Uniongasse zu Lemberg lebt ein ebenfalls bescheidener und anspruchsloser Mann, auf dessen Schultern das Schicksal ein ganzes Kapitel der Geschichte der ruthenischen Bewegung in Galizien geschrieben hat. Der etwas vorgebeugten Statur, den ermüdeten Gesichtszügen sieht man an, dass diese Geschichte eine gar drückende Last sein müsse. Ja wohl, sie hat ihn das ganze Leben lang gedrückt, doch nicht zu brechen vermocht. Michael Pawłyk — das ist der Name des Mannes, dessen Bildnis wir anbei bringen — schritt immer zähe und unentwegt vorwärts, den Felsen durchbrechend, die Bahn für andere freimachend. Und wenn ihn auch der mühsam erklimmte Pfad nicht zu Lorbeeren, nicht zum Einfluss führen sollte, wenn er — der schlichte Steinbrecher — auch den schwächeren Charakteren, aber glücklicheren Talenten an den steilen Abgründen des felsigen Weges seinen schützenden Arm bieten musste, um sie der Verzweiflung zu entreissen, der sicheren Kommandobrücke zuzuführen und schliesslich den im menschlichen Leben so gewohnten Undank dafür zu ernten, liess er es doch gerne geschehen, sobald sich dabei nur die Sache der Allgemeinheit vorwärts bewegen konnte. Denn er machte sogar die berechtigten Anforderungen seines „ich“ niemals geltend, wenn dies den Interessen seines Volkes nicht förderlich war. Dabei behauptete er seine Unabhängigkeit sowohl nach oben, wie nach unten hin — nach rechts, wie nach links. Er horchte nur der Stimme seines Gewissens, seiner inneren Überzeugung und ging sicheren Schrittes seinem Ziele zu, ohne irgend ein Hindernis zu beachten. Deshalb musste er vielen Gegnern begegnen. Denn jeder, der im Leben etwas will, trifft Freunde und stösst auf Feinde. Viel Feinde, viel Ehre. Nur wer nichts will, wer kein ernstes Programm hat, kann es allen recht machen.

Nun steht er an der Schwelle des dreissigsten Jahres seiner publizistischen Tätigkeit, die also von seinen Verehrern in allen Ecken der breiten Ukraine — wenn auch bescheiden — gefeiert wird. Das 30jährige Jubiläum findet den früh ergrauten Pawłyk in stiller Zurückgezogenheit — er lebt nur mehr seiner Studierstube.

Mag man auch nicht mit allen Schritten des Jubilars einverstanden sein, mag mancher der Hiebe der unermüdlichen Steinbrecherhand fehlgeschlagen haben oder unnötig gewesen sein — Pawłyk tat dies aber niemals aus Eigenliebe, aus Eitelkeit, oder gar aus Gehässigkeit, niemals um sich persönlich den dornigen Weg angenehmer zu gestalten, oder denselben abzukürzen. Nein!

Die heisse Liebe zu seinem unglücklichen, allseits bedrückten Volke war sein Leitstern, der feste Glaube an die Zweckmässigkeit seiner Arbeit war seine Triebkraft. Im Jahre 1889 schrieb der heutige Jubilar an die eben verstorbene Schriftstellerin E. Jarschynska: „... Die Volksaufklärung, die Emanzipation des Volkes gehen jetzt über alles. Alle sollen daher vorzugsweise in dieser Richtung arbeiten. Und wenn wir einmal die schlummernden Mächte der Volksseele erweckt haben, dann werden aus den Volksmassen Talente emportauchen, von denen manches sogar den Schewtschenko in den Schatten stellen wird. Bis dahin sind



Michael Pawlyk.

wir nur einfache Arbeiter, Steinbrecher ...“ Diese Worte kennzeichnen am besten das ganze Leben und Wirken Pawlyk's, dem das Wohl seines Volkes immer über alles heilig war. Deshalb unterstützte er jedes gemeinnützige Unternehmen, wenn er auch darin nicht die führende Rolle inne hatte und die Initiative seinen politischen Gegnern zu verdanken war. Denn er machte seinen Patriotismus niemals zum Monopol, er betrachtete immer alle Kämpfer für die seinem Volke geraubten Rechte als Waffenbrüder, nicht aber als Konkurrenten. Darin besteht der Wert des gefeierten Steinbrechers für das ruthenische Volk — das ist die Ursache der allgemeinen Achtung, die man Pawlyk in jedem Parteilager ent-

gegenbringt. Die Charakterfestigkeit, die politische Keuschheit, der Mannesstolz, das sind Eigenschaften, die jedem — ob Freund, ob Feind — nur Ehrfurcht vor diesem Manne einflössen.

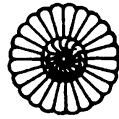
In einer armen Bauernhütte geboren (1853) und erzogen, lernte Pawłyk von Jugend an die endlosen Qualen seiner Volksgenossen, die Folgen der Politik der galizischen Machthaber kennen. Er sah es, wie immer enger und enger die schweren Ketten um den Hals seines Volkes geschlossen werden, wie dessen wirtschaftliche, kulturelle und nationale Entwicklung unterbunden wird. Wie der grösste Teil der heutigen ruthenischen Intelligenz in Galizien, sah sich auch der junge Pawłyk genötigt, den Zutritt zur Bildung mit Anstrengung aller Kräfte selbst sich zu erkämpfen. Während seiner Gymnasial- und Universitätsstudien musste er sich bitter das tägliche Brot verdienen. Die schwere Arbeit und die Entbehrungen untergruben zeitlich seine Gesundheit.

Seine publizistische Tätigkeit begann Pawłyk als Mitarbeiter des von der „Akademischen Verbindung“ in Lemberg herausgegebenen „Druh“. Im Jahre 1878 kam er mit dem bekannten Gelehrten und Schriftsteller Dragomanow in Berührung und diese Bekanntschaft war von entscheidendem Einflusse auf die Wirksamkeit Pawłyk's und seiner Zeitgenossen. Er gab dann die Zeitschrift „Hromadskyj Druh“ — später „Dzwin“ und „Mołot“ heraus, in welchen er sowohl seine Abhandlungen, sowie seine belletristischen Werke publizierte. Er musste seine Überzeugungen wiederholt durch Freiheitsstrafen büssen und übersiedelte im Jahre 1879 nach Genf, wo er gemeinsam mit Dragomanow und Podołynskyj die Zeitschrift „Hromada“ erscheinen liess. 1882 kehrte er nach Galizien zurück. 1890 gründete er die Zeitung „Narod“ und nahm an der Gründung der radikalen Partei teil, deren hervorragendster Führer er bis vor kurzem war. Wie erwähnt, zog er sich in letzterer Zeit von der politischen Schaubühne zurück und widmet nunmehr seine Kräfte ausschliesslich der schriftstellerischen Tätigkeit.

Zu den bedeutendsten Werken Pawłyk's gehören folgende Monographien: „Über die ruthenisch-ukrainischen Volkslesevereine“; „Jakob Gawatowytsch, der Verfasser der ersten ruthenischen Intermedien aus d. J. 1619“; „Michael Dragomanow, 1941—1895“; „Dragomanow's Korrespondenz“. Auch als Übersetzer war er tätig. Er suchte seinem Volke die Errungenschaften der westeuropäischen Kultur zuzuführen und kämpfte gegen jedwede Bevormundung auch auf dem literarischen Gebiete. Pawłyk war der erste, der in Galizien den Kampf gegen den Personenkultus unternahm und in diesem Lande überhaupt eine Kritik möglich machte. Die Tätigkeit Pawłyks war für die publizistische Welt Galiziens bahnbrechend. Er wirkte radikalisiert nicht nur auf die ruthenische, sondern auch auf die polnische Gesellschaft. Und die freiheitlichen Parteiführer — ohne Unterschied der Nationalität — denken heute nicht mehr daran, dass die Bahnen, die sie nun

wandeln, nur mit Müh' und Qual von Pawlyk passierbar gemacht wurden. Der gefeierte Publizist kann mit Recht von sich sagen:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heisst ein Kämpfer sein!“



Literarische Charakterbilder.

II. Petro Artemowskyj-Huľak.

Von Roman Tustanowskyj (Wien).

Kotlarewskyj inaugurierte die neue Periode der ukrainischen Literatur mit seiner travestierten „Aeneis“ (1798), und in seine Fusstapfen traten nebst anderen W. Gogol, Artemowskyj-Huľak, Kwitka-Osnowjanenko, Borowykowskyj, Hrebinka, Schtschoholiw, u. s. w. und setzten die Arbeit auf dem nationalen Gebiete fort. Kotlarewskyj bemerkte, dass die oberen Schichten des ukrainischen Volkes mit scheelen Augen auf das gemeine Kosakenvolk hinsahen und dass diese unglücklichen Söhne der ehemals glorreichen Bruderschaft jetzt Gegenstand des Spottes und Hohnes waren. Kotlarewskyj konnte aber noch nicht mit aller Schärfe gegen die Herren auftreten, er beschränkte sich vorderhand auf eine satirisch travestierte Epopöe, um eine Aussöhnung zwischen den oberen und unteren Schichten des ukrainischen Volkes anzubahnen. Der Einfall war ein genialer. Freilich, später war es leichter zu einem ernsten Werke überzugehen, das das Verhältnis zwischen den ehemaligen und heutigen Zuständen widerspiegeln sollte.

Diese Arbeit fiel eben Petro Artemowskyj-Huľak zu.

Er ist im Jahre 1790 in Horodyschtsche im Kijewer Gouvernement als Sohn eines armen Pfarrers geboren und studierte in Kijew. Nach Absolvierung der Universität zu Charkow nahm er eine Hofmeisterstelle bei einem reichen Polen an. Später wurde er Universitätsprofessor in Charkow, wo er auch im Jahre 1866 starb.

Es ist merkwürdig, dass Artemowskyj seinen Schriftsteller-ruhm hauptsächlich einem Werke, einer Satire zu verdanken hat. Er hinterliess zwar mehrere poetische Werke, das bedeutendste ist aber die Satire „Herr und Hund“. Den Erfolg, den Artemowskyj durch dieses Gedicht erzielte, mögen die Worte eines neueren ukrainischen Schriftstellers wiedergeben, der sagte: „Und hätte Artemowskyj-Huľak überhaupt nichts mehr ausser der Satire „Herr und Hund“ geschrieben, müssten wir sagen, dass wir einen bedeutenderen Dichter verloren haben.“ Die Satire hat folgenden Inhalt: Der treue Haushund Rjabko behütet in der Nacht das Vermögen seines

Herrn, wird aber früh morgens von ihm geprügelt, weil dieser durch sein Bellen nicht schlafen konnte. In der nächsten Nacht schweigt der Hund, Diebe bestehlen seinen Herrn und die Schuld hat wiederum Rjabko zu tragen, er wird abermals geprügelt, weil er nicht gebellt hat. Das Märchen schliesst mit den Worten des Hundes: „Möge Ihnen der schwarze Teufel im Kote dienen!“



Petro Artemowskyj-Hużak.

Ein Narr ist der, der bei Narren Dienste nimmt und ein noch grösserer, der meint, sie jemals zufriedenstellen zu können.“ Konyskyj erklärt diese Satire folgendermassen: „In Rjabko liefert uns der Dichter ein prächtiges Bild von dem Unrecht, darunter die Leibeigenen zu leiden hatten. Vor den Augen des Lesers steht nicht Rjabko, nicht ein Hund, sondern das ganze geknechtete ukrainische Volk. Nicht Rjabko ist es, der die ganze Nacht den Hof seines Herrn, ohne sich Ruhe zu gönnen, bewacht — die unglücklichen Leibeigenen sind es! Nicht Rjabko windet sich unter

den Peitschenhieben der Diener, nicht Rjabko ist es, der mit Stöcken geprügelt wird, der jämmerlich gemartert wird. Es ist dies das Geschrei der von der Bureaucratie und den höheren Schichten unterdrückten Leibeigenen — ihre Tränen, ihre Seufzer sind es, ihr Gewimmer.“ — Das Gedicht ist meisterhaft geschrieben, so dass man nicht weiss, was zuerst zu bewundern: die epische Ruhe im Erzählen, oder das komische Element des Märchens, das sich stark mit dem fürwahr echt dramatischen Element eint. Und die Sprache ist lebendig, kernig und so schön, dass bis auf Schewtschenko kein ukrainischer Dichter es zuwege brachte, dieselbe in dem Grade auszubilden, wie es Artemowskyj-Huľak speziell in diesem Märchen getan hat.

Seine literarische Tätigkeit beschloss Artemowskyj schon im Jahre 1880. Damals wurde bei ihm auf eine Denunziation hin eine polizeiliche Hausdurchsuchung durchgeführt, die ihn von der Beteiligung an der ukrainischen Literatur fernbleiben liess. Trotzdem aber gehört Artemowskyj zu den grösseren ukrainischen Dichtern. Seine Sprache ist schöner und reiner als die Kotlarewskyjs und seine Ideen sind die allgemein menschlichen, er erhob im Interesse des unterdrückten leibeigenen Volkes einen nachhallenden Protest.

Von den zeitgenössischen Schriftstellern ist nur noch Wassyl Gogol zu erwähnen, von dem nur zwei Lustspiele erhalten geblieben sind. Diese zeichnen sich durch echt ukrainischen Humor aus, der bei dem lachenden Leser finstere Erinnerungen heraufbeschwört und ihn zu traurigem Nachdenken zwingt. An den Lustspielen von Wassyl Gogol wuchs heran und bildete sich aus das mächtige Talent seines Sohnes Nikolaus, der seine Werke in russischer Sprache schrieb. Der väterliche Humor ergiesst sich im ganzen Strome aus dem Wirken des genialen Schriftellers, dem aber das ukrainische Lesepublikum zu klein war, weshalb er den reichen Stoff des ukrainischen Lebens zur Bereicherung der russischen Literatur verwendete.

Die Werke Artemowskyjs erscheinen allenfalls als das erste hervorragende Produkt der ukrainischen Literatur unmittelbar nach Kotlarewskyj. Daher gebührt diesem Dichter der erste Platz neben dem Gründer der neuen Periode unserer Literatur.



Saporoger Gericht.

(Aus dem Roman „Tschorna Rada“.)

Von P. Kulisch.

(Schluss.)

Der Sünder Kyryło Tur wurde mit Stricken gebunden und zu dem in der Nähe stehenden Pfahl geführt. An diesem wurde der Arme derart befestigt, dass er sich nach allen Seiten hin wenden konnte, auch liess man ihm überdies die rechte Hand frei, damit der Arme einen Becher Met oder Branntwein trinken konnte; denn so war es bei diesen wunderlichen Nysschowern eingeführt, dass neben dem Pfahl auch ein Fässelchen Branntwein stehen musste und ein Sieb voll Weissbrote — erstens, weil es dem angetrunkenen Sünder nicht so schwer fiel, aus dem Leben zu scheiden, zweitens, weil die Kosaken dann umso hurtiger nach dem Stock griffen. Denn auch Bündel Stöcke lag da. So blieb denn jeder Bruder im Vorbeigehen stehen, trank einen Becher Met oder Branntwein, ass ein Weissbrot dazu, ergriff dann einen Stock, fuhr damit dem Sünder über den Rücken und ging seiner Wege. „Und sie hatten schon diesen verfluchten Brauch“ — erzählten sich alte Leute — „so dass, wenn einer sieben Stöcke bekommen, er bestimmt kein Brot mehr essen wird.“ Nur selten, sehr selten traf es sich, dass kein einziger Bruder den Becher berührte, sondern vorüberging, als wenn er nichts sehen würde. Dann stand der arme Sünder seine Zeit ab, wurde losgebunden und durchgedroschen. Nur musste der Kosak, dem eine solche Gnade der Gesellschaft zuteil werden sollte, schon ein ganz aussergewöhnlicher Ritter sein. Freilich auch Kyryło Tur war in der Sitsch nicht der letzte, ein feuriger Kosak, kein gewöhnlicher Bruder, ja aber auch sein Verschulden war ein sehr schweres. Ein grösseres Vergehen scheint es überhaupt im Saporogerland nicht zu geben, als dies, ins-Haidekorn-springen.*) Deshalb kam auch so ein Bruder dahergegangen und griff nach einem Stock, auf dass sich eine solche Sünde unter den Jungen nicht verbreite; er tat es, trotzdem ihm der Kosak leid tat. Es sei denn, dass er beim Anblick des Kyryło Tur sein hartes Saporoger-Herz bezwang. War es denn nicht vorgekommen, dass sie im wilden Feld irgend eine Gefahr zusammen zu überstehen hatten, oder dass einer den anderen aus einer Not befreite? So an Vergangenes zurückdenkend, liess dann der Bruder die Hand sinken und entfernte sich vom Pfahl, gleichsam nicht er selber.

Überdies wurde Kyryło Tur vor einem bösen Geschick von seinem Freunde Bohdan Tschornohor bewahrt. Dieser, um den Pfahl herumgehend, hält den einen durch flehendes Bitten zurück, den anderen erinnert er an irgend einen Gefallen, den ihm Kyryło erwiesen, einen anderen hinwieder zankt er aus; und so entfernt sich denn auch jeder, Tschornohors Verbissenheit eingedenk, wie die Katze vom Speck, und mochte er auch noch so gern einen Schnaps triuken. Einen Otamen anflehend, vergoss er sogar Tränen, der getreue Kamerad Turs. Und in der Sitsch stand eine so innige Kameradschaft in hohen Ehren.

Da geht Vater Puhatsch geradewegs auf den Pfahl zu. Diesen rüstigen, finsternen Greis wagte nicht Bohdan Tschornohor zu bitten, geschweige denn auszuzanken. Und wenn er ihn auch bitten wollte — die Zunge versagte. Wie ein junger Hund sich unter dem Tor verkriecht, sobald er den grossen Nachbar-

*) Ins Haidekorn springen = sich mit einem Weib abgeben, was im Kosch (Lager) und während der Übungen bei strenger Strafe verboten war.

Anm. des Übers.

hund gewahr wird, so trat auch der arme Tschornohor zur Seite, dem rauhen Greis den Weg zu räumen. Dieser aber näherte sich dem Pfahl, leerte einen Becher Brantwein, rühmte auch noch die Güte des Brantweins, ass ein Weissbrot dazu und nahm dann einen Stock in die Hand. „Dreh dich um“ — sprach er — „du . . . du einer . . .!“

Der Armselige drehte sich um und jener hieb ihm mit dem Stock derart auf den Rücken, dass die Knochen nur so knackten. Doch zeigte sich Kyryło Tur als echter Saporoger: keine Miene verzog er, er stöhnte nicht einmal auf.

„Merk dir, Lump, wie man kosakischen Ruhm ehrt!“ sagte Vater Puhatsch, legte den Stock nieder und ging fort.

Petro sah dem von der Ferne zu und sah ein, dass Kyryło Tur viele solcher Geschenke nicht aushalten würde. Der Unglückliche dauerte ihn. Er trat auf ihn zu und fragte, was er der Schwester und der Mutter ausrichten solle.

Bohdan Tschornohor aber glaubte, dieser wolle sich überzeugen, ob Tur einen festen Rücken habe, und schützte den Freund mit dem eigenen Rücken, indem er ans Schwert griff und sprach: „Junge! Ich lasse nicht den erstbesten Hergelaufenen an meinem Freunde sein Mütchen kühlen! Es gibt da eigene Brüder zur Genüge.“

„Auch du scheinst im Schädel nicht viel Hirn zu haben!“ — sagte Kyryło Tur. — „Lass ihn zu; das ist eine brave Seele: der da drückt dich nicht in den Sumpf, wenn du sinkst, im Gegenteil, er zieht dich heraus. Du sollst leben, Bruder! Schau, wie schön man bei uns Gäste traktiert! Trinken wir einen Becher Met, Herr Bruder, damit es nicht gar so bitter ist.“

„Trink du allein, Bruder, ich nicht,“ — entgegnete Petro — „auf dass mich eure Ältesten nicht am Ende heissen, mich mit dem Stock zu bedanken.“

„Nu, eure Gesundheit, Bruder!“ — sagte Kyryło Tur — „ich trinke allein.“

„Was soll ich Schwester und Mutter sagen?“ — fragte Petro.

Der Schwester und der Mutter sich erinnernd, senkte Kyryło Tur den Kopf und erwiderte mit den Worten des Liedes:

Wer, Kosaken, sich im Städtchen von euch blicken liesse,
Dass er mir die arme Frau, die alte Mutter, grüsse;
Mag sie klagen, mag sie weinen, sie wird nichts erlehen,
Denn ob ihrem Sohne krächzt ein Rabe in den Höhen.

„So wirds auch kommen, du entarteter Sohn!“ — sprach einer von den Ältesten der Sitsch, der näher getreten war und dem noch drei andere folgten. „Bau nicht darauf, dass die Jungen an dir vorübergehen; wir werden dich schon selber hereinlegen, lass uns nur vorerst einen Becher Brantwein trinken.“

Dann nahm er einen Becher, füllte ihn, trank ihn aus und räusperte sich. Hierauf ergriff er einen Stock und sprach: „Was meint ihr, Väter? Ich glaube, man gebe ihm eins über den Schädel, damit der Lump vorende!“

„Nein, Bruder!“ — meinte der zweite Greis — „keiner von uns weiss sich zu erinnern, dass man jemals einen Schuldigen über den Kopf geschlagen hätte. Der Kopf ist ein Abbild der Ähnlichkeit Gottes: eine Sünde ist es, gegen ihn den Stock zu erheben. Der Kopf trägt an nichts die Schuld. Aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken: Mordsucht, Ehebrechen, Lüsternheit, Diebstahl. Der Kopf, Bruder, ist an nichts schuld.“

„Ja, was tun, Bruder,“ — liess sich der dritte Greis vernehmen — „da man doch das Herz mit dem Stock nicht erreichen kann? Und am Rücken tötest du diesen Ochsen auch mit einem Beilstiel nicht. Und es ist schade, einen

solchen Sünder in der Welt zurückzulassen: auch ohnedies wird schon, weiss der Teufel, was noch aus den berühmten Saporogern.“

„Hört meinen Rat an!“, — begann der vierte Greis — „wozu in aller Welt kann ein solcher Sünder der rechtgläubigen Christenheit nützen? Haut ihn, den entarteten Sohn! Schade, dass ich nicht mehr den Stock nehmen darf, sonst würde ich so lange dreschen, bis ich den ganzen Schäffel Branntwein ausgetrunken habe. Haut, Väter, den entarteten Sohn!“

Da tranken die Greise, einer nach dem anderen, einen Becher Branntwein, worauf ein jeder einen Stock ergriff und ihn auf Kyrylo Tur's Rücken niedersausen liess. Sie hatten noch genug Kraft in den alten Händen, denn der Rücken knackte. Ein anderer wäre schon längst zusammengebrochen. Kyrylo Tur aber hielt alle vier Stöcke aus, ohne sich zu krümmen; ja, als die Greise fortgegangen waren, scherzte er noch mit seinem Gast.

„Bei uns im Sitschbad“ — sagte er — „schwitzt man gut, das muss man uns schon lassen! Nach einem solchen Dampfbad schmerzt der Rücken nicht mehr, auch die Lenden nicht.“

„Was der Frau Mutter sagen?“ — fragte Petro abermals.

„Was willst du ihr denn sagen?“ — entgegnete Kyrylo. „Sag ihr, dass der Kosak nicht wegen der Seele eines Ziegenbockes gestorben ist, das ist alles. Und das Kennzeichen meines Schatzes weiss mein Freund. Einen Teil wird er der Mutter und der Schwester übergeben; den anderen bringt er nach Kijew zur Brüderschaft: dort hat mich die Sünde versucht, nun sollen sie auch dort für meine Seele beten; den dritten Teil wird er nach Tschorna Hora führen: mögen sich dafür die braven Kerle bleierne Bohnen und schwarze Hirse kaufen, damit sie beim Totenturnier die Seele Tur's womit zu feiern haben.“

„Stärke dich, Kamerad“ — sprach Bohdan Tschornohor — „nun wird keiner mehr die Hand auf dich erheben. Bald werden die Pauken zum Mittagmahl gerührt; da lassen sie auch dich los und du bist ein freier Kosak.“

Petro musste bis Mittag warten, ob er vielleicht doch Kyrylo's Mutter und Schwester werde mit einer frohen Botschaft trösten können. Als er auf dem Gerichtspatz umherging, überzeugte er sich, dass nicht allein Tschornohor es war, der Kyrylo Tur in Schutz nahm: viele von den Brüdern, die andern begegneten, griffen an die Schwerter, als wollten sie sagen: „Beeile dich nur zum Branntwein, ich werde ihn schon schnell aus dir herauspressen!“ Endlich wurden die Pauken zum Mittagmahl gerührt und ein ganzer Haufen Saporoger warf sich über Kyrylo Tur: sie banden ihn vom Pfahl los, umarmten und begrüßten ihn nach dem Dampfbad.

„Schert euch zu des Unreinen (Teufels) Mutter!“ — sagte Kyrylo Tur. „Hättet ihr nur selbst am Pfahl gestanden, es verginge euch schon die Lust zum Umarmen.“

„Nun, du Teufelssohn!“ — sprach Vater Puhatsch nähertretend — „schmeckt der Kosch-Stock? Vielleicht schmerzt dich jetzt so der Rücken, wie jenen Teufel, der den Mönch nach Jerusalem fuhr? Na, entarteter Sohn, lege dir diese Blätter da auf, und morgen ist es verschwunden, wie mit der Hand weggewischt. Auch wir wurden in der Jugend für irgend etwas geschlagen, daher kennen wir die Heilmittel gegen dieses Übel.“

Kyrylo Tur wurde von den Brüdern entkleidet, und Petro rieselte es wie Frost unter der Haut, als er dessen weisses Hemd voll Blut sah, das Hemd, das ihm die arme Schwester genäht und verbrämt hatte; es klebte noch an den Wunden. Kyrylo Tur presste die Zähne aneinander, um nicht aufzustöhnen, als

sie es ihm vom Körper losmachten. Vater Puhatsch selber legte ihm am Rücken irgendwelche breite, mit etwas Klebrigem befeuchtete Blätter auf.

„Na“, — sagte er — „jetzt geh gesund und spring nicht ins Haidekorn, sonst gehst du zugrunde, wie ein Hund!“

Hierauf hoben die Brüder jauchzend die Fässer mit Met und Brantwein in die Höhe, nahmen das Sieb mit den Weissbroten mit und geleiteten Kyryło Tur zum Mittagmahl.

Das Mittagmahl nahmen die braven Jungen auf dem Rasen ein, unter den Eichen; jeder Kurnyj für sich mit seinem Kurnyj-Otaman. Die Ältesten speisten zu Mittag im hetman'schen Kurnyj; nur Vater Puhatsch kam zum Tisch des Kyryło Tur und das war schon eine hohe Ehre für den ganzen Kurnyj. Kyryło Tur trat ihm seinen Otaman-Platz ab und setzte sich selbst neben ihn. Zwei Lyrämänner, die ihnen gegenüber sassen, spielten verschiedene Ritterlieder und sangen von Netschaj, Morosenko, Perebjnos, welche sich in der ganzen Welt eines unbefleckten Ruhmes erfreuten; sie sangen auch vom Berestetschko-Jahr, wie sich die Kosaken plagten und sich plagend die Herzen stählten; auch von der Steppe sangen sie, vom Schwarzen Meer, von der Gefangenschaft auf türkischen Galeeren und von den Trophäen und dem Ruhme der Kosaken. Und trugen dann wieder im Rezitativ vor der Gesellschaft vor, damit sich die Kosakenseele auch hinter dem Tisch emporschwinde.

Vater Puhatsch segnete den Tisch. Alle nahmen das heilige Brot, ein jeder holte den Löffel aus der Tasche hervor (für einen Sitschmann schickte es sich nicht, ohne Löffel herumzugehen, ebenso wenig wie ohne Pfeife), als plötzlich Kyryło Tur um sich sah und sprach: „Ach, Brüder! Mir hat man den Verstand mit Stöcken totgeschlagen, und ihr habt wahrscheinlich schon von Geburt an Hauf im Kopf. Hat man das je gesehen, dass man einen Gast aus dem Kosch hungrig hinausführt?“

„Herr Otaman!“ entgegneten sie, „Gott bewahre uns vor solcher Knauseri! Von was für einem Gast redest du da?“

Da kommt aber auch schon Bohdan Tschornohor mit Petro.

„Hier ist mein Gast!“ sagte Kyryło Tur. „Der da ist, wenn ihr es wissen wollt, der Sohn des Popen von Pawołotsch, der nämliche, mit dem ich hinter Kijew derartig zusammentraf, dass das Feld lächelte.“

Sämtliche Brüder freuten sich, als sie Schrams Sohn erblickten. Sie hatten schon längst von seiner Tapferkeit gehört. Manche erhoben sich und umarmten ihn wie einen Bruder; andere wieder drückten sich aneinander, um ihm Platz zu machen.

„Setz dich zu mir her, Söhnchen!“ redete ihn Vater Puhatsch an. „Du bist ein braver Kosak, . . . Eh, du Kosak! Du hast ja keinen Löffel, wie ich sehe. Das ist keine Frucht von unserem Feld! Bei euch Städtischem wird alles unmenschlich gemacht: da wird aus silbernen Schüsseln gegessen und den Löffel im Busen hat der Henker wohl. Macht ihm, Kinder, einen Löffel aus Schilfrohr oder aus Rinde, sonst sagt er dem Vater: „Die verdammten Saporoger haben mich ausgehungert. Der Alte wünscht uns schon ohnedies die Hölle herbei.“

Bei den Saporogern wurde zu Mittag wenig Fleisch verabreicht, stets nur Fische. Das Fleisch mochten die braven Kerle ebensowenig ausstehen wie Mönche. Alles Geschirr war von Holz, auch die Trinkbecher waren von Holz. Am Tisch sitzend, schlürften die braven Brüder Brantwein, Met, Bier, aber keiner betrank sich, so sehr hatten sie sich ans Trinken gewöhnt.

Mehr als die Andern trank diesmal Kyryło Tur: der Arme wollte sich allem Anscheine nach berauschen, damit der Rücken nicht so sehr schmerzte, doch auch der Rausch half nichts. Er wurde nur lustig und als man vom Tisch aufstand und die Brüder anfangen zur Bandura zu tanzen, ging auch er zum Tanz; er schwenkte sich im Kreise und machte solche Wendungen, dass niemand geglaubt haben würde, dieser Kosak sei mit Stöcken geprügelt worden. Eine solche Geduld war sonst den Saporogern nicht eigen.

Nach dem Essen wollte Petro nach Hause gehen, doch hielt ihn Kyryło Tur zurück, indem er sagte: „Warte, Bruder, auch ich fahre mit. Nach einem solchen Dampfbad heisst das nicht genug gerastet haben. Vor der Gesellschaft sich krümmen ist eine Schmach, zu Hause bleibe ich bis morgen liegen.“

Kyryło Tur hielt sich noch eine Weile auf, dann liess er zwei Pferde satteln und fuhr aus dem Kosch, nachdem er dem Freunde vorher etwas zugeflüstert hatte. Unterwegs machte Kyryło verschiedene Dummheiten, zum Schluss meinte er: „Bruder, tritt den Saporogern bei! Was zum Teufel sollst du deine Jahre unter den abenteuerlichen städtischen Kosaken verbringen?“

„Und was meinst du?“ erwiderte Petro. „Ich selber habe schon gar manchmal daran gedacht.“

„Ich habe dich lieb, Kosak!“ sagte der Saporoger. „Was, zum Teufel, wirst du bei den Städtischen erleben? Deine Städtischen werden gar bald draufgehen . . .“

Sie fahren vors Haus vor und ihnen entgegen laufen Kyryłos Mutter und Schwester. Wie herzlich erfreut sie waren, lässt sich nicht erzählen! Die Eine erfasst den Zügel des Pferdes, die Andere zieht den Saporoger vom Sitz herab. Er lächelt bloss.

„Schaut her!“ sprach er. „Ich hab's euch doch gesagt, ihr sollt euch nicht grämen! Aber, es scheint, euch hat Gott schon dazu erschaffen, dass ihr ewig jammern sollt.“

Sie wollen ihn umarmen, aber er stösst sie mit den Händen von sich: „Nein,“ sagte er. „Das nicht! Die Brüder haben mich ohnedies beinahe aus dem Kurynj gejagt, weil ich nach Weib rieche, wie sie meinten.“ Petro aber flüstert er zu: „Mir ist jetzt so zum Umarmen, wie dem Sünder zum siedenden Kessel.“

Petro wollte nun nach Hause gehen, aber Kyryło lud ihn auf einen Becher Branntwein ein. Und auch die alte Mutter und die Schwester Kyryłos verneigten sich und baten ihn, er möchte doch wenigstens in die Stube hineinsehen.

„Nu, Frau Mutter!“ begann Kyryło Tur. „Gib uns jetzt einen solchen Schnaps, der selbst dem Teufel zu Kopfe steigen müsste! Und gib gleich ein ganzes Fass her! Für Ritter, wie wir, ist eine Flasche auch für einen von uns zu wenig.“

Tatsächlich wurde aus der Kammer Schnaps geholt, Kyryło Tur aber, anstatt den Gast zu beehren, begann selber den Branntwein zu schlürfen, wie Wasser. Die Mutter fürchtete, er könnte sich übertrinken und wollte ihn ihm wegnehmen, doch er: „Weg, Mutter, weg! Der Mensch ist kein Vieh, mehr als einen Eimer trinkt er nicht aus.“

Und er schlürfte weiter, bis er zum Schwanken kam und bewusstlos zu Boden sank. Alle gerieten in Angst, nur Petro allein kannte die Ursache dessen. Er half den Weibern, Kyryło Tur vom Boden aufzuheben und aufs Bett zu legen.

Daun verabschiedete er sich und ging nach dem Vorwerk Hwytowtschyn, in Gedanken versunken darüber, was er gehört und gesehen.

Aus dem Ukrainischen übertragen von Wilhelm Horoschowski.





Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc. sind nur an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, Gersthofenstrasse 32 zu senden** (nicht an die Administration des Blattes!).



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 23.

Erstes Dezemberheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)





Die Feldfee.

Aus dem Roman „Als ob die Ochsen auch bei voller Krippe brüllen.“

Von Panas Myrnyj.

Draussen ist es hoher Frühling. Wo du auch hinblickst — alles ist verwandelt, hat ausgeschlagen, ist erblüht in herrlichen Blüten.

Die helle Sonne, warm und freundlich, hatte auf dem Erdreich erst winzige Spuren hinterlassen: wie eine Maid zu Ostern gefällt sie sich in ihrem prächtigen Kleid. Das Feld — ein unabsehbares Meer — hat überall, wo du nur hinsiehst, einen grünen Teppich ausgebreitet und lächelt nur so. Über ihm hat der Himmel sein blaues Zelt ausgespannt — kein Fleckchen, kein Wölkchen: es ist rein und durchsichtig — und der Blick taucht nur so unter . . . Gleich geschmolzenem Gold ergiesst sich über die Erde gleissendes Sonnenlicht; auf den Feldern spielt eine Sonnenwelle und unter der Welle schlummert das Bauerngeschick. Es schiesst empor, wird rautengrün . . . Ein sanfter Wind weht von den warmen Ländern her, eilt von Feld zu Feld, nährt und labt jedes Pflänzchen . . . Und sie halten miteinander leise geheimnisvolle Zwiesprache: du hörst nur das Sausen des Roggens und der Gräser. Und hoch oben erschall das Lied der Lerche: das klingt hinaus wie ein silbernes Glöcklein, erbebt, schlägt um und verklingt in den Lüften . . . Es wurde unterbrochen von einem Wachtelschlag, der in die Höhe drang und übertönt vom gequälten Gezirp der Heupferdchen, die sich unterbrechend, dann immer wieder irgend einen wunder-vollen Hymnus zusammen anstimmen, der dringt in die Seele und löst in ihr die Güte, die Innigkeit und die Liebe zu allem. Und du bist wohltauf und liebe-selig und frohgemut. Im Herzen geht dein Leid zur Ruh, deinen Sinn beschlei-chen keine Sorgen und eine frohe Hoffnung bemächtigt sich deiner, du bist guter Gedanken voll und voller Sehnsucht . . . Du selber möchtest leben und lieben,

und wünschest jedermann Glück. Nicht umsonst gehen zu solcher Stunde die Bauern — ob es Sonntag ist oder auch ein anderer Feiertag — ins Feld hinaus, das Getreide zu besichtigen.

Zu eben solcher Stunde, an einem Sonntag und zur Frühstückszeit, ging den Weg, der sich schlängelnd hinzieht von dem grossen Dorf Pisky bis zum einst berühmten Romodna, ein junger Mensch. „Nicht aus wohlhabendem Haus!“ — sagte der einfache umgehängte Kaftan. — „Aber ein feiner Charakter!“ — entgegnete das saubere, weisse, auf der Brust angenähte Hemd, das unter dem Kaftan hervorschimmerte. Die Troddeln des roten Gurts baumelten bis an die Knie herab und die hohe graue Mütze von Reschetplower Pelz, auf die Seite gedrückt, deutete auf einen burschikosen Charakter hin.

Es war auch tatsächlich ein Bursche, der da kam. Auf den ersten Blick schien er ungefähr ein Zwanziger zu sein. Über der Oberlippe war kaum ein schwarzer seidenweicher Flaum hervorgesprossen, welcher dereinst zu einem Schnurrbart werden sollte; auf dem gleichsam behauenen Kinn war da und dort ein spinnwebedünnnes Härchen zu sehen. Die Nase — klein, dünn, ein wenig zugespitzt; schwarze, dunkle Augen — gleichfalls scharf; das längliche Gesicht — kosakisch; weder von hoher noch von kleiner Statur, nur der Rücken ist breit und gewölbt die Brust . . . Das die ganze Erscheinung. Solchen Burschen begegnet man sehr häufig auf unsern Vorwerken und in unsern Dörfern. Nur eines ist an ihm nicht alltäglich — der überaus feurige Blick, der ist scharf wie der Blitz. Darin leuchtete es wie von ungewöhnlichem Mut und von Seelenstärke, zugleich auch von einer eigentümlich wilden Sehnsucht.

Gemächlich schlenderte er, die Hände auf dem Rücken und mit seinen glänzenden Augen um sich her spähend, blieb zuweilen stehen und liess lange die Blicke auf den grünen Feldern ruhen; dann schritt er weiter, blieb wiederum irgendwo auf einem Hügel stehen und sah aufs Feld hinaus. Und er hatte auch schon das morsche Brücklein überschritten und ging nun mitten durch die Wiesen der Ebene zu. Die Frühlingspfützen waren noch nicht ausgetrocknet — doch sie blühten schon, sie waren schon grün; und morgens und abends quaken Frösche in ihnen. Da blieb er auf einer kleinen Anhöhe diesseits des Brückleins stehen und wandte letzterem das Gesicht zu, sah nach einer Pfütze hin und liess dann den Blick auf dem Getreide ruhen. — Also hier ist das Getreide schöner als hinterm Dorfe dorten. — dachte er bei sich — ja, hier hat's wahrscheinlich stärker geregnet . . . Dann wandte er sich wieder um und schritt weiter. Der Ebene zuschreitend, bog er vom staubigen Weg ab, dem Berghang zu, und ging mitten durch das grüne Getreide. Kaum war er beim Feld angelangt, da bückte er sich, riss eine Handvoll Getreide mit den Wurzeln aus und besah es, dann liess er den Blick über das Feld schweifen — und in seinem Gesicht spiegelte sich die Freude. — Das da ist meine Arbeit — sprachen gleichsam seine Augen — sie ist nicht unnütz verschwendet: einen Mann hat sie aus mir gemacht, einen Wirt! . . . Das herausgerissene Getreide in den Händen drehend, warf er einen Blick nach der anderen Seite der Ackerscheide, um dann wieder sein Feld ins Auge zu fassen, als vergliche er beide Felder mit einander, und sprach laut: — Sieh . . . auf unserem Feld ist das Getreide schöner als bei Onkel Kabanezj: so dicht ist das meine und schlank, und bei ihm — kaum, dass es von dem Boden absteht, niedrig, gelb, saftlos . . .

Er hatte kaum das letzte Wort ausgesprochen, da — er horcht. Unweit, hinter dem Korn dort, singt wer. . . Er hielt den Atem an, spitzte die Ohren,

er lauscht. . . Die Stimme ist zart, geschmeidig und klangvoll, und überallhin dringend, erschallt sie bald in den hohen Lütten, bald schleicht sie sich am Erdboden hin, über das grüne Getreide hinweg, erstirbt irgendwo in fernen Feldern, und ergiesst sich dann wieder in die Seele als unverhofftes Glück. . .

Der Bursche stand da, wie verzaubert. Ihm schien es, er habe noch niemals eine so frische, geschmeidige Stimme gehört. Aus seinen Auge leuchtete die Freude; sein Gesicht wurde belebt, als hätte es jemand mit frischem Wasser bespritzt; sein Herz erbebt, als hätte es jemand berührt. „Wer das nur sein mag?“ dachte er und folgte der Stimme.

Er mochte etwa zehn Schritte gemacht haben, da verstummte der Sang — der Widerhall allein erscholl noch über seinem Haupte. Er tat noch einen Schritt, noch . . . da rauschte es im Getreide, raschelte, als hätte sich etwas in ihm verfangen, schlug sich durch. . . Noch eine Weile — und aus dem Getreide kam eine Mädchengestalt zum Vorschein. . . Der Bursche blieb stehen. Einer Wachtel gleich huppte das Mädchen mitten durch das Feld. Klein, schwarzbraun, mit Feldblumen bemalt, glich sie in nichts den Dorfmadchen, die, häufig von der Sonne gebräunt, gross sind und sehr plump. Klein, rund, geschmeidig und rührig und mit grünen Kleidern angetan, nahm sie sich mitten im hohen grünen Getreide wie eine Russalka aus. . .

Und allem Anscheine nach hielt sie auch der Bursche anfangs für eine solche Feldfee, denn er stand da wie festgewurzelt, das ohnehin längliche Gesicht noch grösser, und mit weit aufgerissenen verwunderten Augen. . .

Das Mädchen lief noch ein wenig weiter und blieb stehen. Sie wandte sich, sah ihn aus trüblichen Augen an, und ihr frisches jugendliches Gesichtchen lächelte. Jetzt fasste sie der Bursche besser ins Auge. Das schwarze Kraushaar, mit Feldblumen bekränzt, wand sich wundervoll um die weisse Stirne, feine Strähne dieses schwarzen glänzenden Zopfes fielen auf das rosige Gesichtchen, herab, das war anzusehen wie schwellende Äpfel; aus den schwarzen Samtaugen schien das Feuer selber zu sprechen. . . Zwei schwarze Brauen haben sich, gleichsam zwei Blutegel, festgesogen oberhalb der Augen, die waren leicht überschattet von langen dichten Wimpern. Selbst winzig, flink und geschmeidig, mit einem sichtbar fröhlichem Lächeln, lockte sie schon durch das allein zu sich heran. Das grüne, rotgetupfte Boikorsett, der rote Rock in Bouquets, die teuern Korallen um den Hals, die Kreuzlein, die goldenen Dukaten — alles das stand herrlich der schönen Mädchengestalt.

Sie stand dem Burschen gegenüber, wie hingemalt — sie lockte ihn gleichsam mit ihrer seltsamen Schönheit. Ohne von ihr die Augen zu wenden kam er auf sie zu.

„Weshalb gehst du hier herum?“ begann sie zuerst.

„Und warum zertrittst du das Getreide?“ erwiderte er nicht besonders höflich.

„Wie wenn das dein Getreide wäre?“

„Wessen sonst. . . Und was?“

„Dass dich. . . wie er mich erschreckte! . . .“ und sie schwieg stille. Der Bursche seinerseits schwieg auch.

„Und wer bist du?“ fragt er nach einer Weile, die Worte schluckend.

„Wie bist du hier aufgetaucht? Wo kommst du her? . . .“

Das Mädchen bemerkte, wie dies nur Mädchen bemerken, dass seine Stimme stockte; ihre Augen sprühten, begannen ihr Spiel. . .

„Und was geht das dich an?“ fragte sie ihn, mit den Augen zwinkernd.

„Und wozu bist du denn hergekommen, auf fremdes Feld?“ sagt er. „Was für eine bist du? Was suchst du hier?“ Man hört, wie ihm bei jedem Wort der Atem in der Brust stockt.

„Will ich nicht sa—a—gen!“ erwiderte sie gedehnt, indem sie lächelte und mit dem Gesichtchen sich ein wenig vorüberbeugend, verschränkte sie die weichen weissen Hände. „Bin hergekommen, weil ich unweit wohne. . . . Doch wer bist du?“

„Komm hieher!“ sagt er lächelnd und zugleich mit den Augen einladend. „Wir setzen uns da her . . . plaudern . . . und da sag' ich dir auch — wer ich bin.“

In das Mädchen fuhr es wie ein Schuss. Sie klatschte in die Hände, lachte auf und verschwand im üppigen Korn. Dann sprang sie auf die grüne Wiese hinaus, die in ihrer Feldblumenpracht dalag; dann wandte sie sich wieder schief nach links und lief quer durch den Gemüsegarten: wie ein Wiesel einen Baum im Walde, ebenso rasch stieg sie den Hügel hinauf und blieb stehen, und aufatmend lief sie dann wieder wie ein Gespenst hinunter und versteckte sich hinter dem Berge.

Der Bursche rührte sich nicht von der Stelle. Er steht da und folgt ihrer Spur mit noch verwunderteren Augen, als könnte er den Berg durchschauen! . . . In seinen Ohren klang noch ihre frische, zarte Stimme, ihr jugendliches, helles Lachen; wie ein Traumgesicht stand sie noch vor seinen Augen, diese geschmeidige, flinke Gestalt; es lächelte ihn an, ihr weisses rosiges Gesichtchen mit den hellen Augen und den schwarzen Brauen; er glaubte sie ganz zu sehen, wie sie dastand im grünen Korsett, im roten Rock — wie lebend. . . .

„Was das nur sein mag?“ grübelte er. „Ist es wirklich so, oder träume ich? . . . Und woher sie wohl sein mag? . . . Ist das nicht die Soldatentochter? Aber sie sagten doch, dem Soldaten sei die Tochter gestorben . . . Hm . . . Ja auf den Vorwerken gibts ja so was nicht . . . Es sei denn, die Chmenkow'sche? — Ist aber auch hübsch weit, um sich von Chmenkows Vorwerk hieher zu verlaufen . . . Scheint doch eine von einem Vorwerk: und im Dorfe ist ausser der vom Feldvogt keine da, an die man da denken könnte . . . Also die vom Feldvogt auch nicht: die vom Feldvogt kenne ich — und die vom Feldvogt ist nicht so Eine, die sich fünf Werst vom Dorfe entfernen würde . . . Wer sie wohl sein mag? . . .

Und weil ihm das Grübeln zur Lösung des Rätsels nicht verholfen, stieg er den Hügel hinan, um nachzusehen, wohin das Mädchen gegangen war. Es war schon spät. Das Mädchen war nicht zu erspähen und hüben und drüben schimmerten grün, von Feldern umlagert, die Obstgärten der Vorwerke, herrlichen Blumenbeeten vergleichbar, und mitten aus dem grünen Laub der Weichsel-, Birn-, Pflaumen- und Apfelbäume ragten weisse, nette Häuschen hervor. Der Bursche stand noch eine Weile auf dem Hügel, ergötzte sich an der Schönheit der Gegend, starrte bald dies, bald jenes Vorwerk an, rief sich ihre Eigentümer ins Gedächtnis, suchte unter deren Töchtern in der Erinnerung — und in Mutmassungen verloren, kehrte er wieder zurück, nach Hause.

Er trat so leise auf wie auf seinem Wege hieher, vielleicht auch noch leiser, und sann und sann . . . Und im Herzen — er fühlte es — geschah etwas Unbekanntes, etwas Wunderbares; das war schwer und leicht zugleich, und traurig und fröhlich, und er möchte singen, und möchte weinen . . . Es fliessen keine Tränen, und die Stimme versagt; eine unverhoffte Trauer erfasst sein Haupt,

ein Gedanke jagt den zweiten; nirgends ein Halt, nirgends etwas, darnach man greifen könnte — einem Traungesicht jagt er nach . . . Und vor seinen Augen her — ein grünes Korsett, ein roter Rock, ein verlockend lächelnder Blick, ein karmesinroter Mund mit einer Reihe winziger, weisser Zähne, wie Perlen . . . Wie Frost rieselte es ihm über den Rücken . . .

„So ist's!“ sprach er laut vor sich hin. „Bin ich etwa närrisch geworden, oder gar verrückt? . . . Zu Hause ist das Vieh nicht getränkt, und ich schlendre hier umher — sogar auf das Sinnen habe ich vergessen!“ Er hob den Kopf in die Höhe und beschleunigte seine Schritte.

Und da war auch schon Pisky. Am äussersten Ende des Dorfes, von der Feldseite her, stand ein winziges Häuschen, mit den Fenstern auf die breite Strasse hinaus. Hinter dem Häuschen standen kleine Ställe; etwas weiter — Baum dicht an Baum — ein Garten; und alles das von einem niedrigen Zaun umgeben. Man konnte es gleich merken, dass diese Wohnstätte keinem besonders reichen Wirt gehörte. Nicht Wohlstand war es, was hier einem auffiel, sondern harte Arbeit. Das Haus, wenn auch alt, ist sauber, weiss — man sieht, dass sich darum die Hände des Wirtes bekümmern; der Hofraum ist reingekehrt; die Staketen sind ganz, wenn auch niedrig, das Einfahrtstor bilden übers Kreuz zusammengeschlagene Bretter.

Unweit von der Haustürschwelle stand ein nicht mehr junges, ärmlich geleidetes Weib und rief laut die Hühner zusammen, indem sie aus einer Schüssel Getreide austrente. Aus dem Stall aber kam eine junge Sau dahergelaufen und ein Borg, die begannen eiligst die Körner zu vertilgen, die Hühner nicht dazu lassend. Anfangs jagte das Weib die ungeladenen Gäste davon, mit dem Rufe „Arja, Glattes, Arja!“, dann klatschte sie in die Hände und stiess nach dem Borg mit dem Fusse; doch als sie sah, dass bei solchen Nimmersätten weder mit Schreien noch mit leichten Schlägen etwas auszurichten war, riss sie den Stock aus dem Besen und fuhr damit auf das „nimmersatte Fressvolk“ los, der Breite und der Länge nach, so dass der Stock zersplitterte . . . „O verflucht, . . . verdammt! . . . Durch die da ist der Stock in Stücke! . . .“ schrie aus voller Kehle das Weib und warf mit dem zerbrochenen Stock nach dem Schwein.

Eben zu diesem Lärm war der Bursche angekommen. Er hatte noch nicht die Tür hinter sich geschlossen, da fiel auch schon das aufgebrachte Weib über ihn her.

„Wo du nur herumgehst, Tschipka? Wo du nur stecken magst?“ sprach sie vorwurfsvoll. „Um welche Zeit er ausgegangen ist! Nicht die Kuh ist getränkt, nicht die Stute, und er schlendert herum . . .“

„Im Feld war ich, Mutter . . . das Gemüse habe ich besichtigt . . .“ entgegnete er.

Die Mutter sah ihm fest ins Gesicht, als wollte sie sich überzeugen, ob das die Wahrheit war. Da hatte sich aber der Sohn umgewandt und ging geradewegs in den Kuhstall.

„Vergeude die Zeit nicht, treib die Kuh zur Tränke, denn sie muss doch auch einmal gemolken werden!“ schrie ihn die Mutter bereits von der Flurtür vorwurfsvoll an.

Der Sohn hatte diesen Vorwurf nicht gehört. Er liess die Kuh aus dem Stall heraus, band die Stute von der Krippe los und zur Tränke ging's. Schnell hatte er sie hingetrieben und schnell kehrte er auch zurück. Er trieb das Vieh in den Stall und nahm frisches Gras mit. Das grüne Gras mahnte ihn an das grüne Korsett, schien ihm gleichsam eine bekannte Gestalt . . .

Rasch warf er das Gras in die Krippe . . . Es schien ihm, dass aus dem Gras zwei schwarze Augen hervorglüheten, wie zwei Kohlen . . . „Verschwinde, Traumgesicht! . . .“ schrie er, die Hände vom Gras wegwendend. „Festgehäkelt hat's dich!“

Rasch machte er den Stall zu und ging ins Haus.

Schweigend nahmen sie das Abendbrot ein. Dann gingen sie zur Ruh.

„Wisst Ihr nicht, Mutter — hat der Soldat eine Tochter?“ fragt er nach einer Weile.

„Welcher Soldat, mein Sohn?“

„Der neben unserem Feld sein Vorwerk hat.“

„Ich weiss es nicht, mein Kind. Ich weiss, dass eine da war, doch sagten sie, sie wäre gestorben. Was ist denn damit?“

„Ich fragte nur so . . . nichts . . .“

Das Gespräch brach ab. Die Mutter auf dem Fussboden war eingeschlafen. Der Sohn lag auf der Bank. In seinen Kopf kommt kein Schlaf. Schwül ist es ihm und übel, und die Seiten brennen ihn, und da steht sie auch schon vor seinen Augen. „Versinke Verwunschene!“ flüstert er. Er drehte sich von einer Seite auf die andere, zog den Kittel über den Kopf. — Nicht einzuschlafen, und fertig . . .

„Nein, gar so bald erlebst du's nicht, dass ich ins Feld geh'! . . .“

* * *

(Schluss folgt.)



Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc.** sind **nur an Roman Sembratowycz, Wien XVIII/2, Gersthofenstrasse 32 zu senden** (nicht an die Administration des Blattes!)



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.

RUTHENISCHE REVUE

Halbmonatsschrift.

Herausgegeben von:

Basil R. v. Jaworskyj. Dr. Andreas Kos. Roman Sembratowycz.

Nr. 24.

Zweites Dezemberheft 1904.

II. Jahrg.

(Nachdruck sämtlicher Artikel mit genauer Quellenangabe gestattet!)

Der ostasiatische Krieg und der russische Absolutismus.

Motto: Die russische Macht stellt keinesfalls ein zivilisatorisches Element vor. Sie erstickt die Völker, die sie absorbiert, die Ruthenen seit jeher und in jüngster Zeit die Finnländer.

Yves Guyot, ehem. franz. Minister.

Das vierte Jahr des 20. Zentenniums geht zur Neige — ein ereignisschweres Jahr, das viel Blut kostete und doch in keinerlei Hinsicht eine entscheidende Wendung brachte. In Ostasien kämpft das tapfere Japanervolk gegen die panrussischen Expansionsbestrebungen. Im europäischen Osten ringen die russischen Völker nach Licht und Freiheit — sie kämpfen gegen die immer mehr drückende Allmacht der Bureaukratie an. Das Rückgrat der internationalen Reaktion beginnt sich allmählich zu krümmen und nur mehr die preussische Pickelhaube greift dem russischen Absolutismus — in einer ebenso unwürdigen, wie ungeschickten Weise — unter die Arme, begleitet vom höhnischen Gelächter der intelligenten deutschen Gesellschaft. Das offizielle Russland muss also „das Christentum und die Zivilisation“ nach zwei Fronten hin verteidigen: gegen den äusseren und den inneren Feind.

Dass die äusseren Niederlagen den russischen Absolutismus auch nach innen hin schwächen und dessen Zusammenbruch beschleunigen, ist einleuchtend. Ebenso begreiflich ist es, dass die russische Intelligenz — im Gegensatz zu der unter den Japanern herrschenden Stimmung — trotz des ganz natürlichen Schmerzes über den Verlust der Angehörigen und über den wirtschaftlichen Ruin des Landes jede neue Niederlage der russischen Armee erleichterten Herzens aufnehmen müsse.

Es ist fürwahr eine schaurige Perspektive: die Schlachtfelder der Mandschurei werden mit dem Blute der russischen Jugend gedüngt — an den Pforten des europäischen Russland pocht die Cholera. Und doch können wir trotz dieser bedrängten Situation den russischen Waffen nicht den Sieg wünschen — da es gleichzeitig der Sieg des jetzigen Regierungssystems wäre, das in keiner Hinsicht Sympathien verdient.

Russland verteidigt die Zivilisation und das Christentum auf diese Weise, dass es die Ruthenen, das grösste nichtrussische Volk im Zarenreiche, seiner kardinalsten Rechte beraubt und den Gebrauch seiner Muttersprache verbietet; dass es den Einlass der ruthenischen Bibelübersetzungen in die Ukraine mit den Bajonetten verwehrt; dass es die Ukraine vor jedem Lichtstrahl der Kultur sorgfältigst beschützt. Wir riefen die zivilisierte Welt zur Zeugin dieser beispiellosen Vergewaltigung an und das Urteil der eminentesten Vertreter der westeuropäischen Kulturwelt lautete geradezu vernichtend. Dichter und Denker, Gelehrte und Politiker verschiedener Nationalitäten und Parteien erklärten den Ukas vom Jahre 1876 für eine kulturwidrige, barbarische Massregel, für einen Schandfleck in der Geschichte Russlands.*) Björnstjerne Björnson bezeichnet die Proskription der ruthenischen Sprache als „das Dümme, wovon man je im Umkreise des geistigen Lebens sprechen gehört“. In den Ohren eines Europäers klingt die Erzählung von diesen Massnahmen der panrussischen Politik beinahe legendär, etwa wie eine auf Konto der grauen Vergangenheit erdichtete Räubergeschichte. Die Petersburger Regierung nimmt aber uns gegenüber denselben Standpunkt ein, wie im Jahre 1876. Die Ausrottung unserer nationalen Kultur, die Erstickung des geistigen Lebens in der Ukraine ist noch immer ihre Devise. Man muss somit über den Mut der russischen Bureaucratie — der Mutter dieser Verordnungen — staunen, die nun im feierlichen Ton erklärt, die europäische Kultur vor den Asiaten zu beschützen!

Welche Ironie! Heute, am Ende des Jahres 1904, müssen wir berichten, dass das kuriose Verbot der ruthenische Sprache im slavischen Riesenreiche noch immer Gesetzeskraft besitze; dass, während den kleinsten russischen Völkerschaften — in letzterer Zeit auch den Litauern — gestattet wurde, in ihrer Muttersprache Zeitungen herauszugeben, sämtliche Gesuche um Bewilligung der Herausgabe ruthenischer Pressorgane abgewiesen wurden. Die heilige Schrift in ruthenischer Übersetzung ist zwar in Japan nicht verboten, wird aber den Bestimmungen des Ukases vom Jahre 1876 gemäss von den Grenzen des Zarenreiches fern gehalten. Die späteren Generationen könnten tatsächlich glauben, dass der erwähnte Ukas der prähistorischen Zeit, dem Altertum, oder der Zeit der Hunnen angehöre, drum wird der russische Kulturhistoriker dem Datum dieser denkwürdigen kaiserlichen Verordnung den unentbehrlichen Zusatz „nach Christi Geburt“

*) Vrgl. Ruthenische Revue, II. Jahrgang, Nr. 11—17.

beifügen müssen, sonst kann dieser Anachronismus leicht missverstanden oder gar als ein lapsus calami aufgefasst werden.

Wir haben vor kurzem hervorgehoben, dass wir dem Liberalismus der jetzigen russischen Regierung nicht trauen, dass man die russischen Völker offenbar in schöne Hoffnungen einlullen wolle, um sich so über die Krise hinwegzuhelfen, bis sich der Absolutismus von den ostasiatischen Hieben erholt hat. Die Richtigkeit unserer Behauptung bestätigt sich bereits. Kaum ist in den Niederlagen der russischen Armee eine Pause eingetreten und schon erhebt der Absolutismus mutiger den Kopf — die reaktionäre Hofpartei gewinnt schon an Einfluss und beginnt sich ungenierter zu geberden. Das ist ein neuerlicher Fingerzeig für die russischen Völker, ein neuer Beweis dafür, dass die Japaner durch ihr tapferes Verhalten sehr viel zum Zusammenbruch des zentralistischen Petersburger Absolutismus beitragen können.

R. Sembratowycz.









Literarische Charakterbilder.

IV. Eugen Hrebinka.

Von O. Turjan'skyj (Wien).

Eugen Hrebinka (geb. 1812) nimmt in der ukrainischen Literatur eine hervorragende Stelle vorzugsweise durch seine Fabeln ein, welche einen grossen literarischen Wert besitzen. Dieselben erschienen im Jahre 1834 im Druck und riefen grosses Aufsehen durch die Originalität des Inhaltes und die ukrainische Weltanschauung hervor. Kulisch fällte über diese Fabeln folgendes Urteil: „Wenn wir die Fabeln Hrebinkas mit den russischen vergleichen, finden wir dort kaum schönere als die Hrebinkas, nur sind die russischen Glocken lauter, als die ukrainischen. Hrebinka malt in seinen Fabeln unsere Dörfer, Felder und Steppen mit frischen, nicht entlehnten Farben. Wenn er lacht, hört zu und ihr werdet gleich neben dem Lachen einen traurigen Ton vernehmen; wenn er wahrlich trauert, sprosst sein Wort von Blüten inniger, ukrainischer Poesie. Breit sind seine Fabeln, wie unsere Steppen, scherzhaft sind sie und zugleich melancholisch, wie unsere Landleute; indem sie scherzen, rühren sie tief die Seele.“

In seinen Fabeln nimmt Hrebinka die Bauern und unaufgeklärte Leute vor der Willkür der Grundbesitzer und der Bureaukratie in Schutz. Kony'skyj spricht sich über die Fabel: „Die Rose und der Hopfen“ folgendermassen aus: „Die Ausbeuter des Volkes, die Grossgrundbesitzer, die Gerichtsbeamten und die Amtsdienner saugen aus dem Volke sein Blut, ziehen seine Adern aus, berauben es, verhindern seine Entwicklung und Aufklärung und umspinnen es mit Elend, Finsternis und Sklaverei so, wie der Hopfen die Rose umspinnen und vernichtet hat, selbst aber grünte.“ Und an anderer Stelle sagt er: „Leset die Distel und das Hanflein,“ „die Gerste“, „das Bärengericht“ und andere Fabeln — und vor eueren Augen erscheint in lebendigem Bilde das schwere Leben des ukrainischen Volkes mit allen bureaukratisch-leibeigenschaftlichen Verfassungen — Unrecht und Ausbeutung in Gerichten, Unwahrheit in der Erziehung und Aufklärung und dgl.“

Nach diesen Worten Kony'skyjs sollte Hrebinka als ein tüchtiger, revolutionärer Satiriker und Reformator erschienen sein! Dem war jedoch nicht ganz so. Hrebinka hatte keine rechte Vorstellung davon, wo eigentlich die Wurzeln des Übelstandes der Staatsverfassung steckten — er geisselte das Unrecht, das seine Gefühle

verletzte — ohne jedoch die Ursachen genau zu prüfen. Der Umstand, dass oft die Mitglieder der bedrückten Volksklassen in den Dienst der sozialen Bedrücker sich begeben, schien ihm in dem ganzen Elend am bittersten, am verwerflichsten. Darin sah er das grösste Übel, als ob er an die Möglichkeit eines allge-



Eugen Hrebinka.

meinen passiven Widerstandes, der Entsagung der verwerflichen Dienstleistung von seiten der untersten Volksschichten — also an eine allmähliche Reform von unten glauben würde. Deshalb nahm er zum Gegenstande seiner Ironie und Satire fast ausschliesslich niedere Amtorgane, Gemeindeschreiber und Gerichtsdienner, was oft einen einseitigen und naiven Eindruck macht. Hiedurch beging Hrebinka den Fehler, dass er durch die Beimischung des publizistischen Elements seine Märchen in künstlerischer Hinsicht

schwächte und eine ungenügende Ursache des trostlosen Volkslebens angab.

Konyſkyj tut also Hrebinka Unrecht, indem er ihn, den schüchternen Fabeldichter als einen politischen Kämpfer preist. Wenn wir Hrebinkas: „Die Distel und der Hanf“, „Das Bärengericht“ u. a. lesen, empfinden wir, abgesehen von dem spezifisch ukrainischen Kolorit, denselben Eindruck, wie beim Lesen analoger Fabeln Aesops und Lafontaine's. Konyſkyj sieht die Ungerechtigkeit und Ausbeutung der russischen Bureaukratie „in lebendigem Bilde“ weniger in den Fabeln Hrebinkas selbst, er kennt sie vielmehr aus eigener Erfahrung, als rüssischer Untertan. Eine wahre Fabel besitzt die Eigenschaft, dass der Inhalt derselben verschiedenartig erklärt und ausgelegt werden kann und darin liegt vorzugsweise ihre künstlerische Bedeutung. Wenn sie aber eine sozial-politische oder nationale Frage behandeln soll, muss die Grundidee derselben immer die eine sein, deutlich und klar ausgeführt werden, einen bestimmten Zweck verfolgen und die Form, selbst muss das allegorische Gewand vermeiden. Dann aber ist sie keine Fabel mehr. Nehmen wir z. B. die Fabel: „Die Distel und das Hanflein“ in Betracht. Was kann die Distel bedeuten? Einen Wucherer, Ausbeuter, Egoisten, Räuber und — wenn man will — russische Bureaukratie. Und das Hanflein ist entweder ein Armer, oder ein Schwacher, Unglücklicher oder das ukrainische Volk! Daraus erhellt schon, das die wahre Fabel kein erfolgreicher Faktor im politischen Kampfe sein kann, weil sie keinen unmittelbaren und klaren Ausdruck dem Gedanken gibt. Allerdings ist Hrebinka ein talentvoller Fabeldichter, aber kein Kämpfer mit dem verfaulten russischen Regime.

Hrebinka begann noch im Lycäum das Gedicht des grössten russischen Dichters Puschkin „Połtawa“ zu übersetzen. Nach den Märchen gab er den ukrainischen Almanach „Łastivka“ heraus, in welchem er die Werke der hervorragendsten ukrainischen Schriftsteller: Osnawjanenkos, Schewtschenkos, Tschužbyńskyjs und fünf eigene unterbrachte. Im übrigen schrieb er sehr viel in russischer Sprache: am meisten Gedichte und Romane; aber die Sujets zu denselben entnahm er vorwiegend dem Leben und der Geschichte der Ukraine.



Die Feldfee.

Aus dem Roman „Als ob die Ochsen auch bei voller Krippe brüllen“.

Von Panas Myrnyj.

(Schluss).

Sonntag. Der Tag war etwas trübe. Es regnete nicht, doch hatte sich die Sonne irgendwo versteckt und der Himmel war mit grauen Wolken überzogen. Die Glocken riefen zur Kirche. Tschipka kleidete sich an und ging mit der Mutter . . . Sie kamen aus der Kirche und assen zu Mittag. Tschipka tränkte die Stute und die Kuh. Es ist noch früh. Er geht draussen umher und langweilt sich. „Höchstens trinken?“ überlegte er. „Ich werde gehen — sie werde ich nicht sehen — mich im Felde zu erholen.“

Er ging. Das Brücklein passierte er, er nähert sich der Wiese. Da hört er dieselbe Stimme . . . Am ganzen Körper begann er zu zittern, und das Herz klopfte ihm nur so.

„Ny, sieh nur zu . . . jetzt wird's nicht so!“ lispelte er. „jetzt merkst du's nicht einmal, wies über dich kommt, das Übel! . . .“ Er stand noch eine Weile da und lauschte. Dann liess er sich in einer Furche nieder und folgte leise auf allen Vieren der Stimme, wie ein Dieb.

Das Mädchen sass am Fusse des Hügels, im grünen Gras und flocht einen Kranz aus Wolfsmilch, Rittersporn und andern Feldblumen, die die Wiese dorten mit einem wunderbaren Teppich bedeckten und mit ihrem Duft die Luft tränkten. Sie sass mit ihrem Rücken der Stelle zugekehrt, von wo Tschipka hergeschlichen kam. Um sie her waren Blumen und Gras verstreut; auf den Knien hielt sie eine volle Schürze dieses Feldreichtums ausgebreitet. Das Mädchen steckte bald die eine, bald die andere Hand in die Schürze, zog Blume für Blume hervor, passte Farbe zu Farbe an, flocht sie ineinander und band sie mit einem langen Grashalm zusammen. Doch nahm diese Arbeit nicht alle ihre Gedanken in Anspruch: das Mädchen sang leise vor sich hin. Ein leiser Wind wehte und spielte mit ihren kleinen schwarzen Locken, die unter dem langen dicken Zopf an den Schläfen hervorstanden, er spielte mit dem breiten roten Band, das in den Zopf eingeflochten war und trug ins Feld hinaus das sehnsüchterfüllte Lied . . . An der wehmütigen Stimme, an dem nachdenklichen Gesicht konnte man merken, dass das Mädchen nicht ohne Sorgen lebte . . .

„Du sollst leben!“ schrie ihr dicht am Ohr Tschipka zu, der von ihrer Rückseite her sich hergeschlichen hatte.

Das Mädchen fuhr auf, erbebte, stand auf, um davon zu laufen, doch nachdem sie die Blumen aus der Schürze fallen gelassen, kam sie zu sich, liess sich ins Gras nieder und begann mit beiden Händen die Blumen aufzulesen und wieder in die Schürze zu werfen diese Herrlichkeiten des Feldes.

„Und wohin willst du jetzt vor mir entzinnen?“ fragte sie Tschipka.

„Ich laufe nicht einmal davon . . .“ entgegnete sie aufatmend und erhob ihre Sammtaugen zu ihm. „O—oh . . . wie du mich erschreckt hast . . . dass dich! . . .“

Ganz bezaubert war Tschipka von ihrem funkensprühenden Blick und ihrer frischen, hellklingenden Stimme. „Und wie schön bist du! . . . und lieb, und angenehm!“ fuhr es ihm durch den Sinn. Schweigend stand er vor ihr da und ergötzte sich an ihrer herrlichen Schönheit. Auch sie schwieg still, sie las die Blumen auf. Er wurde kühner und setzte sich zu ihr hin.

„Was soll das werden?“ begann er der Erste, auf den noch nicht fertigen Kranz weisend.

„Siehst es denn nicht? Ein Kranz!“ Sie schrie beinahe.

Und wieder schwiegen sie beide still. Er stützte sich ein wenig auf dem Ellbogen und schielte zu ihrem Gesichtchen hinüber, das durch diese unerwartete Furcht ein wenig unruhig geworden war und wie Flammen sprühte. Sie hatte nur die Blumen aufgelöst und band jetzt die gleichfarbigen zu kleinen Bündelchen. Ringsumher war es still und schön und grün; nur das üppige Korn säuselte mit seinen langen Ähren, als sprächen sie miteinander; zugleich mit der Luft sogen die Lungen auch den Duft der Blumen ein, und es war leicht und angenehm zu atmen . . .

„Ist das dein Feld?“ fragte sie etwas später ängstlich den Tschipka, von dem Kranz die Augen nicht erhebend.

„Mein.“

„Auch das Getreide ist dein?“

„Mein.“

„Auch das dorten hinterm Haus ist dein?“

„Mein.“

„Und ich habe dieses Plätzchen hier sehr lieb . . . Sieh, was für schöne Blumen darauf wachsen!“

Tschipka fiel es nicht ein, ihr zu antworten, statt dessen aber heftete er seinen Blick auf sie. Das Gespräch brach ab. Einen Augenblick . . . zwei . . . Tschipka wendet nicht seine Augen von ihr.

„Was siehst du mich so an?“ sprach sie, ihm einen Blick zuwerfend. — „Sieh mal — was für eine Mode er erfunden hat, wie wenn er mich fressen wollte . . .“

Tschipka wendet nicht die Augen weg — so angenehm ist es ihm, sie anzusehen.

„Schau nicht!“ schrie sie und verdeckte seine Augen mit ihrer Hand.

Tschipka ist gleichsam nicht er selbst . . . So lieb ist es ihm, dass sie sein Gesicht mit ihrer weissen weichen Hand berührt hat . . . Wenn er dürfte, würde er hineinbeissen in dieses kleine Fingerchen, das im Lichte wie ein rosiges Blümchen leuchtet . . . Im Moment hatte sie die Hand entfernt. Lächelnd, bohrte er wieder seine Augen in sie fest.

„Schau nicht! Hörst du . . . Sonst wende ich mich weg!“ In der Tat kehrte sie ihm den Rücken zu.

Tschipka schlich sich wie ein kleines Kind auf die andere Seite und sah ihr weiterfort ins Gesicht.

„A—a—a, Unausstehlicher! . . . Klette! schau nicht, sag' ich, schau nicht!“ Und begann mit dem Kranze ihn über Kopf und Gesicht zu schlagen.

„Schlag!“ dachte Tschipka, „schlag besser . . . wenigstens eine Ewigkeit schlag so fort, nur davon jag' mich nicht . . . mir ist ja so wohl und lieb bei dir! . . .“

Sie bearbeitete ihn mit dem Kranze, er aber lächelte nur . . . Der Kranz ging auseinander, die Blumenköpfchen fielen ab; die Stauden ins Gras werfend, schrie sie:

„Schau her, was du angerichtet hast! Schau her, was! Siehst du's?“ Und die weissen Hände unter den Armen verschränkend, begann sie schon von selbst zu kokettieren . . .

Tschipka hielt es nicht aus. Wie die Katze über die Maus, fiel er über

sie her und sie fest umschlingend, presste er auf ihre Wange einen solchen Kuss, dass ein Schall entstand, wie wenn jemand aus voller Kraft in die Hände geklatscht hätte.

„La—a—ss! . . . la—a—a—ss!“ schrie das Mädchen, sich sträubend. Er drückte sie noch fester an sich, bis sie die Hand ausstreckend, ihm eins übers Gesicht versetzte . . . Erst dann liess er sie los.

„Hast du mir aber eins versetzt, dass es in der Nase wirbelt!“ sagte er, das Gesicht verziehend.

„Warum bist du zudringlich, Unverschämter? . . Weil er ein Mädchen allein im Feld angetroffen, wird er schon frech!“ . . . sagte sie. Und ihre Augen lachten nur so . . .

„Dummchen du . . . was ist?“

„Wie das? Sieh, der Speichel . . . be—e!“ Und begann mit dem Ärmel den Mund zu wischen.

„Aber nicht gebissen!“ lachte Tschipka.

„Das wäre nicht schlecht, wenn du gebissen hättest . . . Die Augen herausgekratzt hätte ich dir!“

„Wenn du stark genug wärest!“

„Du hättest's ja gesehen . . .“

Das Gespräch verstummte von neuem. Sie starrte irgendwohin, in ferne Weiten, und or — auf sie. Ein Wind kam dahergeweht und zerriss das rauchartige Wölkchen, das die Sonne verduckelt hatte; diese schwamm hervor in ihrer herrlichen Schönheit und ergoss über sie glänzende Lichtwellen, gleichsam einen heissen Goldregen. Das Korn rauschte und hob die gebückten Ähren empor.

Das Mädchen sah Tschipka geradeaus ins Gesicht, und da sie einmal seinen Augen begegnet war, liess sie ihre dichten Wimpern senken und fragte:

„Wo warst du, dass ich dich so lange nicht gesehen habe? Warum kamst du nicht her?“

„Nirgends war ich!“ leugnet Tschipka, während er bei sich denkt: warum bin ich ihr hier nicht begegnet?

„Was hast du getrieben?“ fragte sie.

„Bei der Wirtschaft . . .“

„Hast du noch irgendwo Grundstücke?“

„Nein, keine.“

„Hast du ein Haus?“

„Ja.“

„Auch Vater und Mutter? Brüder und Schwestern?“

„Nur eine Mutter.“

„Und wo wohnst du?“

„In Pisky. Und du. wo?“

„Was geht das dich an?“

„Du hast mich ja auch gefragt . . .“

„Wozu hast du's erzählt?“

„Sag wenigstens, wie sie dich heissen?“

„Wie man's Brot tut heissen . . .“

„Wessen bist du?“

„Vaters und Mutters . . .“

„Wunderschön bist du!“

Er streckte sich mit der Brust auf die Erde hin, stützte das Gesicht in beide Hände und stierte sie eifrig an.

„Hast du dir wirklich vorgenommen, mich zu fressen? . . . Was glotzt du mich an?“

„Weil du sehr hübsch bist . . .“

Sie lächelte, richtete auf ihn ihre schwarzen Augen, sah ihn an, lockte ihn mit ihnen.

„Geh schon nach Hause. . . . Wozu bist du hergekommen? . . . Verschlucken wollte er einen, liess den Kranz nicht zu Ende flechten! . . .“

„Und warum hast du geschlagen?“

„Warum warst du zudringlich, Unverschämter? . . . Fort mit dir! . . .“

Und erwischte ihn mit ihren Händen an den seinen und versetzte ihm einen Stoss, dass Tschipka mit der Nase ins grüne Gras fiel. Sie stiess eine jugendlich klingende Lache hervor, wie wenn jemand Silber auf einen goldenen Teller fallen liesse.

Tschipka vermochte kaum den Kopf zu erheben, da hörte er rufen:

„Halja! . . . Halja! . . . Halja! . . .“

Erschreckend, fuhr das Mädchen auf. Tschipka schaut bald auf sie, bald nach der Seite hin, von wo die Stimme kam.

„Wer ist das?“ fragt er.

„Ich weiss es nicht!“ erwiderte sie, und wie eine aufgeschouchte Wachtel, die sich auf einmal aus dem Nest erhebt und in die Lüfte fährt, so sprang sie von ihm weg und war bald im Korn verschwunden.

Sich stützend, erhob sich Tschipka, reckte sich und liess sie dabei nicht aus den Augen. . . . Wie ein Wind wogte sie durch das dicke Getreide dahin — das teilte sich hinter ihr wie Wellen unter dem Druck einer starken Hand, die das Boot lenkt. Und weiter über die blühende Wiese hüpfend, kam sie dann auf dem Hügel zum Vorschein und entschwand schliesslich den Augen. . . . Trippelnden Schrittes eilte ihr Tschipka nach. . . . Sie verbarg sich hinter dem Berg. . . . Da beschleunigte er seine Schritte, als verfolgte er einen Dieb, und schoss peilschnell den Hügel hinan, dann atmete er auf und blickte in die Ebene hinab. Und was bot sich hier seinen Blicken? Vor einem Vorwerk, zwei Ackerbreiten etwa vom Gipfel des Hügels, auf dem er sich befand, stand ein fettes, gemästetes Weib, vor der Sonne die Augen mit der Hand überschattend und schrie in die ganze Umgegend hinaus: „Halja!“ Das Mädchen lief geradeaus auf das Weib zu und schrie schon von der Ferne: „Was wollt Ihr? Da bin ich ja! Da — da — gleich! . . . gleich!“ Bald stand sie auch schon neben dem Weib und beide begaben sich dann in den Hofraum.

„Nu, jetzt weiss ich, wer du bist!“ sagte Tschipka laut und ging frohgemut zurück.

Dieser Umstand stimmte ihn beinahe heiter: von seinem Gesicht verschwand die Versonnenheit, in seinen Augen war keine Trauer mehr, er wurde fröhlicher, heiterer; zuweilen konnte man ihn auch ein Lied summen hören. . . . Das Glück lockt, hätschelt und liebkoost ihn mit guter Hoffnung; lieb lächelt ihn die Welt an, und Tschipka schaut in sie nicht mehr bösen Blickes, mit weichem Herzen lauscht er ihr; er möchte die ganze Welt umarmen, ihr die Tränen wegwischen, ihr Leid beschwichtigen. . . .

In Gedanken in sich gekehrt, hört er, wie in seinem Kopfe die Angst mit der Hoffnung kämpft: bald ist die Angst von der Hoffnung besiegt, bald

die Hoffnung von der Angst . . . Doch immer gewinnt die Hoffnung die Oberhand! . . .

Wie bezaubert hat ihn seit dieser Zeit das Feld. Einen, zwei Tage hält er's aus, dann geht er . . . „Vielleicht sehe ich sie wenigstens von der Ferne, wenn es mir nicht glückt, mit ihr zu plaudern“ . . . Er geht von Acker zu Acker, von der Strasse zum Hügel, vom Hügel zur Strasse; überall späht er nach ihr. „Da hab' ich sie zuerst gesehen . . . Da hat sie den Kranz geflochten . . . auf jenem Plätzchen dorten hat sie geruhet . . . da ist sie gelaufen . . . und hier — das merkt man — muss sie unlängst gegangen sein, denn die Spur ist frisch“ . . . Doch sieh, er war noch nicht zu sich gekommen, da sah er sie auch schon zwischen dem Korn dahinhuschen — das Kleid wehte nur so . . .“

„Atech, davon ist sie!“ sagte er laut. — „Weit, weit schon . . . hinterm Berg . . . Nu, sie ist ja auch ein Mädchen!“

Und er kehrt heim nach Pisky, frohgemut und fröhlich, dass er sie wenigstens von ferne gesehen! . . .

Aus dem Ukrainischen übertragen von Wilhelm Horoschowski.





Zur gefälligen Beachtung! Alle auf den Inhalt der Zeitschrift bezüglichen **Briefe, Manuskripte, Rezensionsexemplare, Bücher etc. etc.** sind **nur** an Roman Sembratowycz, Wien, XVIII/2, Gersthoferstrasse 32 zu **senden** (nicht an die Administration des Blattes!)

Dagegen sind alle geschäftlichen **Mitteilungen, Abonnements, Nummerbestellungen, Reklamationen etc.** nur an die **Administration** der „Ruhensische Revue“, Wien, VIII/1, Wickenburggasse 10 zu adressieren.



Verantwortl. Redakteur: Roman Sembratowycz in Wien. — Druck von Gustav Röttig in Ödenburg.
Eigentümer: Das ruthenische Nationalkomitee in Lemberg.



3 0000 108 580 220

